<36603960610017

<36603960610017

Bayer. Staatsbibliothek

F. O. geminé

P. o. germ. 1168 (4

Lyf. Bl. Druckschr. ps. 488.

Om. 4403 2

geb. 1742 bei Erfurt, † 1785.

Friderich Just Riedels
Weiland K. K. Raths,
sämmtliche
Schriften.

Staatsbibliothek
München

Vierter Theil.

Verschiedene Briefe.

WIEN,
bei Joseph, Edlen von Kurzbek, k. k. Hofbuchdrucker, Groß- und Buchhändler.

1787.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt
des vierten Bandes.

Erster Brief an den Herrn Kreissteuer-Einnehmer Weiße 1

Zweyter — an Herrn Flögel..... 21

Dritter — an den Herrn Moses Mendelsohn..... 36

Vierter — an den Herrn Kanzleydirektor Wieland..... 70

Fünfter — an den Herrn Professor Jakobi..... 99

Sechster — an den Herrn geheimen Rath Klotz..... 116

Siebenter— an den Herrn Hofrath Käſtner..... 154

Achter — an Herrn Nikolai in Berlin..... 192

Neunter — an Herrn Canonicus Gleim..... 213

Zehnter — an den Herrn geheimen Hofrath von Thümmel 136

Briefe über die Physiognomik..... 253

Briefe plagiarischen Inhalts..... 279

Fort-

Inhalt des vierten Theils.

Fortsetzung der Briefe über die Physiognomik..... 291
Drey und zwanzig Beiefe von Klotz an Riedel, und von Riedel an Klotz..... 309—365

Anhang.

Briefwechsel des Herrn Professor Riedel mit dem Antikritikus..... I
Gelehrte Geschichte dieses Briefwechsels.
Vier Briefe von dem Antikritikus an Herrn Professor Riedel, und von Herrn Professor Riedel an den Antikritikus.... 3—19
Memento mori an den Antikritikus von Gleichmann..... 77
Verschiedene Schriften über die Musik des Ritter von Gluck.
Vorbericht..... 113
Erster Brief des Herrn von ** an die Frau Gräfin von ** über die neue Oper..... 123
Zweyter — an die Frau von *** über die Oper Iphigenie en Aulidè 142
Gespräch zwischen Lulli, Rameon, und Orpheus in den elisäischen Feldern..... 168

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erſter Brief

an den Herrn Kreis Steuereinnehmer

Weiße.

Freylich, mein theueſter Freund, hat Sie der alte Vatter Bodmer mit einer ſchönen Parodie auf Ihren Atreus beehret; und wenn er Sie dadurch nicht gebeßert hat, ſo ſind Sie und wir alle ihm doch immer vielen Dank ſchuldig für das Vergnügen, das uns ſein kritiſcher Schwanengeſang und ſeine politiſche Schauſpiele verſchaffen. Noch einmal vor ſeinem Ende ſtößt der Patriarch in die kriegeriſche Tuba, und überzeugt uns, wie durch ſeine Calliope, daß es ein gewiſſes Alter

giebt, in welchem uns die Musen und Grazien verlassen; selbst Kritika verläßt ihn, die Göttin, der er nun ein halbes Jahrhundert hindurch gedient hat. Doch vielleicht hat er diesen Ausritt auf Sie, auf Klotzen, auf Leßingen, auf Nicolain, auf Utzen, auf Gerstenbergen und, der ich der geringste unter ihnen bin, auch auf mich nur deßwegen versuchet, um sein kritisch Jubelfest desto feyerlicher zu begehen; denn eben sind es funfzig Jahr, da er zuerst in das Publicum hervortrat und, welches wir auch merken wollen, weit jünger war, als wir, deren Jugend er jetzt verachtet. Mag doch ein Mann, der sein Ehejubiläum erlebt hat, sich immer freuen und an den Tag seiner Hochzeit gedenken! Und mag doch der Altvater Johann Jacob Bodmer sich an die Zeiten erinnern, da er der Kunstrichter nach der Mode war, und in die kritische Wuth zurücktaumeln! Gern gönn ich ihm seine Kurzweil und wünsche ihm Glück, daß die Grazie, von welcher ich einmal gesprochen habe, für ihn Memento Mori ist, wie ein schönes Weib für St. Hilarion. Aber

das

das soll er uns auch gönnen, daß wir von seinem Buche für die etliche Groschen, die es uns gekostet hat, die beste Nutzung ziehen und uns über die lustige Positur recht satt lachen, in der er sich noch in seinem siebzigsten Jahre vor der ehrbaren Welt gezeiget hat *). Doch nicht immer lachen wollen wir; in einer gewissen ernsthaften Laune, die mich nur zu oft anwandelt, suche ich auch bey dem lächerlichen Buche etwas ernsthaftes zu denken; und auch in den Feldzügen des Herrn

*) Herr Bodmer hat große Lust noch einmal eine Lanze zu brechen, und wünscht sehr, daß Herr Weiße sich mit ihm einlassen soll. Schon vor fünf Jahren schickte er diesem über die scherzhaften und Amazonen Lieder etliche erbauliche Pasquinaden zu, die er in die Zürcher freyen Urtheile hatte einrücken laßen. Und jetzt laufen noch in Berlin und Leipzig eine Anzahl politischer Schauspiele von ihm nebst einer Vorrede wider Hrn. Weiße herum, die keinen Verleger finden können. — Der gute alte Mann thut, als ob die ganze Schweitz mit ihm ziehe; glaubwürdige Nachrichten aber versichern mich, daß er allein sey und allein bleiben werde. Verschiedene seiner ehemaligen Busems Freunde werden nur durch das Andenken der vorigen Freundschaft abgehalten, daß sie sich nicht öffentlich wider ihn erklären.

Bodmers bemühe ich mich, etwas zu finden, wobey ich philosophiren kan. Wir werden sehen!

„ Wir sollen glauben, sagt der Vor„ redner zum schweizerischen Archive, daß „ es Schönheiten gebe, welche nur der „ Nation, und des Ortes, und der Zei„ ten, eben so veränderlich als die Laune „ und der Gefallen des Publicums sind; „ die Gesetze der Schönheit sollen nicht „ gleich alt mit den Sachen seyn, sie sol„ len die Gesetze unserer Welt, unserer „ Sprache, unserer Philosophie seyn; „ die jüngsten Schönheiten, so wie die„ se Kunstlehrer selbst die jüngsten Kunst„ lehrer sind. „

Herr Schmid, wider den eigentlich diese Stelle gerichtet ist, mag sich selbst vertheidigen; auch mir gefällt es nicht, daß er eine Dichtkunst nach den neuesten Grundsätzen und nach angenommenen Urtheilen geschrieben hat. Die neuesten Grundsätze sind nicht immer die besten; und bey der jetzigen Lage unsers Publici, welches durch Kunstrichter von verschiedenen Stimmen zerrüttet wird, ist es schwer

zu

zu entscheiden, welche Urtheile eigentlich die angenommenen sind. Allein den übrigen deutschen Schriftstellern thut der Archivar sehr unrecht, wenn er sie einer Meinung beschuldiget, von welcher sie würklich das Gegentheil lehren. Dies lehrt Herder, der immer die neuern Dichter neben die alten hinstellt und mit ihnen vergleicht; dies lehren die Verfaßer der Litteratur Briefe, der beyden Bibliotheken zu Leipzig und Berlin: und Herr Klotz, oder wer es auch seyn mag, schreibt ausdrücklich: „ Die Regeln der Schönheit sind unveränderlich, und ihre Gesetze so alt, wie die „ Welt. „ *) Auch ich, wenn eine solche Gesellschaft für mich nicht zu vornehm ist, behauptete sonst, der gute Geschmack könnte nicht beßer beschrieben werden, als wenn man sagte, er sey der Geschmack der Alten und derjenigen unter den neuern, welche den alten am nächsten kommen. **) Nur heute bin ich so eigensinnig, daß ich die Sache nicht für sogar ausgemacht halte und es wage, halb scoptisch einen Punkt

*) Deutsche Bibl. I St. S. 2.
**) Theorie I Th. S. 402.

zu untersuchen, von welchem der Archivar glauben wird, daß er keiner Untersuchung mehr bedürfte. Sind die Ideen der Schönheit würklich durchaus einerley? Ihre Gesetze so allgemein, wie die Regeln der Logik und wie die Gesetze der Bewegung? Der gute Geschmack, ist er immer eben derselbe? Oder kann es vielleicht seyn, daß zwo Personen über die Schönheit einer einzigen Sache verschiedentlich urtheilen und beyde Recht haben?

Durch einen Machtspruch will ich die Sache nicht entscheiden; vielleicht ist es ein Vorurtheil, wenn ich den Gedanken nicht fortschaffen kan, daß nicht alle Gesetze der Schönheit unveränderlich sind. Welche sollen es seyn?

Der erste Gesetzgeber der Kunst betrachtete ein einzelnes Werk, welches von ganz Griechenland mit Recht bewundert wurde. Er zergliederte den ganzen Bau, die Anlage, die Oekonomie des Stücks und endlich die einzelnen Glieder; jede Bemerkung, die er machte, wird ihm eine Regel, die vielleicht, vielleicht auch nicht, der Dichter im Sinne gehabt hatte und so entstand

ein

ein Gesezbuch für die Epopäe und für das Drama, welches noch jezt der Grund ist, auf welchen die bewährtesten Kunstlehrer ihre Gebäude aufführen. So haben Bossü und Hedelin die Mechanik des Heldengedichts und des Theaters erklärt und ihre Regeln so deutlich gemacht, so gründlich erwiesen daß man ein Pyrrho seyn muß, um an ihrer Gültigkeit und Allgemeinheit zu zweifeln.

Ein zweyter that noch mehr; was jene nur aus einzelnen Kunstwerken geschloßen, durch einzelne Beyspiele erläutert hatten, das suchte er aus dem Wesen der Schönheit und aus den Begriffen der Kunstwerke im allgemeinen zu demonstriren, wie man es demonstrirt, daß ein Schluß nicht vier Füsse haben soll. Nun war man im Stande, den Horaz aus Definitionen zu beurtheilen; man lernte schöne Regeln von dem Reichthume, von der Größe, von der Wahrscheinlichkeit, von der Lebhaftigkeit, von der Gewisheit, von dem sinnlichen Leben der Erkenntniß, und gab der Einbildungskraft, dem Witze, dem Scharfsinne, der Dichtungskraft eine Menge von bündigen Gese-

zen, alle so scharf erwiesen, wie die Theoreme des Euclides, und mit Exempeln erläutert, die man aus Geßners Thesaurus geborgt hatte.

Unterdessen hatten einige milzsüchtige Engelländer, denen es, die Wahrheit zu sagen, nicht an Geschmack fehlte, die aber viel zu brittisch dachten, um demonstrativisch zu denken, die Werke der Alten und Neuern mit vieler Empfindung gelesen, und aus dem Eindrucke, den ein Gedanke in ihre Seele machte, auf seine Schönheit geschloßen. Sie sammelten ihre Bemerkungen und so entstanden neue Lehrbücher, die freylich so allgemein nicht waren, wie unsere Aesthetiken, in welchen aber doch einige eigensinnige Leute manches gefunden zu haben vorgeben, was sie im Bossü und d'Aubignac, im Breitinger und im Gottsched, im Baumgarten und im Meier vergeblich gesucht hatten.

Um der Sache ein Ende zu machen, will ich einmal kürzer reden; es sind dreyerley Wege, nach welchen man Regeln für die Kunst festsetzen kan, der Aristotelische, der Baumgartensche und der Homische.

Der

Der Griechische Kunstlehrer nimmt seine Gesetze aus dem Werke des Meisters; der Deutsche aus der Definition; und der Brittische aus der Empfindung. Auf welchem Wege werden wir nun diejenigen Regeln der Schönheit antreffen, die völlig allgemein, nothwendig, unveränderlich und so alt als die Welt sind?

Gewiß nicht auf dem Aristotelischen. — Wenn der Kunstlehrer aus der Iliade die Regeln aufblättert, nach welchen Homer gedichtet hat, für wen sollen diese Regeln Gesetze seyn? Für Milton, für Klopstok, für Camoens, für Voltaire? Nicht also! Nur der ist verbunden, nach homerischen Regeln zu denken, der uns eine neue Iliade, oder ein Gedicht nach den Regeln der Iliade verspricht. Ein anderer, der Genie genug ist, sich eine neue Laufbahn zu eröfnen, wird dadurch auch sein eigner Gesetzgeber und schüttelt die Feßeln ohne Mühe ab, die ihm Aristoteles, Bossü und Curtius anlegen möchten. Ist ein Garten wohl tadelhaft, wohl minder schön, weil er nicht ist, wie die hängenden Gärten der Semiramis? Ein Tempel weniger prächtig,

weil der Riß dazu nicht von dem Tempel der Diana zu Ephesus aufgenommen ist? Und sollten wir ein Gedicht deswegen ausstreichen, weil es nicht nach den Regeln des Stagiriten, das heist, nach dem Muster der Iliade geformt ist? Gesetze, die aus einem Werke abgezogen sind, gelten nur von diesem Werke, oder von einem andern, dessen Verfasser ausdrücklich den Zweck hat, das erste nachzubilden, und ein Kunstrichter, der nach so einseitigen Regeln allerley Werke beurtheilet, lehrt uns mehr die Kunst den Homer nachzuahmen, als die Natur. Homers Gedichte werden immer schön bleiben; aber andern wollen wir diese Eigenschaft deswegen nicht absprechen, weil sie nicht nach eben dem Plane gebildet sind. Dieser Weg, aus Einem Gedichte Regeln für die Gattung zu schöpfen, ist noch mit drey andern Beschwerlichkeiten verknüpft. Fürs erste gehen dergleichen Regeln fast immer zusehr ins Detail und man macht oft etwas zu einem allgemeinen Gesetze, was nur eine besondere Wendung des ersten ist. Es ist sicher, daß in jeder Tragödie eine Peripetie seyn muß; wer sagt mir aber, daß

diese

diese Peripetie nothwendig in einer Wiedererkänntniß gegründet seyn müsse? Aristoteles sagt es, wie er es in seinem Sophocles beobachtet hatte. Er hat recht: wenn ich ein Drama, wie Sophocles machen will, das heist ein solches, in welchem eine Wiedererkänntniß statt findet, so muß — diese Wiedererkänntniß statt finden; und folglich wird die ganze Regel identisch. Kan ich aber nun einen Dichter verdammen, der nur ein Trauerspiel giebt, in welchem keine Wiedererkenntniß ist? — Fürs zweyte, wie leicht ist es bey einigem Enthusiasmus, den man für seinen Autor haben mag, einen Fehler für eine Schönheit anzusehen und ihm selbst eine Stelle unter den abstrahirten Regeln einzuräumen? Wie mancher, der in gewißen Oden es wahrgenommen hat, daß der Verstand aus einer Strophe in die andere fortgeschoben wird, denkt hernach, dies sey eine nothwendige Schönheit einer horazischen Ode! So ist es dem guten Homer gegangen! Zuweilen schlummerte der Altvater auch; aber die andächtige Nachwelt sammelte seine Fehler, canonisirte sie und hob sie, wie Reliquien, auf. Wenn

er

er zuweilen, oder vielmehr oft, seine Gleichnisse zu sehr ausbildet, wenn ihn seine Phantasie ganz vom Vergleichungspunkte hinweg und zu Schilderungen verführt, die schön sind, aber hieher nicht gehören; so kommt noch einige tausend Jahr nach seinem Tode ein Breitinger, weißt uns an, diese ausschweifenden Gleichnisse schön zu finden, und belehrt uns, um nur zu dichten wie Homer, mit ihm zu fehlen. Fürs dritte verhindern dergleichen abstrahirte Regeln den Originalflug des Genies; der arme Dichter kriecht unter dem Joche fort, wird eingeschränkt, durch den Gängelwagen des Stagiriten oder seines Urbilds geleitet, und ist nie das, was er seyn könnte. Nie wird er Original und alle Ehre, die er erjagen kan, ist die, gut nachgeahmt zu haben.

Ja Freund! wer glücklich dich copirt,
Ist ein Original.

So hat, glaub ich, Herr Löwen einmahl epigrammatisirt; und mit Recht warf man ihm die Falschheit des Gedankens vor. Immer Copist muß ein Dichter seyn, der immer den Zuschnitt eines andern

bey

bey dem seinigen vor Augen hat und welchem ein jeder Schritt seines Vorgängers eine Regel ist. Eine nothwendige Folge, aus der Ueberredung; als wenn solche Regeln, die bloß aus der Praxis eines Meisters bestättiget sind, allgemein wären! Wo finden wir denn nun die allgemeinen, die ewigen, die unveränderlichen Gesetze der Schönheit, alt wie die Welt und folglich noch ein bisgen älter als Vater Bodmer?

Nicht auf dem Baumgartenschen Wege. Das wäre nun freylich eine vortrefliche Sache, wenn es angienge, Schönheit wie Wahrheit zu definiren, eine Ode, wie einen Sorites, die Epopäe, wie eine Disputation zu behandeln und aus dem gegebenen Begriffe eines Kunstwerks durch eine Reihe von unumstößlichen Schlüssen die Regeln zu folgen, nach welchen die Theile zu entwerfen, zu ordnen und das Ganze einzurichten ist. Aber wo ist dieser allgemeine Begrif der Schönheit? Und woher eine vollständige Definition der Tragödie, des Lustspiels, der Epopäe, der Ode? Die Schönheit ist würklich

ein ἀγγητον welches mehr empfunden als gelehrt wird *). Da sie bloß aus dem Eindruck zu beurtheilen ist, den ein Gegenstand auf unsere Sinne und in unsere Phantasie macht, da dieser Eindruck nach der verschiedenen Receptivität des empfindenden Wesens verschieden seyn kan; wer will mir dasjenige eigentlich bestimmen, was an der Schönheit objektivisch ist? Denn dies müste man bestimmen, um sie vollständig zu definiren. Einen Nominal Begrif zu finden, dies ist keine Kunst; aber eine hevristische Idee, die mir das ganze Wesen der Schönheit vor Augen legt? Eine Fundgrube, in welcher man alle Regeln für die Kunst graben kan? Wer sie finden wird, der soll meinetwegen die Phyllis allein haben. — Schwankend und unzulänglich sind die meisten Betrachtungen, welche unsere Aesthetiker über die Bestandtheile der Schönheit angestellt haben; und oft dreht sich der definirende Kunstlehrer in einem ewigen Cirkel herum und kommt immer in seine ersten Fustapfen zurück.

*) Quod dari, sed non intelligi potest.

zurück. So ist es ihm in der Abhandlung über den sogenanten ästhetischen Reichthum gegangen. Ein jeder Gegenstand der schönen Erkänntniß soll einen objektivischen Reichthum haben — und wenn hat er diesen? — Wenn er in den ästhetischen Horizont gehöret; und der ästhetische Horizont ist der Innbegrif aller Gegenstände des schönen Denkens. Gut nun weiß ich also, was ich vorher wuste, die unerhörte Wahrheit: Ein jeder Gegenstand der schönen Erkänntniß muß ein Gegenstand des schönen Denkens seyn. — Vielleicht aber ist der Aesthetiker dann glücklicher, wenn es darauf ankommt, von einer besondern Gattung der Kunst, wie von der Epopäe, einen Begrif zu bilden und aus diesem die Regeln derselben herzuleiten; wenigstens Herr Meier hat in diesem Fache Versuche angestellt, *) von welchen einige behaupten wollen, daß sie nicht unglücklich gerathen sind. Es sey! nur bitte ich mir eine kleine Nachricht von der Entstehungsart dieser Begriffe aus, woher und

wie

*) In seiner Beurtheilung der Gottschedischen Dichtkunst.

wie sie wohl ohngefehr wären gebildet worden. Vielleicht sind sie ganz willkührlich gemacht, wie etwa die Gerstenbergische Idee vom Liede in den schleswigischen Briefen, wie verschiedene Träume des Herrn Herders, wie der Begrif des Herrn M. Schmids von der Epopäe und wie fast alle Definitionen, die sich aus den vermischten Ausdünstungen des Kunstrichters und des Philosophen zusammen geballt haben. In diesem Falle überlaße ich und cedire dem Kunstlehrer seinen Begrif, nebst allen Pertinenzstücken und daraus folgenden Regeln und Befugnißen, als sein völliges Eigenthum, für ihn und für seine Erben; doch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß er sich nicht erfreche, jemals nach seinen selbst erfundenen Regeln irgend ein Werk der Kunst, welches schon vorhanden ist, zu beurtheilen, oder zu verlangen, daß irgend ein Künstler und Dichter so willkührlichen Gesetzen in der Anlage und Ausbildung seiner Werke unterworfen sey. Dafür soll es dickberührtem Kunstlehrer hingegen verstattet seyn, nach seinem eigenen Plane so viele und so mancherley Werke, als er

selbst

selbst will, zu verfertigen, durch seine Schüler, oder durch irgend eine deutsche Gesellschaft verfertigen zu laßen, und diesen Produkten Namen zu geben, wie er es selbst für gut hält. — Ernsthaft gesprochen, aus willkührlichen Begriffen folgen nur willkührliche Regeln, die nur für den eine Verbindlichkeit haben, der jene Begriffe als wahr annimmt. — Vielleicht aber sind diese Definitionen, um nicht willkührlich zu seyn, allzusklavisch gebildet und bloß aus solchen Kunstwerken, die schon vorhanden sind, abstrahirt; von diesen gilt alles, was ich vorher von der aristotelischen Denkart in der Kunsttheorie gesagt habe. Vielleicht endlich sind sie durch die natürliche Empfindung des Schönen und durch den guten Geschmack selbst geformt und realisirt worden; diese möchten wohl vom grösten Gewichte seyn; ich werde sie genauer untersuchen und diese Untersuchung führt mich auf die Methode der Engelländer, in Werken der Kunst zu beobachten und Beobachtung in Theorie zu verwandeln.

Die homische Denkart (so nenne ich sie vorzugsweise, weil der Lord Kaym unter den poetischen Beobachtern der vornehmste ist) hat vor allen andern sehr viele Vortheile. Man studirt mehr das menschliche Herz mit seinen mannigfaltigen Wendungen und Abänderungen; man schließt die Empfindung auf und verfolgt ihre Spur bis auf die innersten Schlupfwinkel; man lernt derselben ihr Verfahren ab und unsere Mühe wird durch eine Menge von Bemerkungen belohnet, die nicht für den Kritiker allein, die auch für den Künstler selbst reelle und charakteristische Regeln sind. Aber auch allgemeine? Sollten sie völlig allgemein seyn, so müssen alle Menschen einerley Empfindung haben, alle eine Aussicht, eine Denkart, und alle die Gegenstände von Einer und eben derselben Seite betrachten und von ihren Gegenständen einerley Eindrücke fühlen. Und dieser Bedingung widerspricht die Erfahrung gerade zu. Oft gefällt einem dies, und misfällt dem andern. Hat dieser deswegen unrecht? Oder jener? Oder können Sie nicht beyde recht haben. Im Fache der

Schönheit ist es nicht wie im Fache der Wahrheit, wo unter zwo entgegengesetzten Urtheilen nur eines wahr, das andere falsch seyn muß. Für mich ist das schön, was mir gefällt. Misfällt es einem andern, so sey es immer für ihn häßlich. Ich laße ihm seine Empfindung; er soll mir die meinige laßen. Mag doch einer immer auf seinem Steckenpferde ruhig durch alle Gassen forttraben, wenn er nur nicht verlangt, daß wir hinten aufsitzen sollen. — Es gehet dem geistigen Geschmacke, wie der äußern Empfindung; wir wollen dem Engelländer sein Rostbeef und dem Franzosen seine Suppe gönnen; sie sollen nur nicht verlangen, daß wir immer mit essen. Bey seinem Rostbeef ließt der eine das verlohrne Paradies und spottet der Henriade, die der andere bey seinem Bouillon für zwanzig Miltons nicht vertauschen würde. Wir wollen also immer poetische Skoptiker werden, und eine jede Beobachtung, die der Geschmack erzeugt hat, so lange für einseitig, für particulär halten, bis sie durch die Einstimmung des Publici zu verschiedenen Zeiten und an ver-

schiedenen Orten ist bestätigt worden. Viele Stellen, die Home getadelt hat, werden von andern gelobt, die dafür manche Wendung aus dem Shakspear hinwegwünschen, aus welcher Home eine Regel macht.

So, dächte ich, irrte man doch wohl nicht, wenn man wenigstens von vielen Regeln der Kunst und besonders der Poesie sagte, daß sie nicht völlig allgemein sind; nicht allgemein in Rücksicht auf den empfindenden Menschen und selbst nicht allgemein in Ansehung ihrer eigenen Ausdehnung, weil, wie schon Herr Leßing bemerkt, eine jede derselben ihre Ausnahme leidet, die der gute Geschmack zu bestimmen hat. Aber welche sind nun allgemein? welche nicht? — Ueber diese Fragen ist bey mir ein Ding entstanden, welches ich gerne ein System hier nennen möchte. Ihnen, mein theuerster Freund, mag ich es nicht vorplaudern; ich habe vielleicht Ihre Geduld schon ermüdet. Lieber will ich mich davon mit einem Paar Philosophen besprechen. Trotz allen Parodien und politischen Schauspielen. Leben Sie wohl!

Zweeter Brief an Herrn Flögel.

Nein! mein vortreflicher Freund! die Collectanea, von denen Sie mir schreiben, hätten Sie nicht verbrennen sollen. Mit Ihrer Erfindungskunst und mit Ihrer Geschichte des menschlichen Verstandes hatten Sie uns ein Recht gegeben, alles von Ihnen zu fordern, was nur noch in einem Felde zu erobern ist, in welchem schon so viele Eroberungen gemacht sind. Sie würden uns in einer Theorie der schönen Künste gleichsam den Commentar oder den Pendant zu ihrer Geschichte des menschlichen Verstandes gegeben und die Geschichte des Geschmacks durch alle Nationen, durch alle Jahrhunderte fortgeführt haben; vielleicht wäre meine Lieblings Grille von der Veränderlichkeit der Kunstregeln dadurch entweder erstickt worden, oder zur Reife

gediehen. Laßen Sie mich immer ein wenig von diesen Träumereyen mit Ihnen plaudern! Die Sache gehört eben für ihr Forum.

Die Bürgerlichen Gesetze, sagt Montesquieu, sollen nach dem Clima gebogen werden, nach dem Geist des Jahrhunderts, nach dem National-Charakter und überhaupt nach den Umständen, unter welchen man sie giebt. Sollte es nicht mit den Gesetzen der Schönheit eine ähnliche Bewandniß haben? Ohne Zweifel, wenn es nur einmal ausgemacht wäre, daß selbst der gute Geschmack veränderlich und nicht immer eben derselbe ist, oder, daß mehrere wiedersprechende Urtheile von der Schönheit und Häßlichkeit zugleich wahr seyn können. Ich will die Erfahrung fragen; was antwortet sie?

Gottsched schrieb eine kritische Dichtkunst für die Deutschen. Warum nur für die Deutschen, sagten einige, als wenn der deutsche Poet ein anders Geschöpf wäre, als der Griechische. — Gottsched verstand die Kritik und bey der neuen Ausgabe ließ er den Zusatz hinweg. Sollte er

es thun? So hätte würklich Marmontel keine Poetik für die Franzosen schreiben dürfen. Ich denke doch, ein jedes Volk hat Nationalquellen, aus welchen die Urtheile fließen, die von ihm über das Schöne und Gute gefällt werden. Dort würde ich also suchen und aus vielen die nothwendigen Regeln für den Kunstrichter und für den Poeten hervorhohlen. Und so entsteht in mir ganz natürlich die Idee zu einer Dichtkunst für meine lieben Landsleute, die Deutschen.

Ganze Nationen widersprechen einander in den Urtheilen des Geschmacks und der Empfindung des Guten und Schönen. Die Römer wunderten sich, oder spotteten, wenn sie hörten, daß Epaminondas mit Fleiß die Musik gelernt, zierlich getanzt und künstlich auf der Flöte gespielt habe. Aber, setzt der Schriftsteller hinzu, diese Herren, die den Charakter der Griechen zu wenig kennen und alle andere nach sich beurtheilen, sollten wissen, daß nicht einerley allen gefällt und daß bey der Beurtheilung des Wohlstandes und ähnlicher Dinge viel auf die Gewohnheit und auf die

hergebrachte Sitte ankömmt. Cimon konnte immer seine leibliche Schwester zur Frau haben; können wir es? Die Knabenliebe war in Griechenland nichts schändliches; bey uns auch? Eine Witbe von Stande durfte in Sparta auf das Theater treten und eine Rolle spielen; darf sie es jetzt?

Wie die Principien des Wohlstandes, so veränderlich sind auch die Urtheile in Sachen, die Schönheit betreffend. Wenn Buttler von Caldaunen, vom Schwanze der Justiz und von andern Dingen spricht, die ich nicht nennen mag; so hat er wohl gethan, da er für Engelländer schrieb, die dergleichen natürliche Dinge nicht für schändlich halten. Da aber einer meiner Kunstrichter es tadelte, daß ich in einer deutschen Theorie dergleichen Beyspiele angeführt habe, so gab ich ihm recht und sogleich durchstrich ich in meinem Exemplare die getadelten Stellen. Der orientalische Dichter wagt kühne Bilder; seine Phantasie rollet dahin, schweift aus von einer Blume zur andern, von einem Gleichnisse auf das andere, in Metaphern, in Tropen, in Figuren. Wohl ihm! er hat für seine Nation geschrieben.

Wenn

Wenn aber unsere Deutsch-Orientalisten eben das thun, wer soll sie lesen? Der Morgenländer kan nicht, der Deutsche will nicht; für sich allein also haben sie ihre Werke verfertigt. Vergleichen Sie die Musik der Italiäner und Franzosen, die Tänze der letztern und der Engelländer, nehmen sie immer auch einen guten drollichten Croaten Tanz hinzu; (eine wahre Schule für den Künstler, der die halbnackende Natur studiren will) nun sagen Sie einmahl, welcher Geschmack der beste ist. „Der Geschmack der Natur. „ — Gut! So verschieden also die Natur des Welschen, des Franzosen und des Croaten ist, so verschieden ist auch ihr Geschmack; und alle haben Recht, jeder nach seiner Art.

Religion, Gewohnheiten, Traditionen, Vorurtheile der Nationen, ihr Stolz, ihr Charakter, ihre Sprache, ihre Regierungs-Form, ihre Känntniße und hundert andere Punkte zusammengenommen müssen nothwendig, sobald sie in der Mischung erscheinen, ihre Urtheile auf eine ganz verschiedene und abstechende Art färben; Besonders die Sprache, die gewis auf das Ge

der Gedanken mehrern Einfluß hat, als man insgemein glaubet. Nichts ist abentheuerlicher, als die Sprache der einen Nation nach dem Muster der andern zu formen. Modeklagen von den Mängeln der deuschen Mundart hören wir genug; aber wenige Patrioten finden sich, die den Dialekt der Deutschen aus sich selbst verbessern wollen. Der eine schneidet sich einen Rock nach der Römischen Toga, der andere nach der Rüstung der griechischen Helden, der dritte nach dem Reglige des Franzosen, der vierte nach dem Morningh gown oder Reading goad des Britten; der fünfte mischt alles durch einander und so entsteht ein buntes Ding, die wahrhafte Montur eines Polichinello oder Fastidio du Fastidii. Laßt uns doch auf deutschen Wegen gehen! Wie mancher Edelgestein liegt noch im Kothe des Philanders von Sittewald, der Fruchtbringer, der Hans Sachsen, der Lohensteine, und anderer, die wir nicht lesen, als um ihrer zu spotten? — Dafür haben wir freylich mit andern Herrlichkeiten unsern Sprachschatz bereichert, mit blauaugigten Dirnen, mit

rosen-

rosenwangigten Mädgen, mit hirschfüßigen Läufern, mit erzstirnigten Schlachtschützen, und andern griechisch deutschlallenden Entibus mehr.

Nach solchen Ideen würde ich meinen Standort wählen, wenn ich das Geschick, oder die Muße hätte, eine Poetik der Deutschen zu schreiben. Der Charakter der Nation und ihre Denkart müßte zum Grunde gelegt, mit dem Charakter anderer poetischen Völker verglichen und daraus die wahre Temperatur bestimmt werden, nach welcher die deutsche Muse deutsch singen muß. Ich untersuchte ferner nach Findeisen und Herder, die Natur unserer Sprache, ihren Einfluß auf die Gedanken selbst, auf ihre Ausbildung und Ordnung, nebst den Wegen, wie sie zu verbessern wären. Ich würde wie eine poetische Topik, die verschiedenen Felder der Mythologie in eine Landcharte bringen; die griechische, wieferne sie ὑλη für uns ist und nicht ist; die altdeutsche, bardische, skaldische; das System unserer Religion; unsere Vorurtheile von Zaubereyen, Gespenstern, Ahndungen, Wahrsagungen: einige dieser

Stücke

Stücke geben uns ernsthafte, andere aber komische Maschinen. Die Geschichte der Deutschen lieferte mir Helden, die zu besingen, Scenen, die zu schildern wären; und nach dieser Anlage wanderte ich theils durch die allgemeinen Regeln der Poesie, theils durch ihre Gattungen fort und zeigte überall die Abänderungen, welche der Charakter der Deutschen in den angenommenen allgemeinen Regeln zu machen befiehlt, und die fernern Bestimmungen, welche er noch hinzu setzt. So ein Werk, wie ich es im Sinne habe, wäre wohl nicht unrecht; aber ich entwerfe es und meine Kinder mögen es schreiben!

Auch der Geschmack verschiedener Zeiten ist veränderlich; nicht so sehr, als der Geschmack der Nation, aber doch immer veränderlich. Die Nachwelt gegen die Vorwelt ist immer billiger, als es nie eine Nation gegen die andere ist. Nur selten giebt sich ein Volk die Mühe, sich mit der Denkungsart des andern bekannt zu machen, sich in den Standort des andern zu versetzen und dann zu urtheilen. (Wir Deutsche sind noch immer in diesem Stü-

cke gefälliger gegen unsere Nachbarn, als es diese gegen uns sind.) Hingegen die Nachwelt studirt sorgfältig die Religion, die Geschichte, die Sitten und die Gebräuche der Alten, und ist geneigt, fast immer, die Perraults ausgenommen, sehr billig, voll von Hochachtung zugleich und von Nachsicht, über die Alten zu richten. Sie betrachtet an ihren Werken mehr die allgemeinen Schönheiten, übersieht die einzelnen Fehler, oder schafft sie durch einen kritischen Uberglauben zu Tugenden um. Und doch begegnen uns noch immer in den Werken unserer Vorfahren Steine des Anstoßens; wir zucken die Achseln und sind wenigstens geneigt, sie zu entschuldigen. Perraults Parallelen, und wenn sie ohne allen Geschmack gemacht wären, enthalten doch einige Beweise, daß manches der Vorwelt gefallen und mit Recht gefallen kan, was der Nachwelt misfällt und mit Recht misfällt. Aus diesem Grunde habe ich an einem andern Orte das meinhardische Vorhaben den Homer zu übersetzen nicht gebilliget, wenn ich gleich weiß, daß die Deutschen so ekel und

unbillig

unbillig nicht sind, wie die Franzosen und also auch den Homer mit seiner antiken Mine sehr geneigt aufnehmen würden, wie sie zum Beyspiel im Milton nicht die Hälfte von dem komischen finden, was unsere leichtsinnige Nachbarn darin zu finden glauben *). Herr Klotz giebt meiner Meinung, nicht durch seinen Namen, denn Namen wollen wir hier nicht gelten laßen, sondern durch seine Erläuterungen ein beträchtliches Gewicht. **) „ Ein großer Theil des homerischen Schmucks bestehet in seinen Beywörtern. Diese, einmal glücklich erfunden, sind dann die eigenthümliche Charakter eines Gottes, Volkes oder Helden und durch sein ganzes Gedicht werden sie diesen Gegenständen beygefügt. Aber eben diese Beywörter laßen sich nicht in unsere Sprache übersetzen, (denn man sage einmal: wohlgestiefelt, schnellfüßig, silberfüßig, wie es einige versucht haben, und sehe, ob man nicht eben so lächerlich werden wird, als diese,)

und

*) Man vergleiche das 43te Stück der Braunschweigischen neuen Zeitungen vom Jahr 1768.

**) S. die Deutsche Bibl. 1 B. 111. St. S. 7.

und nimmt man den allgemeinen Begrif, so wird doch das Bild ungemein geschwächt. Ferner, wer will es jetzt wagen, die wirthschaftlichen Worte in unsere Sprache übertragen? Unsere Sprache hat viele Worte, die nicht so edel sind, daß man sie in einem Gedicht, besonders in einem epischen, brauchen könnte. Das Wort Bratspieß würde eine ganze Seite der besten Hexameter verstellen. Will man diese Stelle weglassen, so liefert man uns nur den halben Homer.„ *)

Ich darf sogar noch behaupten, daß jeder Mensch, wie seinen eigenthümlichen Charakter, so auch seinen eigenthümlichen Geschmack hat; thut er unrecht, wenn er ihm folget? Noch eher sind die Urtheile mehrerer Menschen über Wahrheit und Sittlichkeit mit einander zu vereinigen, als diejenigen, welche sie über das Erhabene und Schöne fällen. Wenn also der eine

*) Auch Homers Mahlereyen, die so sehr bewundert werden, schicken sich für unsere Denkungsart nicht. Eine Stelle aus Herrn Wielands comischen Erzählungen (S. 166. 167. der neuen Auflage) verdient bey dieser Gelegenheit gelesen zu werden.

eine nach seiner Empfindung denkt, schreibt und urtheilt, so würde ein anderer, der jenem gerad zu folgen wollte, sich Feßeln anlegen und sein eigenes Gefühl verläugnen. Dieser Unterschied in den Urtheilen der Menschen über das Schöne in der Natur und Kunst ist freylich nicht immer hervorstechend genug, um bemerkt zu werden, theils weil doch die meisten in den meisten Punkten mit einander übereinkommen, theils, weil man oft, aus Furcht ausgezischt zu werden, es nicht wagt, mit einer Meinung öffentlich hervorzutreten, die der gemeinen Meinung widerspricht. Bey Leuten von einer besondern Laune wird die Verschiedenheit sehr sinnlich. Diese lassen sich mit ihren Gesinnungen ohne Zurückhaltung in ihrer wahren Gestalt sehen; ihr Humour ist ihnen lieb und auch wir sehen ihnen gerne zu, wenn sie ihr Steckenpferd reiten; was sie sagen, gefällt uns, und in jedem andern Munde wäre es vielleicht Unsinn gewesen. Laßt einmal einen deutschen Superintendenten so predigen, wie Yorick, wenn anders Sterne diese Predigten jemals gehalten hat! Laßt Gefern

so

so mahlen, wie Hogarth! Zachariän singen, wie Buttler! Rabenern so spotten, wie Churchill! — Eine artige Figur würden diese Männer in einer Laune machen, die ihnen fremd ist, wenn sie es auch den Deutschen nicht wäre. Die Kreuzzüge des Philologen lese ich immer noch gern; ich weiß, es ist sein eigener Humour, den er für sich allein hat und für sich behalten mag ewiglich; ich studire sie so gar und freue mich, wenn ich ihn endlich so verstehe, daß ich zur Noth sein Scholiast werden könnte. Wenn aber gewiße neuere Scribenten seine Posituren nachmachen, ohne die eigenthümliche Wendung seines Kopfs zu haben; dann sehe ich den wahrhaften Statthalter der Insel Barataria, der bey aller Mühe, die er sich giebt, den Statthalter zu machen, noch immer der alte Panßa bleibt. Laßt doch jedem sein Eigenthum! was in seinem Munde schön ist, wird häßlich, wenn es ein anderer sagt und selbst ein Fehler kan bey ihm eine Schönheit werden.

„ Eine Schönheit? Um Vergebung „
„ mein Herr Riedel! Ein wirklicher Feh-
„ ler wird nie eine Schönheit. „ *)

Und auch um Vergebung mein Herr Dtsch! Wenn ein Lehrling, mit seinem Pomey, oder Hederich in der Hand, alle Unsterblichen in sein sterbliches Lied bemühet, jedes Hochzeitgedicht mit den Musen und dem Apoll anfängt, mit Venus und mit Amor fortsetzt und mit Hymen beschließt, den armen Jupiter zu einem Scherwentzel macht, der alles thun muß, was niemand vielleicht mit Anstand würde gethan haben — so sage ich, die Einwebung der alten Mythologie ist hier ein Fehler. Wenn aber Ramler das alte Göttersystem als eine Hülle braucht, neuere Begebenheiten darunter zu verbergen, als eine Farbe, bekannten Dingen einen neuen Anstrich zu geben, als eine poetische Hevristik — so sage ich, die Einwebung der alten Mythologie ist hier Fehler und Schönheit. Ramler fehlt allenfalls durch einen Anachronismus, aber ohne

dieses

*) Hall. D. Bibl. 1. St. S. 34

diesen Fehler würden wir die Hälfte seiner vortreflichen Gedichte haben entbehren müssen. Der Dichter hat seine eigene Denkungsart, die wir ihm lassen wollen; und wenn wir ihn tadeln, so trift unser Tadel weniger ihn, als seine Nachahmer, die Ramlerisch dichten wollen, ohne einen Ramlerischen Kopf zu haben.

Itzt wollen wir mit einander zusammenrechnen. Wenn der Geschmack die Regel der Schönheit ist, wenn ferner der Geschmack der Nation, der Zeiten, der Personen unendlich verschieden ist, ohne daß wir diejenigen mit Grunde tadeln können, die anders schmecken, als wir; so folgt nothwendig, daß selbst der gute Geschmack veränderlich und nicht immer eben derselbe ist, oder daß mehrere widersprechende Urtheile von der Schönheit und Häßlichkeit zugleich wahr seyn können. Die Sache scheint richtig zu seyn; aber noch habe ich sie nicht bis an die erste Quelle verfolget, aus welcher die Veränderlichkeit des Geschmacks entspringet. Ich will es wagen, über diese Materie zu philosophiren und, um Sie,

mein Freund, nicht durch mein ewiges Geschwätz zu ermüden, mein Systemlein einem andern Philosophen zur Prüfung vorlegen. Ich bin u. s. w.

Dritter Brief an den Herrn Moses Mendelssohn.

Ihnen, mein Theuerster Herr, gebührt das Richteramt über die folgende Abhandlung; Ihre Briefe und Ihre Rhapsodie geben Ihnen den besten Anspruch darauf. Von den besondern Ansprüchen mag ich nichts hinzusetzen, damit nicht wieder ein Ziegra *) komme und sage, „ich sprä-

che

*) Antikritikus der erste und Herausgeber der beliebten hamburgischen Nachrichten aus dem

„ che von denen, welche den Ton im Rei-
„ che des deutschen Witzes angeben, immer
„ mit dem Hute in der Hand unter bestän-
„ digen Verbeugungen; sie ließen mich a-
„ ber auch die Früchte meiner Ergeben-
„ heit einerndten und meine Sachen wür-
„ den wer weis in wie vielen Zeitungen
„ und Journalen über alles erhoben. „

Bravo Herr Ziegra!

Freylich stört eine allzusorgfältige Zergliederung der Schönheit das Vergnügen, welches der Genuß uns gewähren kan. *) Wenn aber der Freund der Wahrheit in dieser Zergliederung nur eine neue Aussicht erblickt, nur die geringste Entdeckung macht; so wird er für die Entbehrung des Vergnügens aus dem Genuße hinlänglich entschädiget und angefeuert, sich mehrmalen auf eine geistige Art zu casteyen, um nur dadurch seine Wißbegierde zu befriedigen. Wir wollen also immer über das Wesen der Schönheit und ihre Regeln

 philoso-

Reiche der Gelehrsamkeit. Antikritikus der zweete ist bekanntermaßen der Comentar über diese Blätter, die unter dem Namen der schwarzen Zeitung berühmt sind.

*) S. den ersten Brief über die Empfindung.

philosophiren; zu einer andern Zeit soll uns ihr Genuß vergnügen, der eine lebhaftere Wollust erzeuget, wenn er sparsamer und seltener empfunden wird.

Ist die Schönheit eine innere Eigenschaft der Dinge, die wir schön nennen, und kömmt sie den Gegenständen schon für sich betrachtet zu, wie die Vollkommenheit, ohne Rücksicht auf ein empfindendes Wesen? Mir däucht, diese Frage ist ziemlich einerley mit der, ob Süßigkeit und Bitterkeit Beschaffenheiten sind, die in dem Gegenstande vorausgesetzt werden und durch welche der Gegenstand süß und bitter seyn würde, auch ohne Beziehung auf irgend einen Geschmack, der ihn empfindet. Zwar ist in dem Gegenstande eine gewiße Beschaffenheit, durch welche er fähig wird, das Gefühl der Süßigkeit zu erregen; die Süßigkeit aber ist nicht in ihm, sondern in der Empfindung. „ Kalt, heiß, bitter, süße bedeutet die hervorgebrachten „ Empfindungen in unserer Seele, mit „ welchen die Gegenstände vielleicht keine „ Aehnlichkeit haben. Und eben so bedeutet die Schönheit, wie andere Namen

„ men der sinnlichen Ideen, eigentlich die „ Vorstellung eines Geistes. „ *)

Wenn ich sage, ein Gegenstand sey schön; so will ich in der That sagen: er gefällt mir. Allein da wir immer gewohnt sind, einen unvermerkten Schluß von unserer Empfindung auf die Empfindung anderer zu machen, so drücken wir unser Wohlgefallen allgemein aus, als wenn das, was uns gefällt, jedermann gefallen müße; das ist: wir nennen den Gegenstand, der uns gefällt, schön. Die Schönheit ist also keine innere Eigenschaft der Dinge; sie ist mehr eine Beschaffenheit unsers Gefühls und des Eindrucks, welchen die Sachen in uns hervorbringen. Ihr Begrif darf nicht aus der Natur der Gegenstände abgesondert werden und eine vollständige Definition von der Schönheit ist so unmöglich, als von der Süßigkeit, Bitterkeit und ähnlichen unmittelbaren Ideen der Empfindung. Wenn wir sagen, das sey schön, was uns gefällt, so ist dies

*) Hutcheson in der Untersuchung unserer Begriffe von Schönheit und Tugend, S. 17. der deutschen Ausgabe.

bloß ein Nominalbegrif, in welchem das Wort und nicht die Sache erklärt wird. Und wenn wir behaupten, die Einförmigkeit in der Mannichfaltigkeit erschöpfe das Wesen des Schönen, so kan diese Idee, wenn sie richtig ist, nur für einen genetischen Begrif hingehen, der uns beschreibt, nicht was die Sache ist, sondern woher sie entstehet. Gegenstände, in welchen Einförmigkeit in der Mannichfaltigkeit empfunden wird, gefallen uns; sie bringen also die Idee der Schönheit in uns hervor, obgleich das Wesen derselben nicht in der Einförmigkeit und Mannichfaltigkeit bestehet. Die Idee der Schönheit ist von gleicher Art, wie die Begriffe, die wir von den Bewegungen unserer wollenden Kraft haben. Freude, Mitleiden, Angst, Furcht, Schrecken — lauter Beschaffenheiten, die wir empfinden, nicht aber im eigentlichen Verstande erklären können. Und wagen wir es, sie zu erklären, so erklären wir entweder blos das Wort durch gleichgeltende Ausdrücke, oder wir bestimmen ihre Entstehungsart, ihre Ur-

sachen

sachen, so gut wir können, und überlassen das übrige der Empfindung.

Der Begrif des Guten und Bösen entstehet in uns fast auf eine gleiche Weise, wie der Begrif des Schönen und Häßlichen. Indem sich Damon in einer lebhaften Phantasie ein Bild von Phyllis abmahlet, das blaue Auge, die sanfte Mine, das schwarze Haar, den sterbenden Busen, den Graziemmund, den regelmäßigen Wuchs, die melodische Stimme; fragen Sie ihn jetzt, ob Phyllis zu küßen, nicht etwas Gutes sey? Allerdings etwas Gutes, wird er antworten; und nun fragen Sie ihn um die Ursachen, weswegen er einen Kuß von Phyllis gut nennet. Er wird Ihnen hundert Gründe, und noch hundert anführen und alle diese Gründe werden, wenn man ihrer Entstehung nachspürt, aus der Quelle herfließen: Ein Kuß von Phyllis ist in Damons Meinung gut, weil ihn Damon will. Gut und Böse sind daher, nach ihrem Ursprunge, Begriffe, die nur Beziehungsweise gedacht werden, in Rücksicht auf ein Subjekt, welchem etwas gut oder böse

seyn soll. Was ich will, das nenne ich mir gut; ein anderer verabscheut es vielleicht und dann kann er es immer für sich böse nennen. Ein dritter ist gleichgültig dabey, weil er, ohne den Gegenstand zu verabscheuen, doch keinen Trieb fühlt, ihn zu besitzen.

Und eben so sind unsere Urtheile über die Schönheit und Häßlichkeit beschaffen. Damon nennt Phyllis schön, weil sie ihm gefällt und um sein Wohlgefallen zu rechtfertigen, wird er Ihnen eine Menge von Ursachen vorzählen, die sich alle zuletzt in dem Wohlgefallen vereinigen und an die er nicht würde gedacht haben, wenn nicht sein Geschmack die Sentenz vor der Deduction gesprochen hätte. Wir sind also bis jetzt noch nicht berechtiget, eine Sache die uns schön ist, überhaupt schön; die uns häßlich ist, überhaupt häßlich zu nennen; es sey dann, daß wir von der Uebereinstimmung fremder Empfindungen mit den unsrigen völlig überzeugt wären.

Wenn nun die Schönheit keine innere Eigenschaft der Gegenstände ist, die wir schön nennen, wenn sie diesen bloß in

Rück-

Rücksicht auf das Urtheil unserer Empfindung beygelegt wird; so folgt, daß ein Gegenstand bald schön, bald häßlich seyn könne, nachdem er von verschiedenen Subjekten empfunden wird, so wie Pumpernickel für einen westphälischen Magen gut und für ein Hoffräulein böse ist. Hipparchia wird es, vielleicht weil sie befürchtete, wegen ihres drollichten Geschmacks ausgelacht zu werden, nicht gewagt haben, den mißgeschaffenen, dürren, gelben, gebrechlichen Crates gerade zu schön zu nennen; für sie war er es doch, und da sie sagte, daß er ihr gefiel, so sagte sie in der That, nur mit andern Worten, daß er für sie schön sey. Für ihre Eltern, für ihre Gespielinnen war er es nicht; und sie hatten Recht, ihn häßlich zu nennen, weil er ihnen nicht gefiel: aber hatte Hipparchia unrecht? Wenn Crates auf sie einen solchen Eindruck machte, wie Seladon auf Procris, wer kan es ihr verdenken, daß sie nach diesem Eindrucke sich zu seinem Vortheile erklärte? — Nun tadelt mir einmal den Geschmack ein s Tqvassouw, der seine Knonmqvaiha so

liebens-

liebenswürdig findet, wie Cephalus die Aurora. Freylich würde ich bey so hottentottischen Schönheiten mich nicht sehr gerührt finden, besonders by the flaccid beauty of her breasts, which descended to her navel. Und es wandelt mir ich weiß nicht was an, wenn ich mir ihren Brautputz, ihre hochzeitliche Kleidung vorstelle; She sprinkled her limbs with wood-ashes and perfumed them with the dung of Stinkbisem. Her arms and legs were entwined with the shining entrails of an Heifer: from her neck there hung a pouch composed of the stomach of a kid: the wings of an ostrich overshadowed the flechy promontoryes behind u. s. w. Hebe dich weg von uns! würden wir ausrufen, wenn eine solche Braut sich uns nähern wollte. Aber der Geschmack ist verschieden, wenn sie nur für den Tqvassouw schön war, was gehet es uns an?

„ Das heißt, wird man sagen, die „ Sache übertreiben. Wenn man etwas „ will, so ist man durch seine Neigung „ noch nicht befugt, es gut zu nennen; „ und eben so wenig können wir aus un-

serm

„ ferm Wohlgefallen einen Schluß auf
„ die Schönheit des Gegenstandes ma-
„ chen. Ich bin verbunden, bey einer
„ jeden in mir entstandenen Begierde mich
„ selbst zu fragen: Durftest du dies auch
„ wollen? Ist es dir auch würklich
„ gut? Warum soll ich nicht auch,
„ wenn mir etwas gefällt, es untersu-
„ chen, ob es mir gefallen sollte und
„ ob es würklich schön ist? So wie
„ Gesundheit, Tugend, Weisheit, Ver-
„ gnügen, Zufriedenheit allgemeine Güter
„ für alle Menschen sind, Güter, die
„ ihr Gutseyn in sich haben; so muß
„ es auch Gegenstände geben, die für sich
„ selbst betrachtet schön sind und von al-
„ len Menschen, die ihre Empfindung
„ nicht unterdrücken, schön gefunden und
„ für das erkannt werden, was sie sind.„

Zuviel, zuviel auf einmal! Viel wah-
res, aber auch etwas falsches. Wir wol-
len die Sache genauer untersuchen.

Man unterscheidet, und mit Recht,
das anscheinende Gute von dem, was
würklich gut ist. Gut nenne ich, was ich
will. Habe ich Grund, es zu wollen,

stimmt

stimmt meine Begierde mit den Grundsätzen der Sittlichkeit überein; so ist es ein wahres Gut, da im Gegentheile oft etwas nur gut scheinet und in der That böse ist. Kan man nicht diese Begriffe auch auf die Schönheit übertragen? Fast alle Philosophen haben es gethan. „Schön „nennen wir, was uns gefällt. Ist „unser Wohlgefallen gegründet, stimmt „unsere Empfindung mit den Grundsätzen „des Geschmacks überein; so ist die Sache würklich schön; sie ist es nur dem „Scheine nach, wenn uns etwas gefällt, „was uns misfallen sollte, wenn unser „Gefühl uns betrüget und die Schönheit „vorspiegelt, wo keine ist.„ — Ich glaube nicht, daß dieser Unterschied völlig richtig ist. Das Gefallen kan keinen solchen Gesetzen unterworfen werden, wie das Wollen, weil dieses durch die Freyheit umgelenkt werden kan, jenes aber bloß Empfindung ist und für sich keine Moralität hat. Es ist strafbar, das Böse anstatt des Guten zu wählen; kan aber wohl der Herr Canonicus Ziegra bey dem hamburgischen Rathe verklagt werden, daß

ihm

ihm alles das mißfällt, was von dem beſſern Theile des Publikum ſchön gefunden wird? Ein Gegenſtand, den wir gut nennen, wird dadurch würklich gut, wenn er, verglichen mit uns, unſere Vollkommenheit befördert; hier iſt alſo unſere Idee von der Güte nur der Probierſtein, nicht aber der Maasſtab. Hingegen in Sachen die Schönheit betreffend iſt die Empfindung nicht nur die Richterin, ſondern ſie iſt es auch ſelbſt, welche macht, daß uns etwas gefällt und folglich ſchön iſt. Ein jeder hat alſo das Recht, Dinge ſchön zu nennen, wenn ſie ihm gefallen; häßlich, wenn ſie ihm mißfallen. Wird nun alle Schönheit nach dem Scheine gemeßen; was bekümmere ich mich darum, ob ein anderer eben die Erſcheinungen hat, oder nicht hat, die ich habe? Auf dieſe Art wäre die Schönheit veränderlich und ſo wären es auch ihre Geſetze, ſo ſelbſt die Regeln, nach welchen die Werke der Kunſt zu beurtheilen ſind. Es iſt mit der Schönheit nicht, wie mit der Wahrheit. Wenn ich etwas mit Grunde wahr nennen will, ſo muß es würklich auch

außer

außer meiner Idee sich so verhalten, wie ich es mir vorstelle. Die Schönheit ist aber bloße Idee, bloßes Wohlgefallen in der Empfindung eines Objekts; so bald dieses da ist, so ist die Schönheit da, mag doch das Objekt beschaffen seyn, wie es will.

„ Welch eine Verwirrung! ruft hier „ der Dogmatiker aus. Durch einen so „ scheptischen Grundsatz könnte man alle „ Regeln aus der Welt hinaus zweifeln. „ Jetzt kan ein Schönäich kommen und „ sagen; Mein Herrmann gefällt mir; „ schön ist er also trotz allen Kunstrich- „ tern, Beobachtern und Liebhabern, die „ das Gegentheil sagen. Und Bodmer „ wird jetzt im Stande seyn, alle seine „ poetischen und prosaischen Mißgeburten „ von der Syndfluth an bis auf seine „ politischen Schauspiele zu vertheidigen, „ wenn er nur, mit noch einem Paar „ Patriarchen am Fuße des Berges Jura, „ sie schön findet. Das heißt zu weit ge- „ hen und die ganze Kunst des Dichters „ in ein Ohngefähr verwandeln, wo es ein „ bloßer Glücksfall ist, wenn wir Leser

„ antreffen, deren Empfindung mit der
„ unsrigen übereinstimmet. „

Ich will also wieder einlenken, wenn ich zu weit gegangen bin.

Das Urtheil, welches ich über Schönheit und Häßlichkeit spreche, nachdem mir etwas gefällt, oder mißfällt, ist mein Geschmack. Wenn ist dieser richtig, und wenn betrügt er mich?

„ Richtig, sagen einige, ist mein
„ Geschmack, wenn er nur das für schön
„ hält, was würklich schön ist, nur das
„ für häßlich, was würklich häßlich ist.
„ Unrichtig ist er, wenn er mich ver-
„ führt, auf eine entgegengesetzte Art zu
„ urtheilen, bey Wielanden zu gähnen
„ und beym Picander zu lachen. „

So springen wir miteinander herum und kommen wieder auf das, was ich vorher widerleget habe. Denn wenn man nun bestimmen soll, was würklich schön ist, so bemüht man sich, das Schöne an den Gegenständen zu finden, welches doch bloß in unserer Idee und Empfindung sollte gesucht werden. In einer Aesthetik würde ich sagen: die Schönheit ist bloß

subjektivischer Natur, nicht aber eine objektivische Beschaffenheit der Sache, die man schön nennet. Es ist zwar in der Sache, selbst, die empfunden wird, allemal etwas anzutreffen, welches das Gefühl in uns hervorbringt, durch welches wir auf eine sinnliche Art ergötzt werden. Allein dies ist nicht die Schönheit der Sache, sondern nur diejenige Seite derselben, aus deren Empfindung die Schönheit in unserer Idee entstehet. Man schöpft auch einige Grundsätze der Schönheit aus der Natur der Gegenstände selbst, aus ihrer Proportion, aus dem Ebenmaaße, der Ordnung, Regelmäßigkeit, Zweckmäßigkeit, Einförmigkeit, Mannigfaltigkeit und so weiter. Man demonstrirt diese Regeln sogar; allein noch keiner hat es demonstrirt, daß Ordnung, Harmonie und Regelmäßigkeit uns nothwendig gefallen und folglich schön seyn müßen. Vielleicht könnten die Principien unserer Empfindung anders gemischt, anders eingerichtet, vielleicht so gestimmt seyn, daß gerade das Gegentheil, daß Unordnung, Disharmonie und Unregelmäßigkeit unser

Wohl=

Wohlgefallen erregte und von uns schön gefunden würde. Oft gefällt uns auch das Regelmäßige und Zweckmäßige nur deswegen, weil sich das Vorhersehen eines gewissen Vortheils, einer Bequemlichkeit zum Beyspiel, mit in das Gefühl mischet; und dieses interessirte Wohlgefallen ist nicht von der Art, daß es einen Probierstein der Schönheit abgeben könnte. Dies ist der Fall bey der Regelmäßigkeit in der Architektur und in der Kunst einen Garten anzulegen. Oft gefällt uns auch selbst das Unregelmäßige durch seine Neuheit und deswegen, weil die Menschen immer geneigt sind, das Sonderbare zu lieben. Und überdies glaube ich nicht, daß man immer völlig und mathematisch bestimmen kan, was eigentlich regelmäßig zu nennen sey. Insgemein nennt man das regelmäßig, was wir gewohnt sind, an allen Dingen, die uns von einer gewissen Art bekannt sind, ordentlicher Weise anzutreffen, und die Ausnahmen machen alsdann das Unregelmäßige aus. Laßt uns also in das Land der Kröpfe und der Buckel hingehen; Kröpfe

und Buckel sind dort gewöhnlich, sie sind also dort regelmäßig; wie werden nun wir mit unseren ebenen Hälsen und geraden Rücken von den Spöttern verlacht und von einigen gutherzigen Seelen bemitleidet werden! Was also an einem Orte regelmäßig ist, das kan an einem andern unregelmäßig seyn; und so entstünde uns wieder eine Regel der Schönheit, die nach den Umständen veränderlich ist. Endlich kann auch die Schönheit in ihrem ganzen Umfange nicht nach dergleichen objektivischen Gesetzen ermeßen werden. Ordnung, Proportion und dergleichen Ideen bestimmen, wenn es hoch kömmt, einige Klaßen der äußerlichen Schönheit, die aus der Zusammensetzung einzelner Schönheiten entstehet. Wo sind aber nun die objektivischen Regeln für die Schönheit in einzelnen Empfindungen einzelner Farben und Töne, für die Beschaffenheiten des körperlichen Geschmacks, Gefühls und Geruchs und für das weit größere Feld der inneren Empfindungen?

Wenn wir lange genug eingerißen haben, so müssen wir uns bemühen, so gut

wir

wir können, auch wieder zu bauen. Ich habe bewiesen, daß die Schönheit wenigstens geradezu nicht objektivisch ist, nicht aus allgemeinen und objektivischen Regeln kan beurtheilt werden. — Soll sie also noch eigenen Gesetzen unterworfen seyn, so bleiben uns keine andern übrig, als die, welche sich blos auf unsere Empfindung und auf unsern Geschmack gründen. Wiefern sind nun diese veränderlich, wiefern sind sie allgemein?

Daß ein ruhender Körper durch einen hinlänglichen Stoß in Bewegung gesetzt wird, daß zween feste Theile vermittelst einer flüßigen Substanz aneinander hängen können, daß bey der accelerirten Bewegung die lebendigen Kräfte in einer zusammengesetzten Verhältniß ihrer Maße und der Quadrate der Geschwindigkeit sind — dies sind Gesetze der körperlichen Würkungen, die man vielleicht a priori nicht beweisen kan, die aber dennoch allgemein sind und durch untrügliche Erfahrungen außer allen Streit gesetzt werden. Wo ich nicht irre, sind unsere Seelen auch Substanzen, sie würken auf eine

gewiße Art, wie es ihre Natur ihnen befiehlt, und sind zu einigen eigenthümlichen Handlungen, zum Denken, Wollen, Empfinden aufgelegt, wodurch sie sich von den Körpern unterscheiden. Diese Handlungen können nicht die bloße Folge eines Zufalls seyn; sie sind, so gut wie die Veränderungen in der sichtbaren Welt, ihren Gesetzen unterworfen, nach welchen sie auf eine gewiße Art entstehen, fortgesetzt werden und aufhören. Nur äußert sich zwischen den Gesetzen der körperlichen und der geistigen Handlungen eine merkwürdige Verschiedenheit. Die Gesetze der Bewegungen für die Körper sind alle nothwendig uud durchgängig bestimmt, so daß ein Körper unter den erfoderlichen Umständen gerade so, wie er sich bewegt, sich bewegen muß, nicht anders bewegen kan. Die Regeln der geistigen Handlungen aber leiden ihre Ausnahmen und durch Gewohnheit, Uebung, Selbstbetrug und andere Umstände wird es möglich, daß die Seele selbst einigen Gesetzen ihrer geistigen Wirkungen entgegen handeln kan. So sind zum Beyspiel die Regeln zu schließen in der

That

That dergleichen Gesetze für die Würkungen unserer Seele, Gesetze, die mit der Seele gebohren werden und mit ihrem Wesen zusammengewachsen sind. Und doch ist es möglich, daß wir Trugschlüße machen, die geradezu jenen Regeln entgegen sind. Wenn wir mehrmalen uns wider ein solches natürliches Gesetz zu handeln bestimmt haben, so entsteht daher eine Fertigkeit, es zu verletzen, und diese Fertigkeit wird nun selbst eine Regel unserer Thätigkeiten, aber eine falsche, eine unrichtige, eine solche, die selbst unserer Natur widerspricht.

Dergleichen Gesetze, nach welchen die Handlungen unserer Seele erfolgen, giebt es für das Wahre für das Gute und für das Schöne. Wir können annehmen, daß sie von der Natur, oder, um frömmer zu reden von Gott selbst herrühren, der die Natur nach seinem Willen eingerichtet hat. Durch diesen Gedanken erhalten sie ihre Zuverläßigkeit und wir die Versicherung, daß wir uns, um nicht irre zugehen, nur den natürlichen Richtungen unserer Kräf-

te überlaßen dürfen und den Gesetzen, welche ihren Würkungen vorgeschrieben sind.

Einige unter diesen Gesetzen sind völlig allgemein, weil sie aus der menschlichen Natur überhaupt fließen; andere aber beugen sich nach den Umständen und sind nur da einerley, wo einerley Umstände sind. Beyde Arten werden nicht sowohl a priori erkannt, als aus unserer Empfindung selbst, verglichen mit der Empfindung anderer, und aus einer gewissen Nothwendigkeit, die wir in unserm Busen fühlen können, aus der Stimme der Natur, die uns innerlich zuruft und gebietet, so und nicht anders zu denken, zu urtheilen, zu begehren. Unsere Einsichten reichen nicht hin, diese Gesetze aus dem Grundwesen der Seele abzuleiten; es ist genug, wenn wir nur erkennen, daß sie da sind. —

„ Iam dic de tribus capellis! rufen „ Sie mir zu. Die Regeln der Schön„ heit gründen sich auf Empfindung und Geschmack. Welche sind nun veränderlich, welche sind allgemein?

Die Frage ist schon beantwortet. Es giebt erstlich einen allgemeinen Geschmack

schmack der Menschheit, welcher auf die natürlichen und allgemeinen Gesetze der geistigen Handlungen sich gründet, denen alle Menschen unterworfen sind, wenn sie gleich in der Anwendung derselben fehlen können. Die Regeln, welche durch diesen allgemeinen Geschmack festgesetzt werden, sind völlig allgemein, und ein Mensch, der ihnen widersprechen will, muß sich selbst betrügen und nie in seinen Busen gegriffen haben. So ist es in unserer Natur gegründet, daß wir beym Anblick verschiedener sinnlichen Gegenstände, die in einer gewissen Einförmigkeit so verbunden sind, daß sie gleichsam zusammenfließen, daß wir bey diesem Anblick ein sinnliches Wohlgefallen und Vergnügen empfinden; selbst der Amerikaner fühlt es, wenn er die ohne Ungestümm sich jagenden Meereswellen, oder die Wipfel seiner Bäume betrachtet, die ein sanfter Wind in einander weht. Von dieser Art sind auch die meisten moralischen Schönheiten, wiefern sie von unserm sittlichen Gefühl abhangen. Wo ist die stählerne Brust, die nicht bey der Geschichte einer unglücklichen Tugend zu schmelzen

anfängt? Und wer ist mir Hurone genug, um nicht zu fühlen, daß unter sonst gleichen Umständen eine gute Handlung, die aus Wohlwollen verübt wird, schöner ist, als eine andere, die aus der Quelle des Eigennutzes herausfloß? Alle Gesetze der Schönheit, die sich auf diesen allgemeinen Geschmack der menschlichen Natur gründen, sind selbst allgemein und so alt, als die Welt; man könnte die Schönheiten, welche durch sie bestimmt werden, allgemeine Schönheiten nennen.

Allein diese Gesetze reichen bey weitem nicht hin, alle Schönheiten in der Natur und in der Kunst zu beurtheilen. Ein jeder Mensch hat, außer der menschlichen Natur, noch andere Bestimmungen, den Menschen überhaupt zufällig, diesem Menschen aber vielleicht nothwendig; er lebt an einem gewißen Orte, zu einer gewißen Zeit, in einem gewißen Alter, in einem gewißen Stande, ist in gewißen Meinungen erzogen worden, hat gewiße Leidenschaften, Neigungen und Fertigkeiten; alle diese Dinge zusammengenommen bringen in seinen Urtheile, auch in die, welche er über

Schön-

Schönheit und Häßlichkeit fället, eine gewisse Wendung, in welcher nur diejenigen mit ihm übereinstimmen, die in gleichen Umständen leben. Daher der besondere Geschmack, der nur für gewiße Klaßen von Menschen ein gültiger Richter ist. Daher besondere Regeln, die nur unter den Umständen allgemein sind, durch welche sie festgesetzt werden. Und daher also besondere Schönheiten, die vielleicht von jedem andern häßlich gefunden werden, der sich nicht in die Lage hineindenkt, in welcher sie Schönheiten sind. Diese Schönheiten sind veränderlich, so wie der Geschmack veränderlich ist, der über sie richten soll. Aus dem verschiedenen Geschmacke der Zeit, des Ortes, der Religion, des Alters, des Standes und des moralischen Charakters fließen freylich verschiedene Urtheile, in welchen die Menschen einander so widersprechen, daß jeder Recht hat, der nach den Umständen urtheilt, in welchen er sich befindet, wenn nur (und dies ist die einzige Einschränkung) sein Urtheil dem allgemeinen Geschmacke der Menschheit nicht widerspricht.

Mit

Mit diesen besondern Regeln der Schönheit dürfen diejenigen nicht verwirrt werden, die sich auf Trugschlüße gründen, auf falsche Meinungen, auf Sektengeist, auf eine übertriebene Nachahmung und überhaupt diejenigen, welche das Wesentliche eines unrichtigen Geschmackes ausmachen. Das Vorurtheil, welches wir für einen Menschen haben, verblendet uns oft, daß wir seine Fehler selbst in Tugenden verwandeln und sie als ein würdiges Muster zur Nacheiferung uns vorstellen. Was wir mehrmalen thun, wächst endlich zu einer Fertigkeit an; wir werden es also gewohnt, falsch zu urtheilen und unser Geschmack bekömmt nach und nach eine ganz verkehrte Richtung. Die Eigenliebe beredet uns hiernächst, daß alles das, was von uns selbst herrührt, gut, wahr und schön seyn müße; wir werden durch sie immer mehr in unserm Wahne bekräftiget und dieser wird endlich Herr über uns selbst, unterdrückt völlig die Stimme der Vernuuft und des Geschmacks, und so entstehen in uns neue Regeln zu handeln, zu denken, zu empfinden, zu begehren,

die oft selbst dem allgemeinen Geschmacke der menschlichen Natur, ohne daß wir es auch nur wähnen, zuwider sind. Dies ist der Ursprung eines unrichtigen Geschmacks, welchen man durch die Lehre von der Veränderlichkeit der Ideen der Schönheit auf keine Weise vertheidigen will.

Nach diesen Gedanken, die ich bisher vorgezeichnet habe, betrachte ich nun die Werke der Kunst und die Regeln, nach welchen sie zu beurtheilen sind. Ein jedes Kunstwerk enthält eine Mischung von allgemeinen und von besondern Schönheiten; von allgemeinen, weil der Verfaßer ein Mensch ist und für Menschen schreibt; von besondern, weil er ein Mensch in concreto ist und für Menschen in concreto schreibet, deren Denkungsart und Geschmack durch den Zusammenfluß verschiedener Umstände eine besondere Bildung und Farbe bekommen hat. Da sein Werk für seine Leser sinnlich seyn soll, so muß er den Weg in ihre Empfindung auf derjenigen Seite suchen, wo er sie offen findet, und folglich sich ihrer Schwäche, ihrer besondern Neigungen und anderer Umstände bedienen, sie

zu seinem Vortheil einzunehmen und zu rühren. Manche Dinge wird er auf diese Art einweben, die nur für diejenigen einnehmend und schön sind, für welche er zunächst geschrieben hat, nicht aber für andere, die an einem andern Orte, zu einer andern Zeit seine Werke auch lesen möchten. Ist er deßwegen tadelhaft? So wenig als ein Redner, der mit deutschen Zuhörern deutsch redet. Aus diesem Gesichtspunkte sind die alten und die ausländischen Meister zu beurtheilen; jene nach ihrer Zeit diese nach dem Orte, an welchem sie ihre Werke verfertiget haben; und diese Anmerkung erstreckt sich auf alle Eigenschaften, die entweder Bestandtheile der künstlichen Schönheit sind, oder aus ihr fließen und mit ihr müßen verbunden werden, auf das Große, Erhabene, Wahrscheinliche, Rührende, Neue und Wunderbare, selbst auf das Lächerliche und Belachenswerthe. Homer, welche elende Figur würde der alte Mann machen, wenn wir ihm alle besondere Schönheiten seiner Zeit, seiner Nation, seiner Religion rauben und ihm nur diejenigen laßen wollten, die auch für uns,

zu unserer Zeit, unter unserm Himmel noch Schönheiten sind! Wir wollen die Kunst bewundern, mit welcher er durch allgemeine Schönheiten in die besondern eingewebt, uns noch zu interessiren weiß; aber ihn nachzuahmen? Scenen aus Griechenland unter den deutschen Himmel verpflanzen? Da sey Gott für! Wenn aus dem ganzen Homer für uns etwas nachzuahmen ist, so sind es nicht seine Schilderungen, nicht seine Vergleichungen, selbst seine Fabel ist es nur einigermaßen; es ist die Manier, mit welcher er den Griechen, erst als Menschen und dann vornehmlich als Griechen täuschet und hinreißt. Diese Manier laßt uns durch den Kunstgriff der Reduction übertragen auf unsere Sitten, auf unsere Denkart, auf das, was wir schön finden; diese einzige unter allen Arten der Nachahmung ist männlich; die übrigen sind bald jugendlich, bald sclavisch, bald noch etwas schlimmeres; was ich nicht nennen mag. Die Schönheit der Alten ist nicht allemal Schönheit für uns; sie zu verehren, ist billig: aber immer sie nachzubilden, ohne sie keinen Schritt zu wagen, das heist sein

eigen Genie verleugnen und, um nur kein Perrault zu seyn, ein Mathanasius werden.

Kein Werk der Kunst hat jemals das Glück gehabt, in allen Punkten allen zu gefallen. Die Ursache dieser Verschiedenheit der Gesinnungen ist sehr deutlich. Man muß einen überaus verderbten Geschmack haben, um allgemeine Schönheiten nicht zu schmecken, die der Verfaßer angebracht hat. Aber man kan einen sehr richtigen Geschmack besitzen, der sich doch gegen gewiße Dinge sträubet, die unserer Denkart zuwider sind, und die der Denkart des Verfaßers und seiner Zeit gemäß waren. Daher sind die Stimmen mehrerer Kunstrichter oft so getheilt, daß sie alle einander widersprechen und in vielen Fällen zugleich alle Recht haben. Mir ist es ein wahres Gedankenfest, eine Erholung, wenn ich Muße habe, die Critiken zu lesen, zu prüfen, die der ältere Scaliger über den Homer gemacht hat. Ich finde, wenn ich ihn lese, der Mann hat Recht; aber ich finde, wenn ich nun meinen Homer lese, Homer hat auch Recht. Scaliger versetzt

den Griechen in einen falschen Gesichts-
punkt; er vergleicht ihn mit dem Römer
und dann, nach römischer Denkart beur-
theilt, muß jener verlieren. Aber nun kri-
tisire mir einmal ein jüngerer Scaliger
den Virgil, nach deutschen Sitten, aus dem
Cirkel der Oviriten, wo er seine Aeneide
vorlas, herausgehoben; wie viel wird der
Schwan von Matua noch übrig behalten,
was er in Leipzig singen könte? Oder wie
wenig? — So vergleiche ich die gegen-
seitigen Urtheile der Franzosen und Engel-
länder über die Henriade und über das ver-
lohrne Paradies. Uiber dieses hat man-
cher geschmackvolle Marquis sich krank,
oder gesund gelacht; der Lord studirt es
und hebt es mit einer Ehrfurcht, die bey-
nahe Aberglauben ist, so auf, wie der
türkische Pfaffe seinen Koran. Die Henri-
ade hat, vielleicht bey mindern Verdien-
sten, ein ähnliches Schikfal. Der Deut-
sche läßt sie durch Herrn Elias Caspar
Reichard übersetzen; der Engelländer ver-
achtet sie und einer der vornehmsten
Kunstrichter unter den Insulanern verspricht
ihr kein langes Leben. Dagegen sagt noch

in diesem Jahre ein gewißer d' Ussieux: *) Virgile tiendrait à honneur d' associer la Henriade a' l' Enéide. — Et Mr. de Voltaire est peut-étre le seul Poëte épique depuis Virgile, qui ait vu donner à son ouvrage les Eloges qu'il merite. — Widersprechender könnten diese Urtheile gewis nicht seyn. Ein anderer Kunstrichter würde Partie nehmen; ich aber nehme keine und laße jedem seinen Geschmack. Beyde haben Recht; die Henriade ist für den Franzosen, Milton für den Engelländer und für die, deren Genie eine brittische Wendung hat. Ein jeder kann also dem andern das seinige laßen und das, was ihm gehört, für sich behalten.

Darf ich nun noch fragen, ob einige Regeln der Kunst und der Poesie veränderlich sind? Allerdings, der Archivar mag sagen was er will, giebt es Schönheiten, die nur der Nation, des Ortes und der Zeiten sind, nicht gleich alt mit den Sachen, und oft nur die Gesetze unserer Welt,

unserer

*) sur l' Etat actuel de la litterature françoise, (ein trocknes Werkchen.) S. 29 f. f.

unserer Sprache, unserer Philosophie — die jüngsten Schönheiten, wie wir, zu reden mit Herrn Johann Jakob Bodmer, die jüngsten Kunstlehrer sind. Man kan wohl, wenn man will, aus den veränderlichen Regeln der Kunst höhere Grundsätze absondern, die allgemein und nothwendig sind. Man kan, zum Beyspiel, dem Dichter, dem Mahler das Gesetz einschärfen: Richtet euch nach dem Geschmack eurer Zeit, eurer Nation, wiefern solcher nicht dem allgemeinen Geschmacke der Menschheit geradezu widerspricht. Aber es ist ein metaphysischer Betrug, wenn man so unbestimmte Regeln für brauchbare Regeln der Schönheit verkaufen will. Lieber gleich das eingestanden, was nicht zu leugnen ist, daß die Poesie die Biegsamkeit eines Hofmanns hat, der immer eine Tinctur von dem annimmt, was um ihn herum ist, und die Kunst versteht, sich alle mögliche Gestalten zu geben, nur keine solche, in welcher er lächerlich wird.

Wie sind aber die veränderlichen Regeln der Kunst von denen zu unterscheiden, die keine Ausnahme leiden, die ewig, wie

die Wesen der Dinge und älter als die Welt sind? Theils durch das Gefühl einer innerlichen Nothwendigkeit; etwas für schön oder häßlich zu halten; theils durch das Urtheil des Publicum zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten, unter verschiedenen Umständen. Das erste Merkmal ist vom Longin und das andere vom Dübos. „Durch das wahrhafte Hohe, sagt jener, (und was er vom Erhabenen saget, gilt auch vom Schönen) wird die Seele von Natur entzückt und eine Stelle kan unmöglich erhaben seyn, die ein Mann, der Geschmack und Gelehrsamkeit hat, einigemal anhöret, ohne durch dieselbe gerührt zu werden.„ Wir bemühen uns zuweilen etwas zu tadeln, etwas häßlich zu finden; und wir fühlen trotz aller Bemühung, daß eine innere Stimme uns sagt: dies ist schön! In diesem Falle können wir versichert seyn, daß die Regel, welche aus einer solchen Empfindung gezogen wird, würklich allgemein ist.

Gesetzt aber, daß unser Urtheil uns selbst nicht zuverläßig genug scheint, daß wir selbst in uns ein Mistrauen setzen;

gut

gut! wir wollen also das Publicum zu Rathe ziehen, von welchem Dübos schon längst uns versichert hat, daß es von Werken der Kunst beßer urtheilt, als alle Kunstrichter. Unter dem Publicum (wenn sein Urtheil völlig allgemeine Regeln festsetzen soll) verstehe ich alle geschmackvolle Leute von Anbegin der Welt, oder der Schriftsteller an, bis auf diese letzte betrübte Zeit und alle Zeiten, die noch folgen werden. Was diese einstimmig, oder wenigstens, wenn vielleicht einige noch von Parteylichkeit verführt worden, durch die Mehrheit der Stimmen für schön erklären, das ist schön. Bey einer Uebereinstimmung von tausend empfindenden Seelen kan man tausend gegen eins wetten, daß man nicht irren werde, wenn man eben so urtheilt wie sie. Ich rede von Schönheit, nicht von Wahrheit; denn diese hat in gewißen Fällen weniger Macht über die Menschen als jene.

Dies ist der Grund, auf welchen ich in einigen folgenden Briefen an meine Freunde bauen werde. Ihnen, mein Theuerster Herr, unterwerfe ich meine psychologischen Träume; und ich gestehe es gern, daß ich

bey Ihrem Urtheile nicht gleichgültig seyn kan. Ohne Verbeugungen, aber mit aufrichtiger Gesinnung bin ich u. s. w.

Vierter Brief

an den Herrn Canzleydirector Wieland.

Sie können nicht glauben, mein theurester Freund, wie sehr ich mich freue, daß nach Geßnern und Zimmermannen ich der dritte bin, der ihren Idris gelesen hat. Ein Stück des vortreflichen Gedichts hatte vorher schon Herr Klotz in seiner deutschen Bibliothek abdrucken laßen; allein mit Recht klagen die meisten Leser, daß dieses Fragment für sie zu dunkel sey, weil es zu sehr aus der Verwickelung der Begebenheiten herausgerissen ist. Alle aber wünschen mit Einem Munde, das Ganze zu sehen und noch nie ist wohl von dem feinern Theile

des

des Publici ein Werk so begierig erwartet worden, als dieser Idris, den ich jetzt in meinem Pulte habe. Nur noch ein einzigesmal muß ich ihn durchlesen; und dann mit der nächsten Post schicke ich die Handschrift an Herrn Weiße, der ihren Eingang in die gedruckte Welt befördern wird.

Was Zenidens Bild für Ihren Idris und für Don Sylvio die Gestalt seiner unbekannten Prinzeßin war; das ist für mich meine Grille von der Veränderlichkeit der Empfindung des Schönen und Häßlichen. Ueberall find ich sie, auch wenn ich sie nicht suche; sie läßt sich einholen, ohne daß ich ihr nachlaufe; immer verfolgt mich der Gedanke und beynahe:

il monte en croupe et galope avec moi.

Geschwind muß ich also eine Stelle aus dem Idris abschreiben, die mir so erwünscht ist, als wenn sie mit Fleiß mir zu Gefallen gemacht wäre. Zerbin (im drittten Gesange) war unter Gnomen erzogen worden, ohne jemals eine menschliche Gestalt als die seinige gesehen zu haben. Er mag selbst reden:

Hier war es, wo ich mir bewuſt zu seyn
begann.
Hier wuchs ich, ohne zu erfahren,
Wer mir das Leben gab, vom Säuglings-
alter an,
Von menschlicher Gestalt gesondert, unter
Schaaren
Groteſker Gnomen auf, und war mit
achtzehn Jahren
Von allen Höflingen des Königs Cormoran,
Der Damen Urtheil nach, geziert mit
allen Gaben,
Die ein Verjährungs Recht an ihrer Gna-
de haben.

Zerbin fand unter den Gnomen Mädgen vielen Beyfall, und der Vorzug, den er vor ihren misgeschaffenen Stutzern hatte, machte ihm mehr Herzen unterthänig,

Als je ein junger Herr, der aufs Ero-
bern zog,
Auf Einen Blick erlegt zu haben log.
Allein Gnomenliebe konnte für ihn kei-
ne Reize haben;
Man kennt die Reizungen, womit Gno-
miden prangen;

Zum mindsten waren sie, mein junges
Herz zu fangen,
Sich einen Ueberfluß von Lieblichkeit bewust;
Hier trotzten mir zwo kupferfarbne Wangen,
Hier ein gespaltnes Kinn, dort eine
breite Brust.
Für einen dritten war ihr Wettstreit eine
Lust;
Doch mich, den unverletzt soviele Pfeile
trafen,
Mich hinderten ganz andre Träum' am
Schlafen.

Nämlich eine dunkle Ahndung sagte es ihm, daß es Geschöpfe gäbe, die ihm ähnlicher wären, als die, welche er um sich her sah, und daß er gemacht sey, etwas beßers zu lieben, als Gnomiden.

Ein kleiner Zufall lehrte mich
Um diese Zeit mein Herz noch beßer kennen.
Der junge Gnom, mein Freund (das
heißt, den ich
Genöthigt war, aus Mangel so zu nennen)

Fieng an, für ein Geschöpf, das einem
Aeffgen glich,
(Doch nur in meinem Aug') in voller
Glut zu brennen.
Denn in der Gnomen Welt gestand ihr
selbst der Neid
Den Preiß der Liebenswürdigkeit.
Wir stritten oft, wenn er mit aller Schwär-
merey
Der Leidenschaft mir schwur, daß ihre
Adlers Nase
Der Thron des Liebes Gottes sey,
Und daß kein Frühlings Wind aus run-
dern Backen blase;
Mir schien es, wenn ich ihn so reden
hört', er rase,
Ihm schien mein Urtheil Raserey.
Wir sahen uns nie, ohne uns zu zanken;
Doch mir erweckte dies besondere Gedan-
ken.
Wie, dacht ich, müßt ein Mädgen seyn,
Mir Aug und Herz zugleich zu rühren?
Kann diesen Gnom die Häßlichkeit ver-
führen?
Und seine Venus ist ein Mißgeschöpf? —
doch nein!

So

So will es die Natur: ihr Trieb ist allen Thieren
Gemein; ein jegliches nimmt seines Gleichen ein;
Der Pfau gefällt dem Pfau; die ungestalte Eule
Findt ihren Gatten schön, glaubt, daß er lieblich heule.

Und wer unter allen hat nun Recht? Zerbin, der Gnome, der Pfau, oder die Eule? Alle, alle haben Recht, wenn nur jeder bei seiner Empfindung, bei seinem Geschmacke sich beruhigt und nicht das Urtheil eines andern deswegen verdammet, weil es dem seinigen widerspricht. Sind dieß nicht, mein Freund, eben die Gedanken, die Sie schon an einem andern Orte, in einem Gespräche zwischen Ich und Du vorgezeichnet haben? Ich muß die Stelle nur auch abschreiben, wenn es gleich unschicklich scheinen dürfte, daß ich Sie aus Ihren eigenen Büchern unterhalte.

„ Es ist schon längst beobachtet worden, daß das Terentianische: tu si hic esses, aliter sentias, wenn der gehörige Gebrauch davon gemacht würde, ein fast allgemeines

Mit-

Mittel gegen alle die Widersprüche, Irrungen und Zwistigkeiten wäre, die aus der Verschiedenheit und dem Zusammenstoß der menschlichen Meinungen und Leidenschaften zu entstehen pflegen.

Für einen bloßen Zuschauer der menschlichen Thorheiten, wenn es anders einen solchen gibt, kann nichts lustigers seyn, als eine ganze wohl policirte Gesellschaft von moralischen Egoisten beysammen zu sehen, wovon immer der eine dem andern seine Personalität streitig macht; und nichts geringers zu fordern scheint, als daß alle andere in allen Sachen und zu allen Zeiten gerade so empfinden, denken, urtheilen, glauben, lieben, haßen, thun und laßen sollen, wie er; welches in der That eben so viel sagen will, daß sie keine für sich selbst bestehende Wesen, sondern bloße accidentia und Bestimmungen von ihm selbst seyn sollen.

Es ist wahr, unter allen diesen Egoisten ist keiner unverschämt genug, diese Forderung geradezu zu machen; aber indem wir alle Meinungen, Urtheile, oder Neigungen unserer Nebengeschöpfe für thöricht, irrig und ausschweifend erklären, sobald sie mit

den

den unsrigen in einigem Widerspruche stehen: was thun wir im Grunde anders, als daß wir ihnen unter der Hand zu verstehen geben, daß sie unrecht haben, ein Paar Augen, Gehirn und ein Herz für sich haben zu wollen.

Warum gefällt Ihnen dieß, mein Herr? Ich kann Ihnen keine andere Ursache davon geben, als weil es mir gefällt.

Aber ich kann doch unmöglich begreifen, was Sie daran sehen, das Ihnen so sehr gefällt. Ich für meinen Theil —

Gut mein Herr! das beweißt nichts; als daß mir etwas gefallen kann, das Ihnen misfällt. — —

Erhitzen Sie sich nicht, meine Herren, sagte ein Dritter, der diesem Streite zwischen Ich und Du zugehört hatte. Sie könnten noch einen halben Tag disputiren, ohne daß einer den andern bekehren würde — und wißen Sie wohl warum? — die Ursache ist ganz natürlich — weil Sie beyde Recht haben. Tu si hic esses, aliter sentias. „ *)

„Der

*) Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva, 5tes Buch, 7tes Capitel, S. 351. f. f.

„ Der Ich, sagt ihr Ulmischer Lands-
„ mann Abbt bei dieser Stelle, scheint die
„ Sache ein bißgen zu weit zu treiben.
„ Denn wenn der erste beste Anschein, den
„ jeder von einer gewissen Sache bekömmt,
„ hinreichend ist, ihre Güte in Absicht auf
„ ihn zu entscheiden, wenn kein anderer
„ weiter darüber urtheilen kan: so giebt es
„ gar kein billiges Gesetz mehr, keine ge-
„ rechte Forderung mehr an die Menschen. „

Wenn von Güte, wenn von Handlungen die Rede ist, welche den Gesetzen unterworfen sind; dann mag der Censor Recht haben. Aber der Ich hat auch Recht, wenn er bloß solche Dinge versteht, die für den Richterstuhl des Geschmacks gehören. Sein Geschmack muß es entscheiden, was für ihn schön seyn soll; mag doch der Du anders urtheilen; was gehet das uns an, die wir weder Ich noch Du sind?

Warum verlachen wir nun den Schwarzen, der in eine schwarze Schönheit mit gepletschter Nase und aufgeworfenem Munde so verliebt ist, als wir andern in unsere rosenwangichten Mädgen? Nach der Verschiedenheit des Erdstrichs ist die Bildung

der

der Menschen verschieden, und unsere Urtheile von der Schönheit richten sich immer nach dem, was unter uns gewöhnlich ist. Der Mohr schafft sich also in seiner Phantasie das Bild der vollkommensten Mohrin, wie etwa wir in der nackenden Venus die schönste Gestalt erblicken, die unter unserm Himmel gedacht werden kan. | Der Gang, das äußerliche Betragen, der Anstand, die Gebräuche haben bei jeder Nation gleichfalls ihre einheimische Form; alles ausländische ist dieser Nation fremd und sie muß sehr demüthig seyn, sehr zur Nachahmerin geschaffen, um es zu bewundern. Wenn sie patriotisch denkt, so liebt sie ihre eigenen Sitten und diese sind der Entscheidungs-Grund, nach welchem sie ausspricht, was für sie schön oder häßlich ist. Es sey, daß sich einige völlig allgemeine Regeln angeben laßen, nach welchen der Geschmack, wenn er richtig seyn soll, in dergleichen Punkten zu leiten ist; und vielleicht sehn wir in unsern theorienreichen Zeiten noch eine Theorie der Complimente, der Dormeusen und des Harputzes. Die Regeln für die Eine Nation, mit Erlaubniß des Herrn Beaumont

mont Coëffeur dans les quinze-vingts, sind doch nicht immer für die andere gemacht; und es bleiben, nach allen Theorien noch Fälle genug übrig, in welchen allein der Geschmack entscheiden muß, nicht der allgemeine, sondern der Geschmack der Zeit und der Nation. Will hier ein Volk dem andern seinen Geschmack aufdringen, so handelt es wie ein Kopf à la Cabriolet, der es nicht leiden will, daß ein anderer à la Meaupeau geputzt ist. *)

Noch sinnlicher ist der Unterschied bei solchen Dingen, die ganz, oder zum Theil für menschliche Bedürfnisse bestimmt sind; dergleichen sind: Kleidungen, Gebäude und Gärten. Kleidungen und Gebäude braucht der Italiäner, sich abzukühlen; der Nutze, sich zu erwärmen. Die Idee des Nutzens und des Endzwecks vermischt sich in solchen Fällen mit der Idee der Schönheit und erzeugt eine Menge von Regeln, die für diese Nation eine Verbindlichkeit haben, für jene nicht haben.

*) Eine Stelle aus Schmollets Reisen, die sehr zu meinem Zwecke dient, ist zu natürlich, als daß ich sie abschreiben könnte. Wer nicht ekel ist, der mag sie (S. 42. bis 45.) selbst suchen.

haben. Setzt eine kühlende Grotte aus den römischen Weinbergen nach Archangel, und das Winterzimmer eines Russischen Gouverneurs nach Capua, wie lächerlich! werdet ihr sagen. — Wäre es aber wohl beßer, wenn einige Grade vom Nordpol Paläste nach italienischer Bauart aufgeführt würden?

Mit dem sittlichen Ideale und den moralischen Gesinnungen hat es eine ähnliche Bewandniß. Alle Urtheile der Menschen über solche Punkte fließen aus ihrem nationalem Charakter und aus ihrer besondern Denkart; sie entfernen sich also so weit von einander, als verschieden die Mischung der einzelnen Züge zur Bildung des ganzen Charakters ist. Wer den Geist des Spaniers kennt, den wird es nicht befremden, daß ein Don de la*** den Meuchelmord für erlaubter hält, als den Zweykampf; daß der Vater seinem ersten Sohne eine Frau, und den übrigen Beyschläferinnen besorgt; daß ein Edelmann mit Mantel und Degen ein Almosen nicht heischt, sondern als ein Darlehn bittet; daß ein Aragonischer Bauer zugleich stolz, geizig und faul

seyn kann, und daß der spanische Stutzer seinen Galawamms noch immer nach dem Muster seiner erlauchten Ahnen zuschneiden läßt. Der Franzose ist flatterhaft, eitel, eingebildet, immer mit sich beschäftiget, höflich mit einer Beredsamkeit, wobei er nichts denkt, mit Worten, die ihm nichts kosten, auf eine unerträgliche Art dienstfertig, aufmerksam auf Kleinigkeiten, bei wichtigen Dingen leichtsinnig, verliebt und fühlbar auf der Oberfläche und unempfindlich im Grunde, heute dieß, morgen etwas anders. Soviel sich dieser auf seinen König einbildet, so stolz ist der Engelländer auf seine Freyheit. Diese, auch da wo er sie sich nur einbildet, ist sein Steckenpferd; sie trägt ihn fort und belebet alle seine Handlungen. Daher ein gewisser Eigensinn, der sich durch nichts lenken läßt, was das Ansehen eines Befehls hat. Daher ein heimlicher, nicht selten öffentlicher Stolz, den sich der Britte wegen eines wahren, oder angeblichen Vorzugs über andere nicht so freye Nationen anmaßet. Daher und aus der natürlichen Melancholie der Engelländer die sonderbare, anfangs kaltsinnige Laune, die sie

vor

vor allen andern Geschlechtern der Menschenkinder auszeichnet. Wenn nun ein Dichter, der für seine Nation schreibt, sich ihr gleich stellt, Erhabenheit und Niederträchtigkeit, Sitten und Anstand nach ihren Begriffen formt; darf ihn ein fremder Kunstrichter tadeln, der aus seinem Vaterlande andere sittliche Ideen, andere Gebräuche, andere Grundsätze mit gebracht hat? Mit nichten! Shakspear soll immer der Lieblingspoet der Engelländer seyn und bleiben; Don Lopez de Vegas der Spanier; Corneille der Franzosen; wir wollen keiner Nation ihr Eigenthum rauben, aber auch für uns das unsrige behalten und nicht geradezu solche Originale nachahmen, die für uns nicht gemacht sind.

Die Ursachen von dieser Verschiedenheit des Geschmacks und der Gesinnungen liegen theils in dem Clima, theils in der Mode, in dem Herkommen und in National Vorurtheilen, theils in der Gewohnheit, andere nach der Gleichförmigkeit mit uns zu beurtheilen, und theils, wie ich schon berührt habe, in der Verschiedenheit des Endzwecks

bei solchen Dingen, über die der Geschmack richten soll.

Ein heißes Clima giebt der Empfindung eine gewisse Trägheit, die aber in Heftigkeit übergehet, sobald sie geweckt wird. Ein gemäßigtes Clima bringt Geschwindigkeit in den Geist, wie in den Körper; und ein kälteres mildert dieselbe, mehr oder wenig, nachdem es weiter, oder näher vom Mittelpunkte absteht. Wenn ich das Clima nenne, so verstehe ich bloß den Abstand vom Aequator; noch andere Umstände tragen gleichfalls das ihrige bei zur Veränderung der Charaktere und der Denkarten. Dergleichen sind die Luft und die Theile, die in ihr schwimmen, angränzende Meere, Flüße, Sümpfe, Berge, Thäler, Wildniße, Wälder, die Nahrungs Mittel, die Lebensart und hundert unwichtigere Dinge, die in die Naturgeschichte der Menschheit gehören. Es ist, zum Beyspiel, gewiß, daß die Seele der Beyhülfe des Körpers im Denken und Empfinden nicht entrathen kann; die Beschaffenheit seiner Fibern und Nerven, des Nahrungssaftes und der Lebensgeister wird also auf alle Wirkungen der

Seele

Seele einen merklichen Einfluß äußern. Jetzt geben Sie einmal einem Menschen ein Jahrlang keine andere Nahrungs Mittel, als Schiffs Zwieback, grobes Gemüße und dickes Bier; ich wette, seine Denkart wird bald den Speisen, die er genießet, sehr ähnlich werden. Kehren Sie die Diät um und ich hoffe, Sie werden entgegen gesetzte Würkungen spüren, wofern der Mensch, an welchem das Experiment gemacht wird, nicht ganz von der Natur verwahrloset ist. Wir andern also wollen es einem Menschen, der grob speißt, nicht verdenken, wenn er grob denkt; seine Seele kann sich, in keiner andern Richtung, mit keiner andern Geschwindigkeit bewegen, als nach welcher und mit welcher sie gestoßen wird.

Hätten wir ein Systen, eine Philosophie der Mode, so würden wir ihre Herrschaft in ihrem ganzen Umfange ausmeßen und es begreifen können, wie groß ihre Würkung auf unsern Geschmack sey. Oder vielmehr sie selbst ist nichts anders, als unser Geschmack, wiefern er durch das Vorurtheil des Ansehens auf einen gewissen Punkt ist gelenkt worden. Von Natur sind wir

geneigt, alles was über uns ist, zu bewundern; und Eigenliebe heißt uns es nachahmen, damit uns wieder andere bewundern sollen, von welchen wir glauben, daß sie unter uns sind. Jeder Mensch hat in seinem Lieblings Fache ein gewisses Ziel, welches er zu erreichen gedenket und er glaubt es dann zu erreichen, wenn er eben das thut, was andere vor ihm gethan haben, von welchen er überzeugt ist, daß sie ihn übertreffen. Laßt mir nun diese OriginalGenies seyn, so werden sie sich überall neue Wege bahnen, sich dadurch Vorzüge erwerben, die andere nicht haben; und diese werden jenen nachlaufen, um nur das zu werden, was die ersten sind. Wenn in einem Lande die Moden selten verändert werden, oder wenn es die seinigen allemal aus andern Ländern herhohlen muß; so ist dies allemal ein Beweis, daß es wenige OriginalGenies hervorbringt. Wohl verstanden, daß ich nicht allein von den Moden in der Kleidung und im äußerlichen Betragen rede; die Litteratur, der Krieg, das Regiment haben so gut ihre Moden als der Zuschnitt unserer Gewänder und der Tact

unserer

unserer Verbeugungen. Auch unter dem Pygmäen Geschlechte der süßen Herren, zu ihrer Ehre seys gesagt, gibt es Original Köpfe, die durch ihre, so Gott will, wichtige Erfindungen Gesetzgeber für andere werden, die ihnen am schöpferischen Geiste nicht gleichkommen. Oder wenn jene es nicht sind, so sind es ihre Cammer Diener, ihre Schneider, ihre Putzmacherinnen und die übrigen Ministers der Königinn Eitelkeit. *) Nicht besser gehet es uns, die wir von andern, die weniger wissen als wir, Gelehrte genennt werden, oder uns selbst so nennen. Wolf demonstrirte sich zum großen Manne; und tausend öde Köpfe liefen ihm nach, um eben so groß zu werden, wie er. Klopstok ward durch ein Bändgen Hexameter berühmt; seine Nachahmer schrieben Bände und wurden — nichts. Das schlimmste ist dies, daß insgemein das seruum pecus in den Moden bloß auf das äußerliche verfällt, wie ein Stutzer so schön zu seyn glaubt, als ein anderer, wenn er sich, wie dieser, à l'aile de pigeon frisiren läßt. So schufen Friederich und sein

*) S. Smollets Reisen. S. 64. f. f.

großer Vater ein ganz neues Herr, zum Unglück gaben sie ihren Lands Knechten kurze Röcke, und gleich glaubten andere, auch Preußische Krieger zu haben, wenn sie die Kleidung ihrer Soldaten um ein Drittheil abkürzten. Auf diese Art entstehen alle Moden; auf ähnliche Art gehen sie unter. Ein Mann vom ersten Range schämt sich, vermöge des Bewußtseyns seiner Größe, das auch zu thun, was er von andern wahrnimmt, die er verschiedene Stufen unter sich erblicket. Sobald also die Mode, die er angehoben hat, unter den Pöbel verfällt, so ist sie für ihn zu niedrig und er schafft durch sein verändertes Beyspiel eine neue, die nicht viel länger dauren wird, als die erste. Wenn nun aber eine Mode sich so lange erhalten sollte, (und wir haben einige Fälle, wo es geschehen ist) daß sie selbst mit der nationalen Denkart zusammenflöße; dann wird sie, wie das Herkommen in bürgerlichen Rechten, Kraft der Verjährung selbst für den Geschmack ein Gesetz, welches zwar in Collisions Fällen den allgemeinen Regeln der Schönheit nachstehen muß, aber doch außerdem immer seine Verbind-

bindlichkeit behält. Wir wollen von dieser Bemerkung selbst irrige Religionen nicht ausschließen, die, wie alle Moden, aus der Nachahmung, mit Hinzufügung einer guten Dosis von Enthusiasmus, entstanden sind. Wir wollen also den chinesischen Dichter, der mit der Zeit eine Confuciade singen wird, nicht nach solchen Regeln kritisiren, die wir aus unserm Klopstok genommen haben; sondern erst die Denkart, die Gebräuche und die Religion seines Landes studiren und dann über ihn richten, aber behutsam; nicht gleich ihn verdammen, besonders da, wo wir argwohnen müßen, uns nicht genug in seinen Standort versetzt zu haben. Wie würde es uns däuchten, wenn ein Journalist in Peking nach chinesischen Gesetzen die Meßiade beurtheilen wollte? Kehren sie die Verhältniß um; so habe ich das, was ich will.

Ueberdies sind wir gewöhnt immer die Dinge nach einer gewissen Gleichförmigkeit mit demjenigen zu meßen, was wir an uns selbst wahrnehmen; auch diese Eigenschaft des Menschen, die immer eine Schwachheit seyn mag, verändert den Geschmack und die

Urtheile über das Schöne. Der Philosoph setzt die Philosophie, und gemeiniglich nicht die Philosophie überhaupt, sondern seine eigene zum Maasstabe der Gelehrsamkeit: so macht es der Philolog, der Geschichtskundige, der Dichter, der Litterator — und wer macht es nicht so? Wenn wir noch tiefer in unsere Natur schauen, so finden wir dieses Vorurtheil selbst in unsern Ideen von der Gewißheit, von der Wahrscheinlichkeit, von der Sittlichkeit und am meisten von der Schönheit. Von dieser abstrahiren wir die meisten Begriffe aus uns selbst, oder aus dem, was um uns herum ist; wie wollen wir diese einem andern aufnöthigen, der sie aus sich oder aus dem nehmen kann, was um ihn her ist. Einen weißen Menschen hält der weiße Mensch aus eben der Ursache für schön, aus welcher der schwarze ihn häßlich findet. Und unsere weiße Menschinnen können in dem Auge eines Mohren nicht schön seyn, er müste denn, welches ich nicht hoffen will, seine mohrische Natur gänzlich abgeleget haben. Abstrahirte Gesetze dürfen auf nichts angewendet werden, als auf das, wovon man sie abstrahirt hat, oder auf et-

was ähnliches, weil Dinge, die man mit einander vergleichen will, nothwendig homogen seyn müßen. Wie fern also mehrere Menschen heterogen sind, sofern sind es auch ihre Urtheile über Schönheit und Häßlichkeit, ohne daß der eine sagen kann, er allein habe Recht.

Von den abstechenden Meinungen, die nach verschiedenen Umständen aus der Verschiedenheit des Endzwecks gewißer Dinge entstehen, habe ich schon geredet. Der Amerikaner mahlt sein Gesicht mit bunten Farben, nicht um liebenswürdig, um seinen Feinden fürchterlich zu seyn. Die Schöne in Paris thut fast eben das, nicht um fürchterlich, um liebenswürdig zu werden. Abscheulich ist jener im Auge der letztern; lächerlich vielleicht diese im Auge des erstern, und beyde für sich selbst schön genug. Jeder hat Recht, wenn er nur über sich urtheilet, und unrecht, sobald er den andern tadeln will, weil er nicht ist, wie er selbst.

Wenn endet das Geschwätz? wird ein Kunstrichter fragen, der sich nicht besinnt, daß ein Schriftsteller gern lange von seinen Lieblings Grillen spricht, wie ein Verliebter

mit

mit seinem Mädgen, wenn gleich die Umstehenden gähnen. — Doch soll es gleich enden, wenn ich nur zuvor die Anwendung deßelben auf die Dichtkunst und auf die Critik gezeigt habe.

Nicht die bekannte Lehre vom Costume will ich hier noch einmal vortragen, wenn sie gleich in dieses Fach gehöret und aus der Verschiedenheit des Geschmacks erklärt werden muß. Ich merke nur an, daß das Gewöhnliche nicht nur in einzelnen Theilen des künstlichen Werks zu beobachten ist, in den Charakteren, Kleidungen, Sitten, Reden und Handlungen der Personen; sondern selbst auf gewisse Art im ganzen Bau, in der Anlage, im Styl und im Tone. Ein Autor, der schreibt, um von seinen Landsleuten gelesen zu werden, muß soviel Condescendenz haben, daß er ihrem Geschmacke, wenn er auch verderbt seyn sollte, wenigstens einigermaßen seine Leyer in den üblichen Ton stimmt. Wenn also die Nation das colossalische, das ungeheure, das wunderbare liebt, so soll er, wie Milton, hierinnen sich ihr gleichstellen und gerade das zur

Grund-

Grundlage seines Werks machen, wovon er weiß, daß es die meisten schmecken werden.

Erlaubt sey es dagegen einem andern, einem Ariost, in Betracht seiner Zeit und seiner Landsleute, das heroische und lustige zu mischen, poetische Erdichtungen mit Ammenmährgen, und ein so verwickeltes Ganzes zu schaffen, daß man beynahe eine Fee nöthig hat, um den Faden nicht zu verlieren. — Ich will selbst Lohensteinen seinen Schwulst nicht so hoch anrechnen, als man insgemein zu thun pfleget, weil ich die Zeit kenne, in welcher er geschrieben hat. Ampullas verlangte damals der Leser und sesquipedalia verba; der Schriftsteller bequemte sich nach der Zeit, flocht aber in eine Reihe von übertriebenen Metaphern und Gleichnißen noch immer so viel gründliche Gedanken ein und oft so gut gesagt, daß wir darüber seinen Schwulst leicht vergessen können. — Die große Kunst ist freylich die, zugleich seinen Zeitgenoßen zu gefallen und auch ein Schriftsteller für die Nachwelt zu werden. Verschiedene Werke sind für die Zeiten und für die Umstände,

unter

unter welchen sie erschienen, sehr gut gemacht; allein mit den Zeiten ändern sich die Umstände und dann will und kann sie niemand mehr lesen. Wer ließt jetzt noch die Streitschriften von der Wolfischen Philosophie? Niemand, und bald wird auch niemand mehr Lust haben, einen Blick auf die neologischen Wörterbücher, Aesthetiken in einer Ruß, Vorspiele, Bodmeriaden, Gnissel, und andere gute, mittelmäßige und elende Schriftchen zu werfen. Liscow ist schon fast vergessen, weil die elenden Skribenten vergessen sind, die er an den Pranger stellte und weil man ihn nicht verstehen kann, ohne einen Sievers, Philippi, Rodigast und Manzel zu kennen, die man vielleicht nicht kennen will. Wenn aber ein Autor klug genug ist, um durch allgemeine Schönheiten die unter die besondern für seine Nation mit Weisheit hingestreuet werden, sein Werk für alle Leser und zu allen Zeiten interessant zu machen; dann kan er stolz auf den Beyfall der Nachwelt und gewiß seyn, daß sie seinen Nachlaß als ein Heiligthum bewahren wird. So Swift, der selbst in seinen persönlichen Satiren noch

allge-

allgemein genug ist, um auch von uns, die wir nicht seine Landsleute sind, und von unsern Enkeln gelesen, verstanden und bewundert zu werden. So Liscow in seiner Schrift von der Vortreflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Skribenten, die eigentlich eine ganz besondere Veranlassung hatte und nur durch die Wendung allgemein wurde. Und so Abbt in seinem Auto daFe', einer Satire, die völlig untadelhaft seyn würde, wenn sich ihr Verfasser hätte überwinden können, einige allzupersönliche Züge und einige Anspielungen auf heilige Dinge hinwegzulassen.

Für den Kunstrichter ist die Beobachtung von der Veränderlichkeit des Geschmacks fast wichtiger noch, als für den Poeten, dem ohnehin, wenn er ein guter Poet ist, sein Genius die nöthige Biegsamkeit giebt, durch welche er sich und sein Werk nach den Umständen der Zeit und des Orts zu formen weiß. Aber das kritische Geschlecht ist insgemein steif, weniger fähig zu empfinden und so zu empfinden, daß es sich in fremde Aussichten versetzt, als nach einigen wohlhergebrachten Regeln alles zu verdammen,

men, was es für einen Fehler wider die Regel hält, da es doch oft nur eine Ausnahme ist. Mit der Erlaubniß dieser Herrn, verlange ich also, daß man nicht eher einen Dichter tadle, als bis man sich völlig in seinen Standort hineingedacht hat, in die Umstände, in welchen, in die Nation, für welche, in den Gegenstand, von welchem er dichtet, daß man ihn nicht nach Gesetzen beurtheile, die aus dem Aristoteles, Scaliger, Bossü, d'Aubignac citirt werden, sondern nach solchen, die man theils aus der allgemeinen menschlichen Natur, theils aus derjenigen Natur schöpft, die nach den Umständen veränderlich ist; daß man nicht alles verwerfe, was uns nicht gefällt, und was vielleicht andern mit Recht gefallen konnte; und endlich daß man nicht den Werth Eines Dichters durch oft gehäßige Vergleichungen mit andern auf eine niedrige Stufe herabsetze. Dinge, die man vergleichen will, müßen homogen seyn; und zween Dichter sind es niemals, wenn sie beyde viel Genie haben, es sey denn, daß der zweete geradezu es unternimmt, Copist des ersten zu werden. Vergleicht man sie aber, weil

man

man vielleicht eine ganz geringe Aehnlichkeit zwischen beyden wahrnimmt, so muß allemal derjenige gewinnen, von dem man es vorher wünschte, daß er gewinnen sollte; oder, wenn man noch sehr unparteyisch ist, derjenige, deßen Werk man als die Basis annimmt, das Gedicht des andern dagegen zu halten und seinen Werth abzuwägen. Scaliger wuste es nach seiner Prädilection für den Virgil gewiß vorher, daß dieser den Homer weit übertreffen müste, noch ehe er die Parallele würklich gezogen hatte. Und wenn man den Homer zur Rechten legt, den Virgil zur Linken, den Scaliger in die Mitten und so bei aufgeschlagenen Büchern seine Critiken prüft; dann findet man insgemein, was ich schon mehrmalen bemerkt habe, daß beyde Recht haben; Homer, nicht zu seyn wie Virgil, und Virgil, nicht völlig zu seyn wie jener. Ich sehe es nicht gern, daß ein scharfsinniger Kunstrichter es noch vor kurzem durch sein Beyspiel erwiesen hat, wie sehr solche Parallelen verunglücken können, wenn sie nicht

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

mit vieler Behutsamkeit fortgeführt werden. *)

Wie würde es Ihnen, mein Freund, gefallen, wenn ich Ihren Agathon mit dem Heliodor, die komischen Erzählungen mit Lafontäne, den Rosalva mit Donquichotte, Idris mit dem Roland und den Musarion Gott weis mit was vergleichen wollte? In einzelnen Stellen mag es seyn; aber im Ganzen, in der Anlage, in der Schreibart, im Tone — ums Himmels willen nicht! Und gleichwohl sind die Kunstrichter im Durchschnitte genommen zu nichts aufgelegter, als zu solchen Vergleichungen. So heißt es zum Beyspiel: „die Stellung ist vom Cervantes und die Farbenmischung vom Fielding" — „der Verfasser hat sich bald „ Fontänen, bald Corbillon, bald Marmontel, bald einen andern zu erreichen vorgesetzt" woher, um Vergebung, diese Anekdoten? Und cui bono? Ist es nicht vernünftiger, diesen Autor allein zu betrachten und den Geist seines Werks zu erhaschen *)

*) Der Verfasser der Fragmente über die deutsche Litteratur.

schen *), als ihn mit Originalen zu vergleichen, an die er, um sie nachzuahmen, vielleicht gedacht, vielleicht auch nicht gedacht hat?

Ich eile, an meinen Jacobi zu schreiben. Tausendmal umarme ich Sie, mein theuerster Freund! Leben Sie wohl!

Fünfter Brief
an den Herrn Professor
Jacobi.

Den Augenblick liegen aufgeschlagen drey allerliebste Bücher vor mir, alle dreye Geschenke von Ihnen, mein theuerster Jacobi; die Romanzen des Gongora und zween Bände Briefwechsel zwischen Ihnen

*) saisir l'esprit de l'ouvrage.

und Ihrem Gleim. (laßen Sie mich immer sagen, daß er auch ein wenig der meinige ist) — Ich lese diese Schriften mit Vergnügen und eine jede Stelle, die ich auch schon vorher gelesen habe, hat heute neuen Reiz für mich. Aber doch ist es mir, wenn ich nun die Bücher wieder hinweglege, als wenn mir noch etwas fehlte und als wenn ich noch ein Werk von Ihnen verlangen sollte, welches Sie, wo ich nicht irre, mir und den Herren Klotz und Meusel einmal versprochen haben. Wo bleibt die Fortsetzung der Meinhardischen Versuche über die Italiäner? Sind Sie zu sehr mit Ihrem Gresset und Chaulieu, zu sehr mit Gleim und Freundschaft und idealischen Mädgen beschäftiget, um unsere Hofnung zu erfüllen? Nein, mein Freund, das leide ich nicht; ich nehme sie bey Ihrem Worte und drohe, wenn sie es nicht halten, Sie bey Gleimen und allen Amorn und Amoretten zu verklagen. Ich wüste auch niemanden, der so gut für ein solches Unternehmen geschaffen wäre, als eben Sie. Eine tiefe Einsicht in beyde Sprachen, ein feines Ohr, fähig den Wohlklang des welschen

schen Dialekts zu empfinden und in den unsrigen überzutragen, ein zartes Gefühl für die höhern Schönheiten der Poesie, ein richtiger Geschmack, und eine hinlängliche Känntniß der italiänischen Litteratur; dies sind ohngefehr die Eigenschaften, die man haben muß, um etwas anders als Bachenschwanz, um ein Meinhardt zu werden. Und wenn Sie auch Ihre Bescheidenheit und Ihr Mistrauen auf sich selbst abhalten sollte, zu glauben, daß Sie Talente besäßen; so getraute ich mir allenfalls, bey Ihnen selbst Bürge für Sie zu werden. Das Publicum würde mich freylich nicht dafür anehmen und mein eigenes Capital nicht für hinreichend zu einem solchen Vorstande erkennen. Allein eben dieses Publicum — wird sich selbst unterschreiben, so bald von Ihnen und von dem Werke die Rede ist, wozu ich sie gern bewegen möchte. In der That, Ihr Gongora und Ihre Anmerkungen über das Buch des Herrn Meinhards, die das beste Stück seines Denkmahls sind, geben Ihnen den ersten und vornehmsten Anspruch darauf. Besonders haben Sie durch einen vertrauten Umgang

mit Ihrem Schriftsteller sich so sehr in seine Denkart und an seinen Standort gesetzt, daß alle Ihre Critiken, nicht fremd, sondern wirklich einheimisch und für den Spanier national sind. Und diese Kunst, sich in fremde Aussichten zu versetzen, ist sie nicht die Haupteigenschaft des andern Meinhards, den wir hoffen? dem Kunstrichter so nothwendig, als dem Poeten?

Dem Poeten, damit im Ganzen und in einzelnen Zügen stets ihm alles auf eine geistige Art gegenwärtig sey, was zur Anlage seines Gedichts und zur Ausbildung deßelben gehört, der Charakter seiner Personen, die Umstände der Zeit und des Ortes, die Beschaffenheit der Scene, die ganze Reihe der Begebenheiten, selbst äußerliche Verhältniße, zum Beyspiel, die Leser, die er haben wird und haben kann.

Dem Kunstrichter, damit er völlig in eben dem Geiste lese, in welchem der Autor gedichtet hat; nicht diesem ein falsches Ideal unterschiebe; nicht ihn nach fremden Regeln beurtheile, die er nicht beobachten wollte, nicht durfte; damit er endlich nicht derjenigen Empfindung folge, die er als

deutscher

deutscher Kunstrichter des achtzehendten Jahrhunderts hat, sondern derjenigen, die er haben würde, wenn er unter solchen Umständen den Kunstrichter wäre, unter welchen der Dichter geschrieben hat.

In fremde Länder, in die mythologische Welt, in andere Zeiten, in fremde Gesinnungen, Handlungen und Charaktere, selbst in die Nachwelt zuweilen muß sich der Dichter versetzen, nachdem es die Materie befiehlt, die er bearbeitet. Der Leser folgt ihm gern überall nach, wohin er ihn auch führen mag; nur sind wir geneigt, überall aufzumercken, ob auch unser Geleitsmann die rechte Straße weiß und ob er nicht zuweilen nach einheimischen Wegen zurückkehrt, da er versprach, in fremden Gefilden zu wandeln. Gern schiffen wir mit Kleisten über das Baltische Meer, nahe an dem Nordpole ein lappländisches Lied zu singen; gern sehen wir es, wenn Gerstenbergs Mohr fühllos in der lybischen Wüste harret,

daß der Sand
Die Ferse ihm verzehrt; und seine
Seufzer wecken

Die Tyger dieses Hayns, die durch den
Durst entbrannt,
Weh ihm! sein Blut von ferne lecken.
Und, noch lieber als in Reisebeschreibungen, erblicken wir die Beschaffenheit des Landes, der Einwohner und der Sitten von Amerika in dem vortreflichen Liede, welches die Tänzerinnen der Almeria ihrer Prinzeßin singen, nach der Dollmetschung unsers Zacharia:

Singt, o Gespielen, singt ein würdig Lied
Der Kayfertochter, die ihr jetzt im Tanz
Umschloffen haltet! Montezumens Stolz,
Sein Ebenbild ist sie! singt ihr ein Lied!
Erheitre dich rings um sie her, Natur!
Ihr Winde, die ihr von dem Andes haucht,
Weht sanfter! senge nicht mit heißem Strahl,
O Sonne, sie! Orangen, duftet ihr!
Almeria lustwandelt in dem Hain.
Almeria, wie dunkles Ebenholz
Ist dein Gesicht; die Wolle von dem Baum

Ist nicht so kraus, als wie dein schwar-
zes Haar;
Dein Federschurz ist bunter als die
Luft,
Wenn sie bemahlet wird vom Morgenroth;
Ist schöner, als des Regenbogens Glanz,
Der über Mexico sich schimmernd wölbt.
Leih deine Sternenaugen, ihr zum Schmuck,
O königlicher Pfau! ihr, Colibri,
Reicht ihr die Federn von Azur und Gold.
Mit Purpurmuscheln wollen wir dein
Haar,
Almerie, erhöhn, und Perlenreihn
Dazwischen flechten; und ein Blumen-
busch,
Von Diamanten schmücke deine Stirn!
So soll der Jüngling, welcher aus dem
Blut
Des großen Montezuma stammt, dich
sehn.
Er, schön, und tapfer wie der Krieges
Gott,
Trägt deine Feßeln, o Almeria!

Man sollte glauben, der Dichter wäre selbst in Mexico gewesen, der sich so in die Laune der amerikanischen Mädgen hinein-

denken kan. Fast ist es noch leichter, sich in die erdichtete Welt zu versetzen, als in eine würkliche, in welcher wir Fremdlinge sind und die wir vielleicht nicht gesehen haben; leichter in irgend eine Mythologie, mit welcher wir uns eher durch die Hülfe einiger Schriftsteller familiarisiren können, als über den Ocean in ein Land, das wir aus einigen ohne Geschmack beschriebenen Reisen nur halb kennen lernen. Die mythologischen Geschöpfe findet der Dichter schon völlig zu seinem Gebrauche zubereitet, vollkommen sinnlich, mit allen ihren Attributen, mit ihrer ganzen Geschichte. Würkliche Wesen aber sind noch roher Stoff, der erst, um gefällig zu seyn, für die Kunst zu verarbeiten ist. Ein weiser Poet wird also oft würkliche Begebenheiten durch eine Hindeutung auf die Fabel sinnlicher machen, und poetischer durch ein allegorisches Gewand, welches er ihnen umhängt; wie Ramler durch den Herkules seinen König bezeichnet und die Feinde seines Königes, durch den nemäischen Löwen, durch die Hydra, durch das kriechende Seethier, durch die Stymphaliden

liden und durch die theazischen Roße *) In diesem Falle erwählt der Poet eigentlich einen mittleren Standort zwischen der Würklichkeit und der Erdichtung; eine Anhöhe, von welcher er beyde übersehen kan; und sobald er irgendwo Aehnlichkeit erblickt, so ist er schlau genug, den Leser bloß auf die Fabel zu weisen, weil er ihm das Vergnügen machen will, die Vergleichung selbst anzustellen und das übrige hinzuzudenken. Für den Beyfall aber, welchen der Dichter von uns zu gewarten hat, verlangen wir eine doppelte Wahrheit seiner Allegorie; Wahrheit der Fabel, das heißt, Beybehaltung aller der Bestimmungen, welche die Mythologie den handelnden Wesen gegeben hat; und Wahrheit

*) Eine Allegorie, die als Allegorie in Rückstcht auf ihre Bedeutung gut ist, an welcher aber doch die Kunstrichter, vielleicht nit Recht, allerley getadelt haben! Es ist nicht genug, daß manche Verse eine Bedeutung haben; sie sollten auch für sich betrachtet, schön seyn. Aus dieser Ursache vielleicht ist einem Recensenten das kriechende Seethier unerträglich gewesen, wenn es gleich, wie jeder Zeitungsbelesener Mann weiß, seine gute Bedeutung hat.

heit, der Vergleichung, oder Uibereinstimmung der Fabel mit der Geschichte. Diese Foderungen schränken freylich den Künstler ein; allein desto mehr Lob verdient er, wenn er solche Schwierigkeiten glücklich überstiegen hat *).

Mehr Freyheit ist einem solchen Dichter erlaubt, der sich in das Utopien der poetischen Welt hineindenkt, nur um zu spotten und zum Beyspiel, die Chronike des heidnischen Himmels auf eine travestirte Art uns vor zu erzählen. Mag er doch die

*) Kleinigkeiten kan immer der heutige Dichter verändern, der kein Sklav, sondern ein Freygelassener der alten Mythologie ist, welcher er nur aus Neigung zuweilen noch nachgebt. Es wäre lächerlich, Herrn Ramler zu tadeln, weil er das Elfenbein der Statüe, die den Pygmalion verliebt machte, in Marmor verwandelt hat. Ovid ist in solchen kleinen Umständen gewiß kein Gesetzgeber; und wer weiß, ob nicht Ovid geirrt hat, weil zu Pygmalions Zeiten die Torevtice noch nicht erfunden war und daher schwerlich eine so schöne Statüe aus Elfenbein gemacht werden konnte. Ich mache diese Anmerkung, weil ich weiß, daß man Herrn Ramler wegen einer so großen Kleinigkeit getadelt hat. Die Idee des Marmorsteins ist für uns überhaupt, ich weiß nicht warum, erhabener und edler als die vom Elfenbein.

die ganze Fabel umschaffen, eine boshafte Catastrophe hinzusetzen, wider das Costume sündigen, Minerven ein Mieder, oder Dianen einen Fächer geben! Wir sehen dergleichen Ungereimtheiten gern, weil sie es gerade sind, durch welche die alte Mythologie einen komischen Anstrich erhält, die in solchen Fällen nur gebraucht wird, um uns lachen zu machen, und die Grillen abzutreiben.

Noch größere Hinderniße übersteigt der Poet, der sich in würkliche Begebenheiten des Alterthums versetzt, an den Hof des Dionysius, zwischen den ernsthaften Dion, den weisen Plato und den weltklügeren Aristipp. Hier verlangt man nicht Schönheit, nicht dichterische Wahrheit allein; man will auch, daß die Charaktere und Handlungen der Personen mit demjenigen übereinstimmen, was uns die alten Schriftsteller von ihnen überliefert haben. Wielands Agathon könnte noch schöner seyn, als er ist; jezuweilen würde ich ihn doch mit Verdruß aus der Hand legen, wenn ich nicht fände, daß seine

Männer würklich so geschildert sind, wie zum Theil die Geschichtschreiber der Philosophie sie geschildert haben, nicht Thomasius, nicht Genzken, nicht Stolle; sondern Laertius, Plutarch und andere, die uns Züge von ihnen vorlegen, in welchen man ihren ganzen Geist wieder findet, wenn man ihn nur suchen will. Ich wenigstens glaube in der sophistischen Declamation eines Hippias einen ausgearteten Schüler des weiseren Epicur zu hören, oder einen Carneades, der im Stande war, heute wider Tugend und Gerechtigkeit eben so witzig zu Felde zu ziehen, als er sie gestern vertheidiget hatte.

Wir haben in unsern Tagen persische und chinesische Briefe, wir haben Amazonen Lieder und Gesänge eines preußischen Grenadiers bekommen; alle von Genies, die weder Persianer, noch Chineser, weder Amazonen, noch Grenadiers waren. Hineindenken musten sie sich also in fremde Gesinnungen, in einen fremden Charakter hinein, um sich in diesem immer mit Gleichförmigkeit zu erhalten und standhaft in der angenommenen Rolle zu beharren.

Eine

Eine Kunst, die nicht der Poet, nicht der epische und dramatische Dichter allein, die auch der Geschichtschreiber verstehen muß, wenn er unsterbliche Werke liefern will, pragmatisch und nach dem Muster der Alten geformt. Alle Personen, die in der Geschichte einen Namen haben, handelten nach einem gewissen System, von welchem ihr eigenthümlicher Charakter die Basis war. Dieses System, verglichen mit den Umständen, ist die Hypothese, aus welcher die Phänomena aller ihrer Handlungen zu erklären sind. Setzt euch also in die Denkungsart des Mannes, von welchem ihr schreibt; so habt ihr den Schlüssel zu allem, was er gethan und nicht gethan hat, und das Hülfsmittel, von allen seinen Handlungen eine vernünftige und treffende Ursache zu erforschen *).

Die

*) Vielleicht ist hier die Ursache, weßwegen die Deutschen über den Mangel an pragmatischen Geschichtschreibern klagen. Die meisten ihrer Skribenten erkälren sich durch eine trockene Lectüre, durch matte chronologische Untersuchungen, und ihre Phantasie ist nicht feurig genug, um alle Scenen, die zu beschreiben, alle Charaktere, die zu schildern sind, auf eine täuschende Weise herbeyzuschaffen.

Die Menschen werden, im Großen betrachtet, immer seyn, wie sie gestern und ehegestern waren. Ein Mann von reicher Phantasie kan sich daher das Vergnügen machen, zuweilen selbst in die Nachwelt sich zu phantasiren; vielleicht kan er Prophet werden, wenn er die Proportion richtig zu treffen weis; Wie sich verhalten unsere Väter vor zwanzig Jahrhunderten zu uns; also auch wir gegen unsere Kinder nach zweytausend Jahren. Wie, zum Beyspiel, wir über die Alten urtheilen, so wird die Nachwelt auch über uns richten. Unsere schlechten Schriftsteller müssen nothwendig den Weg alles Papires gehen; die vortreflichen bleiben allein übrig, wenn unsere Sprache übrig bleibet, und aus diesen wird also die Nachwelt es bestimmen können, wie weit es die Deutschen in Werken des Geschmacks gebracht haben. Ein Kunstrichter in Nova Zembla wird im Jahr nach Christi Geburt 3763 seinen einheimischen Schriftstellern ohngefehr folgende heilsame Lection geben; „ Laßt uns schreiben, wie die Deutschen, „ erhaben und doch natürlich, wie Klop-

stock

„ stock; körnicht und philosophisch, wie
„ Haller, rein, ohne matt zu werden,
„ wie Hagedorn und Dusch; blühend und
„ reich, wie Wieland; melodisch, wie
„ Ramler; frölich, wie Utz und Gleim;
„ sanft und doch geistreich, wie Gellert und
„ Weiße; nicht wie unsere ** und ** und
„ wie sie weiter heisen — Oder wollt ihr
„ phisosophiren, so schreibt, wie Moses,
„ wie Spalding, wie Abbt, Zimmermann
„ und Iselin; nicht aber wie ** und **
„ und ** und der ganze Troß unserer
„ Schulweisen — „ dann werden vielleicht die ** und ** und ** aufstehen, ihre Stimme erheben und einen Antikritikus verfertigen, oder verfertigen laßen, den ganz Novazembla, die ** ausgenommen, belachen wird. — Aussichten in die Nachwelt zu schreiben, (habe ich schon anderswo gesagt) dies würde für einen Mann von Laune und Phantasie eine vortrefliche Arbeit seyn; wer sich dieser Eigenschaften bewust ist, den erinnere ich nochmals daran; ich bin es nicht.

Wenn der Dichter die Arbeit übernehmen muß, oft seine Seele, seine Empfin-

dung in einen fremden Ton zu stimmen, in fremde Gesichtspunkte sich zu versetzen; so soll es der Kunstrichter nicht übel nehmen, wenn ich von ihm ein gleiches verlange. Dieser ist eigentlich nur ein Nachtreter des Poeten; er soll seine Spur verfolgen, ihn aufheben, wo er gefallen ist, ihn hier und da zurecht weisen; nicht aber voranlaufen und geradezu fordern, daß der Dichter ihm folgen soll. Nach wohlhergebrachten Amtsgebrauch finden es einige Kunstrichter für gut, sobald sie den Titel eines Werks lesen, sich selbst zu fragen: wie würdest du dies bearbeitet haben? Sie bilden sich also einen Plan, ein eigenes Ideal und mit diesem, nicht mit dem Plane des Schriftstellers, vergleichen sie sein Werk. Und dieser wird ohne Barmherzigkeit verdammt, wenn er eigensinnig genug gewesen ist, seiner eigenen Empfindung zu folgen, und nicht einer fremden, die er nicht einmal vorher sehen konnte*). Verdammt — aber eben so unbillig, als

Hanni-

*) Selbst mit dem planenvollen Abbt, wie ihn jemand genennt hat, kann man in dieser Rücksichts nicht völlig zufrieden seyn.

Hannibal von einem Reiseuden getadelt wird, weil er vor zweytausend Jahren nicht eben den Weg über die Alpen genommen hat, der jetzt für diesen gebähnt war.

Von den Scaligers und Perraults, die ohne Geschmack loben und ohne Geschmack tadeln, ist hier die Rede nicht. Aber zu unsern Zeiten ist keine Warnung an die Kunstrichter vergeblich, da selbst weise Männer, da selbst ein Voltäre, ein Bar *) und, ungern sage ich es, selbst ein Home in diesen Fehler verfallen sind, blos aus solchen Gründen, die aus ihnen, aus ihrer Empfindung, aus ihren Zeiten hergenommen sind, den Meister zu tadeln, der nicht für sie gedichtet hat. Die Henriade ist gegen den Lord Käym von Meinharden selbst vertheidiget worden; ich wünschte, daß Horaz in Herrn Langen einen eben so geschmackvollen Vorsprecher gefunden hätte.

Der Bogen ist voll, mein lieber Jacobi! Ihre Antwort will ich nicht eher, als bis Sie mir ein Buch mitschicken kön-

*) Nicht selten in seinen Babioles.

nen, unter dem Titel: Versuche über die Werke der italiänischen Dichter von Herrn Meinhardt, fortgesezt von Herrn Jacobi. Bis dahin leben Sie wohl!

Sechster Brief

an den Herrn Geheimen Rath

Klopf.

Ein Besuch vom Apoll mit allen seinen Musen wäre mir nicht so lieb gewesen, als mir der Ihrige war, Ihre Muse mit dazu gerechnet, mein Theuerster Freund! Glauben Sie ja nicht, daß ich immer so vergnügt bin, als Sie mich in diesen glücklichen acht Tagen gesehen haben. Verscheucht wurde mein böser Dämon durch Ihre Gegenwart; aber er lauschte im Winkel, um mich zu überraschen, sobald Sie sich in den Wagen gesetzt hatten und fort-

gefahren waren. Jetzt besitzt er mich wieder wie vorher und ich kan ihn nur dadurch auf eine Zeitlang fortjagen, daß ich zuweilen mit Herrn Meusel und Herel über die bösen Skribenten lache, zuweilen die Gesellschaft in dem Hause des Herrn B. besuche, in welcher wir so vergnügt waren, und wenn ich allein bin, entweder an Sie und meine andern Freunde denke und schreibe, oder den Kunstrichtern diese kritischen Briefe hinwerfe, in welchen ich alles sage, was ich seit einigen Jahren nur zu denken gewagt habe. Bey diesen Briefen begnüge ich mich bloß mit dem Vergnügen, welches uns die Zeugung geistlicher Kinder verschaffet; übrigens gebe ich ihnen meinen väterlichen Segen und überlaße sie dem Schicksale, was sie verdienen.

Wenn ich nicht daran dächte, daß dieser Brief sollte gedruckt werden und daß dem Publikum mit Privatangelegenheiten der Schriftsteller wenig gedient ist; so würde ich mit Ihnen von nichts als von unserer Freundschaft reden, die uns ungefehr seit einem Jahre (denn so lange ist es, wo ich nicht irre) meine Tage versüßt hat.

Jetzt bereue ich erst die Zeit, die ich vor acht Jahren an einem Orte mit Ihnen ohne Sie zugebracht habe, ohne Sie anders als von Person und durch Ihre Schriften zu kennen; und ich ärgere mich, dasjenige sieben Jahre entbehrt zu haben, was ich erst seit einem Jahre genieße.

Gern wollte ich, um Ihnen keinen leeren Brief zu schreiben, einen kleinen Amor mit einschließen, von der Art, wie Herr Gleim und unser Jakobi einander sie zuschicken. Aber Sie wißen es selbst, wie wenig dieser lose Gott für mich gemacht ist und wie sehr er für meinem Schreibetische erschrickt, wo er lauter Gegenstände antrift, die für einen so leichtsinnigen Buben nicht gemacht sind.

Vor mir, mit meinem Hutcheson,
Mit Lamberts tiefen Organon,
Mit meinem lieben Mendelssohn
Und Lock und Abbt und Iselin
Muß jeder kleiner Amor fliehn,
Fliehn zu Jakobi, oder Gleim;
Und flöh er nicht zu dem, so flöh mich auch der Reim.

Aber

Aber statt des Amors schicke ich Ihnen einen kleinen Satyr, zur Gesellschaft des größern, der Sie immer begleitet. Ich kan ihn, seitdem ich eine philosophische Bibliothek schreibe, nicht weiter brauchen; aber Sie wird er vielleicht mit seinen drollichten Sprüngen bey müßigen Stunden belustigen. Ein Tausendkünstler ist er; geschickt, sich alle mögliche Gestalten zu geben und zu seyn, wie man ihn haben will.

Oft hat ers Bandeln nachgemacht;
Oft Schönaichs Hermann ausgelacht;
Oft spielet er den Antikritikus,
Und (mit Erlaubniß) auch manchmal den Kritikus,
Und oft den Metaphysicus.
Trotz Wagnern, kan er demonstriren;
Wie Sudemann, durch Trauerspiele rühren;
Trotz Bodmern antikritisiren;
Wie Schwarz, Virgile travestiren;
Und, wie der andere Schwarz in Kanten, recensiren.

„Auch schlechte Verse schmieren? „ werden Sie sagen. Mag ich doch! Genug den Satyr sollen Sie behalten, Sie mö-

gen wollen, oder nicht. Aber nicht ihr allein schicke ich; damit Sie ihn beßer kennen lernen, so sende ich Ihnen zugleich seine ganze Genealogie; an seine Anverwandten, die Sie ohnehin schon kennen, darf ich Sie nur wieder erinnern.

Seine Vorfahren waren anfangs wild und schwärmten in den Wäldern herum. Die ärgerliche Chronik der damaligen Zeiten beschuldiget sie, daß sie den Nymphen nachgegangen wären, wovon aber meine Nachrichten nichts zuverläßiges melden. Das weiß ich, daß sie, ohngefähr im dreyßigsten Jahrhunderte der Welt, mit den Musen eine Bekanntschaft errichteten, die so vertraulich war, daß sie das Vorurtheil widerlegte, als wären diese Frauenzimmer beständige Jungfern geblieben. Ihre Winkelehen waren sehr fruchtbar und die meisten von den erzeugten Kindern, die gerade Mittelding zwischen der Rauhigkeit ihrer Väter und der Artigkeit ihrer Mütter waren, gesellten sich zu den Menschenkindern, wandelten unter ihnen und verspotteten sie. Das letzte thaten sie durch ihre Freunde, die sie sich, so sehr sie auch noch Bockfüß-

ler waren, mit ihrer einschmeichelnden Drollichkeit allemal zu erwerben wusten. Der Genius, welcher dem Sokrates immer gegenwärtig war und ihm seine Einfälle ins Ohr sagte, war, wie ich gewis weiß, nichts anders, als ein kleiner Satyr, welchen sein Vater, deßen Namen ich in meinen Papieren nicht finde, mit der Muse Erato gezeugt hatte. Sokrates gewann ihn lieb, weil er ein guter Knabe war, leichtfertig ohne Ausgelaßenheit, spöttisch, um zu beßern, nicht um zu beleidigen. Ein anderer von diesem Geschlechte, welchen Thalia gebohren hatte, verband sich auf eine geistige Weise mit dem Aristophanes und lehrte diesem das grobe komische, womit er uns manche Grille, und manchem ernsthafteren Manne Wehklagen abtreibet. Ein dritter, Calliopens Sohn, wagte es, den erhabenen Homer umzuschaffen und seine Leyer zu Scherz und Laune herab zustimmen. Es gelang ihm und Homer sang, mit Erlaubniß aller Kunstrichter, die das Gegentheil sagen, nach dem Zorne des Achills den Krieg der Frösche mit dem Mäusen. Ein vierter, der Sohn der Euterpe,

verbarg sich lange, um die Welt ungesehen betrachten zu können, bis es ihm endlich einfiel, sich mit einem Römer zu verbrüdern. Er war es, welcher dem Lucilius die Verse vorsagte, die dieser für seine eigene Arbeit ausgab; und wenn diese Verse schlecht sind, so muß man bedenken, daß es die Uebungsstücke eines Satyrs waren, der jetzt erst anfieng, eine menschliche Sprache zu reden.

Dies sind die vier Stammväter unsers ganzen heutigen satyrischen Geschlechts, deren Abkömmlinge sich durch alle poetische Welttheile verbreitet haben. Diogenes, Aristipp, Petronius, Lucian, Apulejus, Julian, Rabelais, Scarron, Cervantes, Buttler, Swift, Fielding, Sterne, Voltäre, la Fontäne nnd von unsern Landsleuten Schupp, Moscherosch, Liscow, Rabener und Wieland — dies sind die glücklichen Sterblichen, mit welchen sich die Kinder und Kindeskinder des sokratischen Dämons verbrüderten, unter welchen einige die erste Gestalt ihres Anherrn unverändert behielten, andere aber sie unter verschiedenen Mummereyen versteckten. Vom Satyr

Lu-

Lucilius wurden gezeugt Horaz, Persius, Juvenal, Regnier, Boileau, Churchill, Rachel, Caniz, Haller, und unter seine Angehörigen rechnen sich auch Catull, Martial, Owen, Wernike, Käſtner und Leßing. Taſſo, Pope, Zacharia und Dusch kommen aus den Lenden des lustigen Homerischen Genius. Und Menander, Plautus, Terentius, Moliere, Goldoni, Weiße und eine Menge anderer Namen sind durch den Satyr des Aristophanes berühmt worden, deßen Nachkommen unter der Zucht dieser Männer verfeinert und zur guten Lebensart gewöhnt worden.

Alle Catonen und ernsthafte Weise mit Bärten und ohne Bärte, die Zenonen, die Chrysippe, die Seneca und, mit Erlaubniß, auch die Basedowe bitte ich um Vergebung, daß ich es gewagt habe, den cynischen Diogenes in die sokratische Gesellschaft zu bringen und seine hündische Laune als ein Erbstück des weiseſten unter allen Sterblichen zu betrachten. Wenn man viel Wiz haben muß, um die Menschen auf eine solche Art anzubellen, wie Diogenes; so gehört zugleich viel Selbstverleugnung

da-

dazu, in eine solche Lage sich zu versetzen, wo man gewis weiß, daß das erste Gelächter nothwendig auf uns selbst zurückfallen muß. Von beyden Seiten ist mir Diogenes ein merkwürdiger Mann, wenn gleich sein Satyr zuweilen auf dem Karren des Thespis herum fuhr, wenn er gleich gute Sitten verwarf, um Tugend zu predigen, wenn gleich unter seinem zerrißenen Mantel eine ehrgeizige Seele gewohnt und er den Hochmuth des Plato nur durch einen andern Hochmuth mit Füßen getreten hätte; oder mit andern Worten; wenn er gleich bey aller seiner Laune und Philosophie noch ein Mensch war, mit einem menschlichen Herzen und mit menschlichen Fehlern.

Wer aber den Bettler nicht sehen mag, dem wird vielleicht der Philosoph nach der Mode, der Hofmann, der Kenner der feinen Welt, dem wird Aristipp unstreitig beßer gefallen, der Diogenes im seidenen Rocke, so wie Diogenes ein Aristippus im Schmutze war. Wenn verschiedene Wege nach einem Orte führen, so wählet sich ein jeder denjenigen, welcher für ihn nach seiner besondern Neigung und Denkungsart

der

der bequemste ist und welchen ihm seine Umstände am ersten erlauben.

Der wehrt den Fliegen mit dem Stock;
und jener mit dem Fächer;
Der trinkt sein Waßer aus der Hand,
der Wein aus seinem Becher.

Diogenes war zu unbiegsam, zu wenig zum Zwange geschaffen, um seine Lebensart in die Falten des Hofs, der Mode und des willkührlichen Wohlstandes zu bringen. Aristipp war zu zärtlich gebildet, um auf dem Markte, oder in einer Halle zu übernachten und die Schimpfreden des niedrigen Pöbels und die Verachtung des vornehmern zu ertragen. Beyde hatten vielleicht im Grunde ein gutes Herz, welches noch immer mit einer, oft selbst ausschweifenden, Ehrbegierde vergesellschaftet seyn kann. Diese trieb beyde, sich hervorzuthun, und jenes, ihre Mitbürger zu beßern und Gutes zu stiften. Der eine wählt sich zum Schauplatze den Hof des Dionysius und der andere sein Faß. Die Laune eines jeden Menschen ist ein Chamäleon, welches von den umliegenden Gegenständen eine Farbe annimmt; sie wird also auf der

Ober-

Oberfläche eine Verschiedenheit zeigen, da sie doch im Grunde einerley ist.

Dies ist die Ursache, weßwegen launische Schriften vielleicht unter allen am schwersten zu beurtheilen sind. Humour ist überhaupt thörichte Weisheit; und was uns andern oft der gröste Fehler scheint, das ist vielleicht in Rücksicht auf die Lage des Verfaßers zweckmäßig und bey ihm die gröste Schönheit.

Man hat den **Petronius** wegen der schlüpfrigen Bilder und Erzählungen getadelt, die sein Buch für die Jugend gefährlich machen. Ein billiger Richter wird diesen Autor leicht entschuldigen, der mitten in dem Getümmel der Höflinge eines einfältigen Claudius und eines viehischen Nero lebte, der selbst eine Zeitlang der Aufseher über die Lustbarkeiten des Hofs war und der noch weit unreiner müste geschrieben haben, um seine Schilderungen den Originalen völlig ähnlich zu machen. Für uns mag immer sein Buch allzu unzüchtig seyn; der unterste Cammerjunker in Nerons Gefolge wird geurtheilt haben, daß es viel zu züchtig sey.

Vergleichen Sie, mein Freund, drey Schriftsteller mit einander, die über ähnliche Sachen, oder in einer ähnlichen Laune geschrieben haben; den Esel des Apulejus mit dem Esel von Lucian und die Gespräche des letztern mit Julians Kayfern. Apulejus, erst in den Geheimnißen der abergläubischen Priester eingeweiht, dann Sachwalter zu Rom, gab seinen Schriften aus der heiligseynsollenden Mythologie der heidnischen Pfaffen und dem Advocatengeschmacke der Römer, eine vermischte Tinktur, die durch den Mechanismus seines eigenen Kopfs ziemlich originell ward. Daher seine Dämonischen Erzählungen vom sokratischen Genius im Ernste, und seine Hexenmährgen im Scherze; daher die Weitschweifigkeit im Denken und im Schreiben; daher endlich auch einige Chicanerien im Schließen, die ich für nichts anders als für Advocatenstreiche annehmen kan. Ein plumper Scribent scheint er uns allemal, wenn wir ihn mit dem Samosatenser vergleichen, der sich frühzeitig gute Einsichten in die feinern Künste erworben, statt hieroglyphischer Mummereien die beßern Wer-

des Alterthums und die Welt studirt und dadurch seinen Geschmack ausgebildet hatte. Eben die Fabel, welche dem Apulejus Stoff zu einem ziemlichen Bande gegeben hatte, erzählt Lucian auf einigen Blättern, weniger verwickelt, aber auch weniger ermüdend und mit mehrerm Salze. Julian hat ihn unstreitig gut nachgeahmt; allein Julian war nicht bloß Schriftsteller, der seine Kayser von fern betrachtete; er war das selbst, was jene gewesen waren; ein anderer hätte das Gespräch nicht schreiben können, nicht schreiben dürfen. Er urtheilt also geradezu, wo sich Lucian hinter die Ironie würde versteckt haben; und streut hiernächst Erläuterungen und Lehren ein, die jener uns würde hinzudenken laßen. Ich zweifle, ob der Merkur in der Feder des Samosatensers den pathetischen Abschied würde genommen haben, mit welchem er sich dem Julian empfiehlt: Σοι δε δεδωκα τον πατερα Μιθραν ἐπιγωναι· συ δ' αὐτου τον ἐντολων ἐχυ, πεισμα και ὁρμον ἀσφαλη ζωντι τε σεαυτω παρασκευαζων, και ἡνικα ἀν ἐντευθεν ἀπιεναι δεη, μετα της ἀγαθης ἐλπι-

ἐλπιδος, ἡγεμονα θεον ἐυμενη καθισας σε-
αυτῳ.

Immer einen kleinen Sprung, den kleinsten den ein Briefschreiber machen kan, vom Julian und Lucian herunter zum Rabelais. Wenigstens ist es gewiß, daß kein Lucianischer Esel poßirlicher seyn kann, als der große Gargantua und Meister Janot von Braccamado. Wer anders zu den Zeiten des Rabelais durfte es wohl wagen die Pedanterey der Gelehrten, den Stolz der Herren vom Schlüssel und vom Degen, das Lächerliche verschiedener Moden und andere Ungereimtheiten in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, als der lustige Doctor Franz, der gern andere über sich lachen ließ, um desto sicherer über sie zu lachen? *) Scarron ist gewiß weit unter ihm; seine schöne

*) Sogar Fischorts deutsche Uebersetzung des Rabelais ist mit vieler Laune gemacht; nämlich Laune wie wir sie von Huldreich Esslopossleron im Jahre 1617 verlangen können. Ich wünschte, daß der deutsche Uebersetzer des Hudibras diese affentheurliche, naupengeheurliche Geschichtklitterung gelesen und studirt hätte; der deutsche Buttler würde noch einmal so komisch geredet haben, als er jetzt spricht.

schöne Frau und sein häßlicher Körper waren zwey Dinge, die er sehr nöthig hatte, um andere zu belustigen, und in seinen Schriften ist er derjenige Scarron nicht, der wie eine MarionnetenCarrikatur auf dem Tische saß und mit Marquis umgeben war. *) Solange bis die Franzosen einen beßern bekommen, soll immer Rabelais ihr Cervantes seyn. Der Spanier ist regelmäßiger, weniger ausschweifend, correkter; seine Ironie ist feiner, gleichförmiger, witziger und sein Held wahrscheinlicher, als der abentheuerliche Gurgelstroßa. Dafür hat der Franzose mehr Feuer; seine Phantasie ist lebhafter und selbst in ihren Ausschweifungen ergötzend, und die Drolligkeit seiner Schreibart hat eigne Reize für den, welcher die Sprache versteht. Ich möchte ihn mit Buttlern vergleichen, wenn ich doch einmal vergleichen soll; Sie aber, mein

*) Ein Urtheil, mit dem das französische Publicum übereinstimmt, welches seinen Rabelais noch immer liebt und Scarrons Werke fast vergessen hat. Ich will lieber die Briefe des Cyrano von Bergerac und seinen Bouteillen Ritt lesen, als den komischen Roman, welcher zu Scarrons Zeiten so sehr bewundert wurde.

mein Freund, wissen meine Prädilection für den Hudibras, die leicht bei einer Parallele dem Pantagruel schaden möchte. Sie wißen, wie lange ich schon an einer deutschen Versart gekünstelt habe, durch welche man denjenigen Ton ausdrücken könnte, den ich nicht anders als den Hudibrastischen zu nennen weiß. Aber auch das wißen Sie, daß es mir nicht gelungen ist; die Strophen, welche ich vor einiger Zeit Ihnen zuschickte, sind zu nichts nütze und ich bitte Sie, das Ding ganz zu nnterdrücken. Vielleicht waren nur die drey Zeilen erträglich:

Indeß posaunt der Pfaff ins Land,
Und schlägt die Trommel mit der Hand
Auf seinem Canzelpult.

Aber auch hier ist der Sinn des Originals nicht vollkommen übertragen; und der Ton der Kriegslieder ist nicht der, in welchem die Buttlerische Muse deutsch singen muß. Vielleicht wären zu dieser Absicht unsere Knittelverse am meisten geschickt; allein der Deutsche ist zu delikat und wer würde unter uns ein Werk lesen wollen, welches aus zwölf tausend Knittelversen zusammen-

gesetzt wäre. Castriren müste man den Dichter ohnehin, damit der feinere Geschmack und der Wohlstand nicht beleidiget würde. Aber dann wäre unser Ritter nicht Hudibras mehr, wenn man ihm z. B. das Pack von seinem Hintern nehmen wollte, welches er auf dem Rücken trug, oder seine Speisekammer, die ich nicht nennen mag und in welcher er soviele und mancherley Lebensmittel verbarg, daß es uns bei der Erzählung ganz schlimm wird.

Den unsterblichen Swift hat jemand den englischen Rabelais genennt; ein anderer hat es übel genommen; nun kann ein dritter kommen und den ersten vertheidigen. Freilich war der Dechant nicht der Lustigmacher in Gesellschaften wie der Doktor; jener ist reicher an mannichfaltigen Erfindungen, beißender in seinen Satiren, tiefer und eindringender, weniger pöbelhaft und überhaupt klaßischer. Aber bey beyden ist, im Großen betrachtet, einerley Wendung des Kopfs, die Dinge immer von der lächerlichen Seite zu betrachten, und eine Laune, für welche auch die unwichtigsten Dinge wichtig werden. Nur lacht Rabelais

fast

fast immer selbst; Swift aber sieht fein einfältig ernsthaft aus und läßt seine Leser lachen.

Mein Steckenpferd darf ich nicht vergeßen, wenn Sie gleich nicht völlig damit zufrieden sind, meinen lieben Sterne. „Aber der Tristram Shandy ist ein abentheuerliches Buch.„ — Gut! laßen Sie mir einmal einen Menschen alle seine Einfälle; seine Projekte, seine Gedanken, seine Wünsche, seine Luftschlößer aus seiner Seele abschreiben; zur Probe nur einige Wochen — und sagen Sie dann, ob Sie nicht einen neuen Tristram haben werden, nur freylich auf eine andere Art. Aus diesem Gesichtspunkte betrachte ich das Buch: es ist ein Beytrag zu einem Register über das menschliche Herz, und ich kenne Leute, die mehr Psychologie daraus wollen gelernt haben, als aus dicken Bänden, in welchen man die Empfindung vorher tödtet, um sie hernach mit mehrerer Muße zu anatomiren. Ein jeder Humorist setzt bey dem Leser gewiße Stunden voraus, in welchen er muß gelesen werden, um zu gefallen. Swift selbst macht mich zu gewißen Zeiten ernsthaft

haft; und Sternen nehme ich dann zur Hand, wenn ich so mürrisch bin, daß selbst Buttler mich nicht bis zum Lachen kützeln kann. Bin ich wieder aufgeheitert, so ist Fielding für mich ein vortreflicher Mann und ich finde in ihm oft die Räder von der Uhr, deren Zifferblat mir Sterne gewiesen hatte; oft ist es umgekehrt; oft ist der eine der Commentar über den andern, und oft sind sie nur dadurch verschieden, daß Sterne die kleinen Thorheiten, Fielding aber die größern abschildert, welche in das ganze Glück und Unglück des Menschen einen Einfluß haben. Der Romandichter vergrößert die Tugenden und der Satirikus die Laster der Menschen. Fielding erwählt den Mittelweg und gibt uns das menschliche Herz, so wie es ist, in seiner wahren Gestalt, mit allen seinen Mängeln, ohne das Gute zu verschweigen, was sich noch immer daran befindet. Pamela rührt mich, aber sie beßert mich nicht, weil ich fast die Unmöglichkeit fühle, sie zu erreichen. Ueber den Ritter von der traurigen Gestalt lacht man: aber nur selten denkt man die Beziehung, welche die Satire auf uns haben

kan,

kan, und mancher ist selbst Donquichotte, der Donquichotten verlacht. Aber Tom Jones rührt, belustiget uns zuweilen und thut, weil wir ihn überall mit unserm Gefühl begleiten können, eine weit dauerhaftere Würkung auf unser Herz; er kann es bessern.

Wenn die Franzosen keinen Sterne, keinen Fielding haben, vielleicht nicht haben können, so wollen wir ihnen dafür ihren Lafontäne laßen, mit dem der Engelländer keinen Landsmann vergleichen kann. Fontänens Laune ein bloßes Werk und Meisterstück der Natur, gefällt, ohne gefallen zu wollen. Er verbirgt Weisheit unter Einfalt, wird oft ernsthaft, wo er nur spielen will, und lustig, wo er die ernsthafte Miene annimmt; er spottet, ohne es sich vorgesetzt zu haben, und satirisirt, ohne zu beleidigen. Ihn nachahmen, ohne seine natürliche Laune zu haben, das heißt mit einer männlichen Gestalt und Stellung die Posituren eines Kindes am Gängelwagen nachmachen.

Wer Voltärens Candide noch nicht gelesen hat, der soll ihn lesen *) um sich zu über-

*) Wenn gleich hundert Kunstrichter hundert Feh-

überzeugen, daß auch ein Franzose eine Art von brittischer Laune haben kann. Hierzu seinen jungen Huronen, seinen Vade und andere Produkte seines unerschöpflichen Genies! Aechte Ironie, sokratische Würze und attisches Salz kan man einem Voltäre nicht absprechen, ohne zu verrathen, daß man es selbst nicht kennt. Seine Charaktere sind gewiß nicht unnatürlich, wenn man das übertriebene abziehet, welches der Satirikus hinzuzusetzen befugt ist.

Ob aber auch die Deutschen Laune haben? diese Frage scheint ziemlich überflüßig zu seyn, nachdem wir die Schriften der Liscowe *) der Rabener, der Wielande, der Möser, von Thümmel, Hermes und anderer bekommen haben. Allein ich getraue mir die Frage dennoch mit ja zu beantworten,

ter darin gefunden haben, wenn er gleich voll von falschen Schlüssen ist, die ein Logiker in die Form bringen und auf das bündigste widerlegen kan, wenn er gleich Spöttereyen wider berühmte Lehrer und allerhand andere Auswüchse des Genies enthält; das heißt, wenn er gleich eine Schrift von Voltären ist.

*) Liscow verdienet es nicht, daß er vergessen wird. Sein Leben ist so sonderbar, als seine Schriften. Die letzten könnten bei einer neu-

ten, gesetzt auch, diese unsterblichen Werke wären niemals erschienen. Der Deutsche hat wenige Laune im Charakter; dafür aber ist er der biegsamste Mensch und der gelenkigste Nachahmer,

Vt laus est cerae, mollis cedensque sequatur.

Leicht wird es ihm also, sich in einen fremden Charakter zu setzen und Humorist als Schriftsteller zu werden, wenn er es als Mensch auch nicht ist. In einem Verzeichniß satirischer Schriften finde ich einige hundert Deutsche Skribenten, die fast niemand mehr nennt, und unter diesen manche, die nicht zu verachten sind *). Hans Michael Moscherosch von Wilstädt sah wunderliche und

en Auflage noch mit einigen ungedruckten Stücken, z. E. einem Heldengedichte auf Sievers, dem auf der Canzel ein Unglück begegnet war, vermehret werden; und das erste werde ich in einer andern Schrift erzählen, wenn ich zu den Nachrichten, die ich schon habe, noch einige wenige erhalten, die mir fehlen.

*) Das Buch heist: Schreiben eines guten Freundes an seinen guten Freund, worinnen er ihm einen Beytrag zu seiner edirenden Bibliotheca satyrico morali mittheilet. 1746.

Wesen, aller Menschen Händel, mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heucheley, Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel dargestellt und gesehen werden. Und Johann Balthasar Schupp, welches wir wohl merken wollen, eifriger Seelsorger zu Hamburg schrieb Satiren, welche viele Känntniß der damaligen Welt, ziemliche Gelehrsamkeit und Erfahrung, einen guten Witz und oft eine sehr ursprüngliche Laune verrathen. Von diesen Materien rede ich weitläufiger in der Geschichte der Laune, die ich Ihnen, mein Freund, vor einiger Zeit versprochen habe.

Lucilius hob eine neue Epoche der Satire an.

Esse velut stricto quoties Lucilius ardens.
Infremuit, rubet auditor, cui frigida mens est
Criminibus, tacita sudant praecordia culpa.
Inde irae et lacrimae.

Mag ihn doch immer Horaz gescholten haben; wir lieben ihn, ohne ihn sehr zu kennen, weil ohne ihn vielleicht selbst Ho-

raz

raz, als Satiricus, ein Unding wäre. Und den wollen wir nicht entbehren, den Mann mit dem philosophischen Kopfe, mit dem sanften Scherze und der sokratischen Laune, der oft in einem schleichenden Tone uns unsre Wahrheiten wie im Vorbeygehen sagt. Vielleicht läsen wir eben so gern den Persius, wenn wir nur von allen den kleinen Anekdoten unterrichtet wären, auf die er anspielt, und von Roms ärgerlicher Chronik, die er immer im Sinne zu haben scheint. Es ist zu bewundern, daß dieser Autor ohne einen solchen Commentar, wie der über die Duncias, auf die Nachwelt gekommen ist; denn persönliche Satiren pflegen sonst zu verschwinden und bald unterzugehen, so groß auch die Begierde war, mit welcher sie anfänglich gelesen wurden *). Mit einer solchen Erklärung aber würden wir ihn höher schätzen und vielleicht ihm eine Stelle neben unserm Horaz einräumen. Juvenal ist für mich

kein

*) Persius wurde anfangs fast verschlungen und fand so vielen Beyfall, vt editum librum continuo homines mirari et diripere coeperint.

kein Satiricus; er ist ein aufgebrachter Prediger, der sehr oft wider solche Laster schreyt, die für den bürgerlichen Richter, nicht für das Forum des Satiricus, gehören. Die Geisel der Satire sey eigentlich das Supplement der ordentlichen gesetzlichen Strafen; wo diese aufhören, dort fange jene an. Uberhaupt wollen wir über Thoren uns nicht eben ärgern; wir wollen über sie lachen.

Wenn es gewis ist, was einige französische Kunstrichter uns versichern, so haben sie an ihrem Boileau, mehr als die Römer an allen ihren Satirenschreibern zusammengenommen. Ich vermiße an ihm die Philosophie und die feine Laune des einen, das Körnigte und Nachdrucksvolle des andern, und das Feuer des dritten. Was ihm übrig bleibt, ist die feine Versifikation, durch welche er Sentenze in einen oder wenige Verse einschließt, denen die Nation in der Folge das Bürgerrecht unter ihren Sprüchwörtern ertheilt hat; und nächst der Versifikation der gute gesunde Menschenverstand in den Urtheilen, die er über die Gegenstände seiner Satiren, besonders

die

die elenden Poeten, ergehen läßt. Regnier war vielleicht ein größerer satirischer Kopf als Boileau, nur der Mangel an kritischen Freunden und das noch unaufgeklärte Seculum hinderten ihn, ein größerer Schriftsteller zu werden.

In diesem Jahrhunderte haben wir unter unsern brittischen Nachbarn einen Dichter gesehen, deßen erste Versuche in der schildernden Dichtkunst nichts weniger als einen zweeten Horaz ankündigten, und der nach einiger Zeit mit so starken Schritten auf der horazischen Laufbahn forteilte, daß er seinen Vorläufer einhohlte und, wie einige wollen, überlief. Es ist Pope, der unter allen Gattungen der Dichtkunst, in welchen er gearbeitet hat, gewiß nächst der lehrenden, in dieser am meisten Pope ist; nicht so attisch, wie Horaz, aber philosophischer als dieser, tiefdenkender und ein beßerer Versifikateur. Churchill übertrift ihn nur an Galle und an Verwegenheit; und diese Eigenschaften können leicht das Gute, was er würklich hat, mit in die Vergessenheit hinabschleppen.

Schade

Schade für unsern Rachel, daß er nicht in diesen Zeiten zu leben bestimmt war, in welchen der Geschmack der Deutschen seine Bildung erhalten hat. Für unsern Regnier hat man ihn erkannt; er konnte mehr als Boileau werden, wenn er in beßere Tage gekommen wäre. Jetzt muß uns Caniz statt aller seyn: denn Haller satirisirt als Lehrdichter nur im Vorbeygehen und die Satire ist ihm das, was dem Satiricus die moralische Sentenz ist; Löwen ist in einem andern Fache glücklicher und scheint überhaupt seinen Satyr verabschiedet zu haben; und von jüngern Dichtern müßen wir es erst erwarten, ob sie durch beßere Werke die gute Meinung bestätigen werden, die wir durch das günstige Urtheil der Kunstrichter von ihnen zu faßen sind bewogen worden.

Wir wollen immer in diese satirische Legion auch die Epigrammatisten rechnen. Denn ihre meisten Einfälle sind beißend und non possunt, nisi pruriant, placere. Die Anthologie enthält unter vielen vortreflichen Stücken auch viele mittelmäßige. Catull ist vielleicht der naivste Sinndichter;

aber

rber oft wird seine Naivete Grobheit und er unternimmt es umsonst sich durch den sophistischen Unterschied zwischen der Keuschheit des Dichters und des Gedichts zu vertheidigen. Ihm zu Ehren verbrannte Naugerius den Martial; in meinem Schranke stehen sie beyde neben einander und vertragen sich gut. Dagegen habe ich den Owen hinweggeworfen, in welchem man zu viel Wortspiele und schlechten Witz durchwaten muß, um etwas zu finden, was die Mühe belohnet. Wenn ich nun diese in die Eine Wagschale lege und noch das hinzu, was die Franzosen und Italiäner erträgliches haben; Dann in die andere unsern Logau, Wernicke, Kästner, Leßing, Ewald und verschiedene andere, so denke ich ein ziemliches Gleichgewicht zu erhalten.

Ich verlaße diese Gesellschaft; denn ich höre in Gedanken eine Stimme, die mir in einem feyerlichen Tone zuruft!

Δηϊον ἀπειρεσιην, πολεμοκλονον ἐργον
Ἄρηος
Ἐυχομενος μεροπεσσιν ἐς ἠματα πασι βαλεσθαι,

Ηως μυες ἐν Βαλραχοισιν ἀριστευσάντες ἔβησαν,
Γηγενεων ἀνδρων μιμημενοι ἔργα γιγαντων.

Nämlich Homer, nachdem er den Zorn des Achilles, und Ulyßes Abentheure besungen hatte, ward ernsthafter Gesänge überdrüßig; er ließ also die Leyer zwar, wie sie vorher gestimmt war, sang aber, auf Anrathen des Satyrs, der sich zu ihm gesellte, statt erhabener Thaten, Kleinigkeiten und unwichtige Begebenheiten hinein: und so entstand die komische Epopäe. Ich weiß nicht, ob die Batrachomyomachie allegorisch ist; das weiß ich, daß sie es in dem Verstande, wie sie Herrmann von der Hardt erklärt hat, gewis nicht ist: ich sehe das Gedicht für ein Spielwerk des Poeten an, welches er gemacht hat, da seine Epische Muse ausruhte und der kleine scherzende Satyr ihre Stelle vertrat. Was unterdessen von der Hardt über den Homer sagt, *) das gilt mit beßerm Rechte

*) Cantat Homerus hoc nitidulo Carmine Graecorum bellum, *Myonenses* inter et *Trachinios*.
--- Pro familiari veteris orbis allu one, quae --- ex nominum sono --- elegantes gigneret appellationes, Μυωνεις, Myonenses a

te vom Tassoni. Das geraubte Siegel, welches den Streit zwischen den zwo kleinen italiänischen Republiken verursachte, hat Smollet gesehen; es wird als ein Siegeszeichen und Palladium aufbewahrt. Ein Siegel und ein Eimer heißen beyde Secchia; dies gab dem Dichter Anlaß zu seiner komischen Erfindung und sein ganzes Stück ward allegorisch. Der Pult hingegen von Boileau ist wieder nur eine einfache Handlung, bloß mit Maschinerien verziert, und ohne fernere Bedeutung. Vielleicht aber war Despreaux zu etwas anders als zur scherzhaften Epopäe geschaffen. Seine Maschinen sind gezwungen, die ganze Ausführung ermüdend und der Scherz nicht selten steif. Verschiedene Männer von Geschmack haben mich versichert, daß es ihnen unmöglich sey, den Lütrin ganz zu

Poeta vocati μυες, mures; Τραχινιοι nominati Βατραχοι, ranae --- vti quondam lusum in Erasmum, qui barbariem arroserat, *erasmus*. Eine feine Erklärung, die dem Homer, wenn sie wahr wäre, gerade so viele Ehre machen würde, als sie jetzt dem Geschmacke ihres Erfinders macht.

lesen; mir geht es, im Vertrauen gesagt, beynahe nicht besser.

Pope ist hier wieder Original, soviel man es seyn kan. Selbst seine Maschinen sind neu, sein Plan vortreflich, sein Scherz trägt das Gepräge der guten Lebensart und ist höflich, ohne matt zu werden. Zacharia und Dusch haben diesen Weg unter uns betreten und nebst der Anlage grösstentheils auch die popische Maschinerie beybehalten. Der eine hat sein gebührendes Lob schon von andern erhalten; der zweyte ist vielleicht zu strenge beurtheilt worden: und beyde haben durch mehrere Werke des Witzes sich so viele Verdienste um unsere Litteratur erworben, daß ihr Ruhm nicht eben auf einigen gelungenen oder mislungenen Scherzen beruht.

Der dramatische Satyr unterscheidet sich noch auf verschiedene Weise von den bisher beschriebenen Geschlechtern. Aus den Händen des Cratinus und Eupolis empfieng ihn Aristophanes, zog ihn gros und gab ihm einige Sitten, ob er gleich noch immer Spuren seiner Ausgelassenheit zeigte. Mit Gunst der Herren Cicero,

Plutarch, Rapin, Brümoy und anderer, möchte ich doch wohl den Aristophanes wider die meisten Vorwürfe vertheidigen, die man ihm zu machen pflegt.

Ich finde seine Schreibart den Sachen überaus angemessen, wenn sie gleich Plutarch strotzend und schwankend nennt. Madame Dacier, als Frauenzimmer, mochte behaupten, man könne ihn kaum ohne Beleidigung der Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit übersetzen; konnte der heilige Chrysostomus ihn lesen, warum wir nicht? Daß seine Satiren persönlich sind, verdenke ich ihm desto weniger, weil er in diesem Punkte der damaligen Gewohnheit folgte. Sein

Βρεκεκεκεξ, κοαξ, κοαξ

vergebe ich ihm auch; was andere scurrilisch nennen, das dünkt mir das starke komische zu seyn, und so bliebe mir nur allenfalls sein Ausfall auf den Sokrates noch zu rechtfertigen übrig, ob ich gleich in den Wolken noch immer viele Züge finde, für die ich den Verfaßer küßen möchte. Wenn zum Beyspiel im zweeten Auftritte Strepsiades, nachdem er das ganze System von der Floh-

musik angehört hat, daraus den naiven Schluß ziehet:

Σαλπιγξ ὁ πρωκτος ἐστιν ἀρατων εμπιδων;

ferner einen Ausruf von der Glückseeligkeit desjenigen hinzufügte, der dieses Instrument finden würde und endlich alles auf seine eigene Umstände anwendet; so möchte ich den Cato sehen, den diese Stelle nicht zum Lachen bewegen könnte. Aristophanes ist beißend, aber fast immer auf eine lustige Art; lächerliche Gegenstände weiß er von der lächerlichsten Seite vorzustellen und, welches man fast allein mit Grund an ihm tadeln möchte, oft solchen Dingen ein komisches Ansehn zu leihen, die an sich wichtig und ernsthaft sind. Wenn seine Stücke nicht nach den Regeln des Hedelin gebildet sind, so muß man bedenken, daß Aristophanes einige Jahre vor diesem gelebt hat und also genöthigt war, der bloßen Natur zu folgen.

Die Zeugniße der Alten den Menander betreffend, wie sie Clericus *) gesammelt hat

*) Er hätte zu dem Schwalle von Schriftstellern immer auch den Iustinus Martyr hinzusetzen können, de Monarchia p. m. 81. 42.

hat, gehen mir wenig an; aus seinen Fragmenten zu urtheilen, war er correkter, moralischer, regelmäßiger, als Aristophanes, reicher an Sentenzen, vielleicht aber ärmer an Genie. Wenn Aristophanes seine Bemerkungen aus den Tiefen des menschlichen Herzens heraushebt, so gaukelt mir dafür Menander nach Antithesen, die oft seicht oben abgeschöpft, oft ganz falsch sind. Folgende Maxime fällt mir sogleich in die Augen, da ich das Buch aufschlage:

Πρωτος ἐυρων διατροφην πτωχῳ τεχνην,
Πολυς ἐποιησεν αθλιους. ἁπλων γαρ ἦν
Τον μη δυναμενον ζην ἀλυπως, ἀποθανειν.

Es ist also beßer, wir sterben alle, weil wir doch einmal Menschen sind, die niemals ohne alles Ungemach leben können.

Im ganzen Scaliger habe ich kein geschmackvolleres Urtheil gelesen, als das über den Plautus und über den Terenz. Man betrachtet ihre Werke entweder von der Seite der komischen Kunst, oder der Schreibart. Wir, die wir das Genie eines Verfaßers in seinen Schriften ausgedrückt lesen wollen, werden allemal den Plautus bewundern, in der Anlage und Ausbiloung sei-

ner Fabel, in den Charakteren, selbst im Dialog; Terenz mus bey einer Vergleichung, die aus diesem Gesichtspunkte angestellt wird, nothwendig verlieren. Wenn wir aber Latein lernen wollen, so sind wir genöthigt, den ganzen Sprachschatz aus den alten Schriftstellern zusammen zu betteln, und dann ist der correkte Terenz freylich mehr werth, als Plautus mit seinem Salze, welches oft für uns unschmackhaft ist. Quantum propter animi voluptatem tribuerent Plauto prisci, tantum aetas nostra ob linguae cultum Terentio. Ille igitur illorum secunda fortuna commendatus, hic nostra miseria magnus factus est. Nam equidem Plautum vt Comicum, Terentium vt loquutorem admirabor. Quanquam ne Plauto quidem quicquam est, quod obiicias praeter antiquitatem. Sui namque temporis hominibus fabulas dedit ille. Terentius vero, ne abscederet ab illa, quam affectauit, puritate; discessit ab ea, quam praestare oportuit, comitate: vt rebus verba Plautus, hic res verbis accommodasse videatur.

Fast möchte ich eine ähnliche Parellele ziehen zwischen Moliere und seinen Nachfolgern

folgern auf dem französischen Theater, zwischen Shakspear und gewißen correktere englischen Dichtern. Mit Boileaus Erlaubnis, selbst Scapin mit seinem Sacke gefällt mir und ich wage es nicht, deswegen einen Poeten zu tadeln, der unter andern Absichten auch die haben mus, populo vt placeret. Was der deutsche Hanswurst auf eine so launische Art zur Vertheidigung seiner Pritsche und seines Steckenpferdes, des Groteskekomischen gesagt hat, zu einer Zeit, da ihn Gottsched aus den Provinzen Deutschlands in die Hauptstadt verwiesen und dafür seinen Afterbruder mit Bedienten-Montur auf das Theater gebracht hatte; damit rechtfertige ich seinen Grosvater Scapin und seinen nahen Anverwandten Falstaff, der sich fürchtete, in der Themse aufzuschwellen und ein Berg von Menschenfleisch zu werden. Hanswurst ist gerade der Diogenes, der sich närrisch stellt, um die Thorheiten anderer desto lebhafter zu mahlen, wie ein kluger Vater die unanständigen Posituren seines Kindes nachmacht, damit es wie im Spiegel sich sehe und beßere. „Wollte Gott, daß Hanswurst

seine Person allein auf dem Theater vorstellte! Aber wie viele große Aufzüge auf dem Schauplatze der Welt hat man nicht in allen Zeiten mit Hanswurst, oder welches noch ein wenig ärger ist, durch Hanswurst, aufführen gesehen! „ — Warum soll nun der arme Harlekin nicht auf der Schaubühne erscheinen, da er auf dem Theater der Welt eine so hervorstechende Rolle spielet.

Wenn wird einmal der deutsche Moliere, oder Goldoni aufstehen? Oder wenn er aufstehen sollte, wie bald wird er durch unsere fehlersuchende, allzudelicate und allzukritische Kritik wieder zu Boden gedrückt werden? Gellert, Schlegel, Leßing, Weiße, Löwen, Krüger stehen nahe am Ende der Laufbahn; aber was sind ihre wenigen Stücke gegen die Heere unserer Nachbaren? Dagegen haben wir aber, dem Himmel sey Dank, andere Schätze, deren keine Nation außer der unsrigen sich rühmen kan, politische Schauspiele und theatralische Schriften von Johann Jacob Bodmer. — Hier haben Sie, mein Freund, die ganze Sippschaft des kleinen Satyrs, den

ich

ich Ihnen übersende; fragen Sie ihn selbst, zu welcher Linie er gehöret. Er ist ein feiner geschmeidiger Junge, nimmt allerlei Gestalten an, wie der Amor, dessen Geschichte Sie so unnachahmlich beschrieben haben; macht bald eine ernsthafte Mine, als wenn er predigen wollte und niemand glaubt, daß es sein Ernst sey; bald scherzt er sanft, aber mit einem schalkhaften Lächeln; bald zeigt er ein Carricatur-Gesicht, wie der Oncle Toby; und bald dringt er sich in die Gemeinde der Thoren, drückt die Augen zu, peitscht mitten unter sie und lacht, wenn einer schreyt, der sich getroffen fühlt. Machen Sie nun aus ihm, was Sie wollen.

Sind Sie froh, daß ich mit meiner Rhapsodie von einem Briefe zu Ende bin? Vermuthlich haben Sie in Lauchstedt angenehme Gesellschaft; denn seit vierzehn Tagen habe ich keine Zeile von Ihnen gesehen. Vergeßen Sie mich nicht und leben Sie wohl!

Sie-

Siebenter Brief
an den Herrn Hofrath
Kästner.

Wem anders als Ihnen könnte ich die folgende Erzählung von den Schicksalen unserer Litteratur zueignen und von den Perioden des deutschen Geschmacks? Sie sind von den meisten Veränderungen und Begebenheiten selbst ein Augenzeuge gewesen; und da Sie sich weder auf die Seite der Whigs, noch der Torrys in der poetischen Republick gelenkt haben, so können Sie am besten beurtheilen, ob ich ein aufrichtiger Geschichtschreiber bin, oder nicht bin. Sie sind mir überdieß in der Rechtfertigung eines Mannes zuvorgekommen, dessen wahre Verdienste man nicht verkennen sollte; Gottscheds, welchem ins Gesicht zu lachen,

chen, seit zwanzig Jahren modisch gewesen ist. Wenn ein Klopffechter den andern abprügelt, so laufen insgemein dem Ueberwundenen die Jungen nach und zischen ihn aus. So gieng es dem Manne, der bei allen seinen Fehlern doch noch immer die Ehre hat, den Geschmack der Deutschen verfeinert und in ihnen einen Eifer für die schönen Wissenschaften erweckt zu haben. Doch ich will keinen Anachronismus begehen und lieber meine Geschichtklitterung ganz von oben anfangen.

Die Barden sangen erst in Ehrfurchtvollen Gründen;
Die Götter wohnten da verschlossen in den Rinden,
Die nie das Beil verwundt, das Jagdhorn nie erschreckt;
Das Wild gieng unbesorgt, so weit der Wald gestreckt
Der Erden hohlen Schooß in krause Schatten hüllte
Und ein verruchtes Herz mit Furcht und Schrecken füllte,
Wo heute Saat und Trift am ofnen Himmel steht,

Der

Der Bauer mit dem Pflug, die Heerde weiden geht.
Sie sangen einen Held, der für die rohen Sitten
Und wilde Strengigkeit der Vorderwelt gestritten,
Der Höflichkeit und Pracht mit Abscheu von sich stieß,
Der Kunst und Wissenschaft den Weg zur Knechtschaft hieß.
Sie sangen das Revier, die Inseln voller Wonne,
Wo der verblichne Geist in einer andern Sonne
Sich auf das neue regt, so daß der fahle Tod
Ein Weg zum Leben sey, ein Ausgang aus der Noth,
Mit diesem schmeichelnden, politschem Aberglauben
Den allerletzten Feind des Stachels zu herauben.
Denn wenn auch nach dem Tod ein Leben in uns wohnt,
Wer ist so weibisch feig, der dieses Leben schont?

Wer darf nicht in den Tod mit festen
Schritten gehen?
Wer darf dem Scheusal nicht frey unter
Augen sehen?
Sie haben Rom zuerst vor Schreken bleich
gemacht,
Wenn durch ein feurig Lied die Deutschen
aufgebracht
Der Waffen strengen Sturm herunter fal-
len liessen,
Um des Poeten Lob ihr Leben zu vergie-
ßen.
Der Inhalt ihres Lieds kann nicht erhab-
ner seyn,
Ob auch der Ausdruck groß, das Maas
der Sylben rein,
Bleibt ewig unbekannt. Die grauen
Stunden haben
Den Dichter und Gesang in dunkle Nacht
begraben.

Ich nenne diesen Zeitraum die dunkle Periode der deutschen Poesie. Man dichte-te damals für das Bedürfniß, nicht für das Vergnügen. Unsere Anherrn lebten in der Wildheit, oder zu reden mit dem Bürger von Genf, in dem glückseligen Stande der

Na-

Natur; nur das hinweggerechnet, daß sie nicht Eicheln, sondern Brod aßen und Bier tranken. Die Geschichte ihrer Vorfahren muste mündlich auf sie fortgepflanzet werden; die Natur selbst gab ihnen den Kunstgriff, sie in Verse zu bringen, die man, so schlecht sie auch seyn mögen, immer eher als Prosa im Gedächtniße behalten kan. Durch die tapfern Thaten ihrer Väter wurden sie zur Nachahmung angefeuert und durch Gesänge suchte man sie, wider ihre Feinde zu erhitzen, den Patriotismus anzufachen und sie zur Handhabung ihrer Freiheit zu bewegen. Wenn die Thiere selbst nicht ohne alle Gesetze leben, wie konnten es unsere Rousseauischen Menschen? Ihr Gesetzbuch war nicht geschrieben; es bestand vermuthlich aus wenigen Sittensprüchen, die sie, so gut sie konnten, versificirt hatten und ihren Kindern vorsagten. Ihre Priester die Barden, besorgten ihnen einen Catechismus in lieblichen Reimen von ihrer Art, deßen abergläubischer Inhalt mit ihrer ganzen Denkart nach und nach zusammenschmelzte und getreulich, wie die Mährgen

der

der Ammen, auf ihre Nachkommen vererbt wurde.

Geschichtspoesie, Kriegspoesie, Gesetzpoesie und Poesie der Religion; dies sind also, soviel man vermuthen kan, die vier Gattungen der altdeutschen Dichtkunst. Nun mag Vater Bodmer weiter erzählen:

Die Mönche kamen drauf, der Barden schlimmres Blut,
Und erbten ihren Haß: Sie übten ihre Wuth
Nicht an der Stadt allein und an der Römer Ländern;
Dasselbe Schicksal sollt auch den Geschmack verändern;
Gelehrsamkeit und Witz und Künste untergehn
Und bei der Tiranney der Aberglaube stehn.
Sie schloßen mit dem Leib auch die Vernunft in Banden;
Man glaubte destomehr, jeminder man verstanden.
Nach ihrer Meinung war die Dummheit Frömmigkeit;
Sie herschten viele Jahr in tiefer Dunkelheit.

Ueber diese Periode will ich gern hinwegspringen. Unsere Vorfahren, nicht zufrieden, daß unter ihnen keine Muse sang, erdrückten auch noch die Gelehrsamkeit in Italien und würgten die römischen Schwäne. Aber so will es das Schicksal der Litteratur, daß Nacht auf Tag folge, Unwißenheit auf Verstand und Wildheit auf feinere Sitten.

Nach langem sah man sich ein schwaches Licht entzünden;
Die Sprache fing sich an mit Regeln zu verbinden.
Man schloß den neuen Vers in mehre Silben ein;
Die durften aber kurz, lang, oder beydes seyn,
Falls sie nur den Accent recht auf den Abschnitt setzten,
Ob alle Worte sonst die Quantität verletzten.
Sie plagten sich nicht selbst mit selbstgesuchter Pein,
Worinn die Deutschen jetzt so schädlich sinnreich seyn.

Sie lehrten ihren Vers noch nicht auf
Füßen gehen,
Und wusten auch kein Wort von Jamben
und Trochäen,
So wenig sie Florenz zum Wohlklang
nöthig acht.

— — — — —

Von Hohenstaufens Haus, das Kron und
Apfel führte
Und auch Sicilien mit starker Faust re-
gierte,
Entsprang aus finstrer Nacht der unge-
wohnte Stral
Und schimmerte von da durch Deutsch-
lands weiten Saal.
Friedrich der Rothbart setzte die Dichtkunst unter die ritterlichen Uebungen und ordnete eine Art von poetischen Turnieren an, in welchen die Sieger ihre Belohnung aus den Händen der vornehmsten Damen empfiengen. Ehrenvoll wird jetzt der Name eines Singers und die angestellten Spiele brachten den Trieb der Nacheiferung unter dem deutschen Adel hervor, der sichs nicht für eine Schande halten konte, nachzudichten, wenn Könige ihm vorsangen. Unter dem

aufgeklärten Kayser Friederich dem zweeten scheint diese Singkunst den höchsten Gipfel erreicht zu haben. Man nennt noch die Namen eines Hesso von Rinach, Chunzo von Rosenberg, Hartman von Ouwe, Eschilbach, Kristan von Hamle, Gotfried von Strasburg, Walter von Brisach; und mitten unter ihnen stimmte Winsbecks Frau ihre Laute an,

Mit zärtlichem Affekt, worin der Geist noch glimmet.

Wenn man im Stande ist, die Sprache dieser Dichter zu verstehen, so wird man die Artigkeit ihrer Gedanken, die Feinheit in ihren Empfindungen und die Naivete ihres Ausdrucks bewundern. Wir wollen deswegen nicht eben den Zeitraum, in welchem sie lebten, ein göldenes Alter nennen, ein solches erfordert zugleich eine vollkommen ausgebildete Sprache; wir betrachten ihre Gedichte nur als antike Stücke, die schon wegen ihres Alterthums ehrwürdig sind und aus welchen wir noch immer etwas lernen können, wenn wir wollen. Wer wollte es dem neuern Dichter verbieten, einige veraltete, aber gute Wörter

er und eine Menge von artigen Wendungen aus den Minnesingern zu entlehnen und unsere jetzige Sprache damit zu bereichern? Wunnichlich, zer Werltewunne, muoten und viele andere vergeßene Wörter scheinen mir gewiße feine Schattirungen des Gefühls treffender auszudrücken, als diejenigen, welche wir an ihre Stelle gesetzt haben. Und was kan naiver und feiner gewendet seyn, als folgende Verse:

Ich will mener Frowen muoten,
Dafs si mir genedig si.
Der vil reinen, der vil groten
Waer ich gerne nahe bi.
Was hilfet dafs ich kriege dar
Und krenke minen Lib:
Si nimt min alze kleine war,
Du mir ist fur elly wip.
Meinet mich min frowe als ieh si meine;
So wird min gout rat,
Min dieneſt dunket sie ze kleine;
Da sez ich guoten Willen zer That.

Diese Zeit, in welcher die Deutschen schon so fein empfanden und nach ihrer Art so glücklich dichteten, war vielleichtgeschickt, ihre göldene Periode zu werden; hätte nicht der Dä-

mon des Kriegs zu früh den sanftern Genius verscheucht und die wackern Ritter zu andern Beschäftigungen aufgefordert, als zu den Spielen der Musen. Kein Walther der Regelweide, kein Freyherr von Wengen, kein Reimers von Zweter, kein Marners, kein Siegehere dichtete mehr; ihre Kinder fochten und überließen das Geschäfte ihre Thaten zu singen einer elenden Gilde von Meistersängern, die schon Otto der zweete mit Freyheiten begnadiget hatte und welche aus der Poesie, die vorher eine ritterliche Uebung war, ein schnödes Handwerk machten und ein Mittel, zur Ernährung ihres Magens täglich einige Pfennige zu erwerben. Ihr Geschlecht soll sich noch in Nürnberg erhalten haben, wo ehmals der berühmte Hans Sachse

mit Dint und Pech besudelt, Vers'
erdacht
Und manchen Schuh zu kurz und Fuß
zu lang gemacht;

ein Mann, der übrigens, mit Erlaubniß unserer jetzigen Dichter, viele unter diesen an Gelehrsamkeit weit übertraf. Daß Deutschland in seiner geschmacklosen Epoche

che Meistersänger gehabt hat, ist nichts wunderbares; aber dies ist seltsam, daß sie Italien, das aufgeklärte Italien bis jetzt noch hat. Nichts anders als Meistersänger sind die venetianischen Racon-teurs, die con parole Schiette und mit der ganzen Beredsamkeit ihres Körpers öffentlich unglaubliche Dinge erzählen. Das

Ihr Leute höret an
Was sich hat zugetrazen,

womit die Nürnbergischen Meister ihre Erzählungen anfangen, ist gewis eben soviel werth, als die Captatio benevolentiä der Venetianer:

Signor che ascolti una gran cosa,
Una cosa stupenda.

Einige Verdienste kan man doch unsern deutschen Brodsängern nicht absprechen. Sie bewahrten der Nation wenigstens das Andenken einer einheimischen Poesie, die man vielleicht ohne sie gänzlich vergessen hätte. Und ihrer Veranlassung haben wir selbst unsere ältesten Kirchenlieder zu danken, von welchen sogar einige aus der Zunft dieser Leute sich herschreiben. Ich hatte hier einige Anmerkungen über die

Beschaffenheit dieser Lieder gemacht, über ihre so nöthige Verbeßerung, über die Bemühungen der Herren Weise, Zollikofer und anderer, über die feine Manier, mit welcher man ihnen ihre Arbeit verdankt hat u. s. w. Allein —

— — — — — —

Wenn Opitz nicht selbst einer unserer grösten Dichter wäre, so würde er schon als der Vater der deutschen Poesie das Andenken aller Jahrhunderte verdienen. Genährt von dem Geiste der Alten und durch ihre Werke entzückt, versuchte er es, ihnen im Deutschen nachzusingen und es gelang ihm. Sein feines Ohr sagte ihm, daß die Zeilen, welche man bis auf ihn Verse nennte, keine Verse, nur gereimte Reihen von Worten waren; es lehrte ihn die Verschiedenheit der Silben in Betracht ihrer Kürze und Länge, und den natürlichen *) Rhythmus, wodurch die Poesie auch im Aeußerlichen Poesie wird, Wohlklang

*) So natürlich, daß so gar Voßius die wichtige Entdeckung von dem Takte seines Barbiers machen konnte, der ihn bald in Anapästen, bald in Dactylen kämmte.

klang und Haltung bekömmt. Seine eigene Dichtergabe vereinigte sich mit seinem richtigem Geschmacke und beyde setzten ihn in den Stand, zu zeigen,

Daß nur ein Kopf der Sprache,
Die reiche Redensart und Nachdruck nicht gebrache,
Daß sie gelenkig ist, Verstellung leiden kan,
Nicht starr an Hals und Stirn.

Seine eigenen Gedichte müßen noch immer gelesen werden. Sie sind voll Geist und Nachdruck; die Fehler, welche man ihnen vorwirft, sind Fehler der Zeit und der Sprache, und nicht des Dichters.

Es ist das Talent des großen Genies, sich von sich selbst und durch sich selbst zu erwecken; es brennt, sobald es Luft findet und entzündet dann andere, die, ohne öde Köpfe zu seyn, doch in eine niedrigere Klasse gehören. Opitz, der keinen deutschen Vorgänger gehabt hatte, sachte durch sein glänzendes Beyspiel verschiedene mittlere Genies an, ihm auf der Laufbahn nachzurennen: sie thaten es mit ungleichem Glücke.

Der ältere Gryphius hätte bey einer beßern Känntniß des Theaters ein deutscher Aristophanes werden können; jetzt ist er fast nur ein Thespis, obngeachtet seines muntern Kopfs, und seiner weitläufigen Gelehrsamkeit. Der jüngere hält keine Vergleichung mit ihm aus und, einige Sinngedichte ausgenommen, sind seine poetischen Wälder unerträglich und ermüdend.

Rist, Flemming, Tscherning und andere waren, wenn es hochkömmt, mittelmäßige Genies und eben deswegen für Ausschweifungen sicher. Einige erträgliche Einfälle, die zuweilen so ziemlich in den Reim paßen, geben ihnen noch keinen Anspruch auf den ehrwürdigen Dichternamen. Man muß ein großes Genie und einen richtigen Geschmack haben, um ein guter Dichter zu werden; gebt einem Menschen jenes allein ohne diesen, so schweift er aus und wird ohngefehr mehr, oder weniger, als Hofmannswaldau war.

Dieser war gewiß kein schlechter Kopf; selbst in seinen Heroiden stehen Verse, die ein ehrlicher Mann wohl möchte gemacht haben. Seine Prose ist männlich und stark

und

und man darf einige Stellen aus seinem sterbenden Sokrates kühnlich mit dem Phädon des Herrn Moses vergleichen. Sein Fehler war der Fehler der Seneka, der Plinius und der griechischen Sophisten zu den Zeiten des fallenden Roms. Wie diese ihre Vorgänger, so suchte er, Opitzen zu übertreffen; er überspannte seine Phantasie, erhitzt durch einige Italienische Dichter und übertraf ihn glücklich durch Bombast und Schwulst. Der geistarme Mühlpfort lief ihm nach; aber Lohenstein hat ihn noch überhohlt.

Bewundrer fehlten nicht; der hochgefärbte Schein
Nahm bald das junge Volk von leichten Sinnen ein;
Den Lohenstein zuerst, der von dem Neid besessen
Den Kranz ihm von dem Haupt zu reißen sich vermeßen,
Und in der Eifersucht, zu seiner eignen Schand,
(Verlust war rühmlicher) unglücklich überwand.

Es giebt Philoſophen, die ſichs zur Ehre rechnen, von allem dem, was man insgemein glaubt, nichts zu glauben. Es giebt Dichter, die dadurch erſt ihren Cranz zu verdienen gedenken, daß ſie niemals ſo reden, wie man insgemein ſpricht. Dies war Lohenſteins Fall;

he cou'd not ope
His Mouth, but out there flew a Trope.
— — — — — —
But, when he pleas'd to ſhew't, his Speech
In Loſtineſs of Sound was rich;
A babyloniſch Dialect,
Which learned Pedandts much affect;
It was a party-colour'd Dreſs
Of patch'd and py-pall'd Languages.

Deutliche Gedanken durch geſuchte Metaphern zu verdunkeln, niemals eigentlich zu reden und einheimiſche Bilder mit indianiſchen Farben und Schmuck aus der neuen Welt unkenntlich zu machen; dies waren die Kunſtgriffe ſeiner Poeſie. Die Gottſchede haben ihn dafür gezüchtiget; es war aber einmal auch Zeit, ſeinem Genie Gerechtigkeit wiederfahren zu laßen, und es

iſt

ist geschehen. Unterdeßen war er zu seiner Zeit ein gefährlicher Mann; sein Beyspiel war desto ansteckender, je glänzender es war, und er verführte das junge Dichtervolk, die edle Einfalt zu verlaßen und mit einer unbändigen Phantasie nach Galimathias zu gaukeln.

In diese Periode gehören einige Gesellschaften, die die Verbeßerung unserer Sprache und Poesie zur Absicht hatten; die fruchtbringende Gesellschaft, durch Caspar von Teutleben gestiftet: Filipps von Zesen teutschgesinnte Genoßenschaft: Harsdörfers gekrönter Blumenorden an der Pegnitz: und Rists Schwanengesellschaft an der Elbe. Die lächerlichen Grillen dieser deutschübenden Gemeinden haben ihre guten Würkungen in Vergeßenheit gebracht; durch sie wurde doch immer die feinere Literatur ausgebreitet und selbst an den Höfen und in den Palästen fieng man von neuem an, die Musen zu liebkosen und ihre Günstlinge zu ehren.

Weise, der das Genie unter das Joch der Methode zwang, that mehr Schaden, als zwanzig Lohensteine; nicht durch sein

Bey-

Beyspiel: denn es gibt Stunden, wo man einige von seinen Schriften noch wohl zur Noth lesen mag; sondern durch seine Lehren. Die Muse flieht, sobald sie ihre Leyer nach einer Chrie stimmen soll; und wer zu seiner Dichterey eine Weisische Topik und locos communes nöthig hat, der soll ein Gelegenheitssänger werden, ein Dichter wird er nicht. — Nach Weisen haben die Talander, die Menantes, die Uhsen ähnliche poetische und rhetorische Gängelwagen verfertiget, gut und nützlich zu gebrauchen für Kinder, die nicht gehen können; der Mann geht allein.

Es giebt zwischen den Lohensteinischen Klippen und den Weisischen Sümpfen einen Mittelweg, der gerade nach dem Tempel des Geschmacks führt durch blumigte Wiesen, wo man noch hin und wieder die Fußtritte der Virgile und Horaze wahrnehmen kan. Hier wandelten, Hand in Hand jeder mit seiner Muse, Rachel, von Logau, Wernike, Canitz und Günther, sahen über sich die jungen Lohensteine Junonen suchen und Wolken umarmen, und hörten zur Linken in der Tiefe Frösche singen

und

und die Schüler des Rectors zu Zittau liebliche Oden, durch Antecedens und Consequens disponirt, herlallen. Ohne Anführer giengen sie mit starken Schritten auf der Laufbahn fort und strauchelten nur zuweilen, doch ohne zu fallen. Wenn Rachels Leyer einige Mistöne hören läßt, so müßen wir bedenken, daß er keinen hinlänglich aufgeklärten Freund hatte, der ihm ein Corrige sodes! hätte zurufen können. Was kan Logau dafür, daß kein Ramler und Leßing seine Gedichte feilte, ehe sie gedruckt wurden? Werniken sagte sein eigener Geschmack, ohne Batteux und Home, das Postel ein Stümper sey; und sein Genie dictirte ihm außer den Epigrammen, die ihn zu unserm Martial machen, das vortrefliche Heldengedicht auf den hochmetaphorisch einherbrausenden Stelpo. Caniz und Günther — beyde würden mehr gewesen seyn, als sie waren, der erste mit Günthers Genie und der letzte mit Canizens Weltkänntniß und poetischen Sitten. Günther war zu sehr Student, um nicht zuweilen einen Strich mit Biere *) zu machen;

*) In seiner Ode auf den Prinz Eugen.

chen; und Canizens sanfter Busen entbrannte nur selten zu dem Enthusiasmus, der das Eigenthum eines Dichters der ersten Größe ist. Dafür ist er correkter, als jener und seine Gedichte, verglichen mit den Güntherischen, locken uns den Wunsch ab, daß er mehr, und Günther weniger möchte geschrieben haben. Sie beyde nebst Opitzen und einem Paar andern dürften wohl bey der Nachwelt eine Periode unserer Dichtkunst von beynahe hundert Jahren charakterisiren. Denn die Morhofe, die Menke, Neumeister, Neukirche, Amthore, Pietsche, Richeye, und ohne Zweifel auch die Brockse, Beßer und Könige wird man nächstens vergeßen.

Morhof war eher zum Polyhistor als zum Dichter geschaffen. Philander von der Linde konnte nur im Jahre 1723. einiges Aufsehen machen. Neumeister wird noch gesungen, nicht aber gelesen. Neukirchs Lobredner sind gestorben, oder vergeßen. Von Amthoren spricht niemand mehr. Unter allen Versen, die Pietsch gemacht hat, sind etwa funfzig, die ein deutscher Stobäus aufbehalten möchte. Richey

chey und Weichmann sollen noch in Hamburg einige Verehrer haben. Brokes verdiente wegen seiner Andacht und seines edlen Herzens auf die Nachwelt zu kommen; aber diese Eigenschaften verewigen einen Dichter so wenig, als die ekeln immer mit einförmigen Betrachtungen bekrönten Schilderungen von Dingen, die man täglich selbst sehen kan. Beßer hat manchmal gute Einfälle; aber

Adparent rari nantes in gurgite vasto.

Und Königs Heldengedicht auf eine Comödie von Heldenthaten ist für die Nachwelt zu wenig interessant und zu schwach.

Die Namen dieser Männer sollen unsere Enkel doch noch nennen, wenn sie auch ihre Werke nicht lesen; sie sollen sie als Lichter in der Finsterniß und als Vorboten betrachten, durch welche die große Revolution des deutschen Geschmacks im achtzehnten Jahrhunderte angekündiget wurde.

Wenn unsere Litteratur in diesen Zeiten so empor gestiegen ist, daß wir nicht hoch über uns sehen dürfen, um unsere Nachbarn, um selbst die Alten zu erblicken; so darf ich behaupten, daß die Schweizer,

Gottsched und die Berliner an dieser glücklichen Umbildung des Geschmacks gleichen Antheil haben. Die Schweizer legten den Grund; Gottsched breitete den Geschmack aus und erweckte das Genie in seinen Schülern, wenn er gleich selbst keines hatte, wie ein Wezstein,

Reddere quae valet acutum ferrum exsors ipsa secandi.

Die Berliner traten zwischen beyde Parteyen, verbeßerten die eine durch die andere, polirten und verfeinerten den Geschmack.

Schon im Jahr 1721. schrieb Bodmer seine Discurse der Mahler zur Nachahmung des englischen Zuschauers; ein Buch, welches ich allemal lieber lesen will, als seine Syndfluth und seine politischen Schauspiele. Dieses Wochenblat enthält, außer moralischen Betrachtungen, zugleich verschiedene kritische Aufsätze von einer Gattung, die man bisher in Deutschland noch nicht gekannt hatte. Bodmer war damahls drey und zwanzig Jahr alt, und seine Kritik war also die jüngste, so wie er der jüngste Kunstrichter war. Bey einem mittelmäßigen Feuer besaß er doch Patriotismus genug,

um

um den Geschmack der Deutschen umschaffen zu wollen; uud wenn dieses nicht anders als durch eine gewiße Gährung in der literarischen Republik bewürkt werden kan, so müßen wir es Bodmern allerdings verdanken, daß er dazu das erste Ferment hergegeben hat. Er ist der erste Kunstrichter Deutschlands im eigentlichen Verstand; wer Gottscheden dafür hält, der irrt sich.

Als Bodmer sich schon auch außer der Eidgenoßenschaft einen Namen gemacht hatte, fieng Gottsched in Leipzig zuerst mit Uebungsstücken an. Man kan einen hohen Sinn haben, ohne ein großer Geist zu seyn; den ersten hatte Gottsched ohne Widerrede. Wolfs Beyspiel, der durch die Umgießung der Philosophie berühmt wurde, lockte den Magister in Leipzig, etwas ähnliches in einem andern Fache zu versuchen und das für die schönen Wissenschaften zu werden, was Wolf für die speculativischen schon war. Bodmers Kritiken zeigten ihm den Weg, den er betreten muste.

Einige Husarenkriege zwischen Gottsched, Hallbauern und Fabricius hat man in unsern Tagen gänzlich vergeßen. Sie hatten

das Ende der römischen Triumvirate, bey welchen nicht allemal der größere Held am Ende die Oberhand erhielt. Hallbauer gieng zu früh in das theologische Feld über; doch ist die Redekunst, die er vorher schrieb, nach seinen Zeiten gut und auch in den unsrigen nicht ganz zu verachten. Fabricius und Gottsched wechselten Pasquille, in welchen sogar die Wäschermädgen nicht verschwiegen wurden. Der erste räumte das Feld, gieng von Leipzig nach Jena und überließ seinem Feinde den Wahlplatz.

Dieser erwarb sich sehr bald ein dictatormäßiges Ansehen, zu welchem seine reine deutsche Schreibart, die an sich nicht zu verachten ist, vielleicht das wenigste beytrug. Er war fein genug, die Schweizer zu liebkosen, die seinen Bemühungen zur Wiederherstellung des guten Geschmacks von fern her zujauchzten. Man lobte sich wechselsweise und jede Partey trug das ihrige zum Ruhme der andern bey. Dazu stiftete er eine Gesellschaft zur Beförderung der deutschen Sprache, und versammelte dadurch um sich herum eine Menge von gelehrten Leuten und guten Köpfen. Er selbst

schrieb

schrieb eine Poesie und Redekunst und veranstaltete die kritischen Beyträge, in welchen man über vielen mittelmäßigen Aufsätzen die guten nicht vergeßen sollte.

Zu dieser Zeit stunden zween Dichter auf, erweckt durch ihr eigen Genie, und lehrten die Deutschen, was die deutsche Muse vermag. Es gereicht Gottscheden zur Ehre, daß er wenigstens im Anfange Hallers unsterbliche Gedichte rühmte; zur Schande, daß er sich unterstand, Hagedornen mit Stoppen, beynahe zum Vortheil des leztern, zu vergleichen.

Bodmer und Breitinger waren unterdeßen auch nicht müßig gewesen. Im Jahre 1772. erschien ihre Anklage des verderbten Geschmacks und diese kleine Schrift, in welcher der Hamburgische Patriot und die vernünftigen Tadlerinnen ziemlich derb beurtheilet werden, legte ohne Zweifel den Grund zu dem großen Kriege zwischen ihnen und dem Kunstrichter in Leipzig, obgleich die Fehde erst nach verschiedenen Jahren ausbrach. Im Jahre 1728. machten die Schweizer eine Abhandlung von dem Gebrauche der Einbildungskraft zur Ver-

beßerung des Geschmacks bekannt; auf diese folgten 1732. die Charaktere der deutschen Gedichte und 1736. der Briefwechsel von der Natur des poetischen Geschmacks. Nach solchen Vorläufern erschienen ihre größere Werke; die kritische Dichtkunst, und die Abhandlungen von dem Wunderbaren, von den poetischen Gemählden und von der Natur der Gleichniße *). Man kan ihnen das Lob nicht absprechen, das gethan zu haben, was Muratori applicare con accuratezza gl'insegnamenti universali a i lavori particolari, e andare minutamente osservando il tutto e le parti per iscoprirvi le proporzioni, la novità e l'altre virtù della materia et del artifizio nennet. Aber eben diese Schriften zündeten auch das Feuer an, welches für unparteyische Zuschauer ein wahres Lustfeuer und der Gründung unsers Geschmacks in allen Rücksichten vortheilhaft war.

Bodmer und Gottsched bestrebten sich beyde, ein kritisches Monopolium zu erhalten

*) S. die Hallischen Bemühungen, drittes Stück S. 217.

ten und da ihre Stimmen nicht selten getheilt waren, so konnten sie unmöglich friedfertige Mitregenten bleiben. Zuerst folgte auf die vorige Freundschaft ein gewißer Kaltsinn; man nennte einander nicht mehr, und der eine that, als wenn er den andern nie gekannt hätte. Auf den Kaltsinn kamen Sticheleyen, halbverdeckte Anzapfungen und auf diese der völlige Krieg.

Bodmer hatte den Milton übersetzt und prieß ihn, ohne Gottscheden sehr um Erlaubniß zu fragen, öffentlich an. Dieser mochte es nicht vertragen, daß die Deutschen an einem Dichter Geschmack finden sollten, der gerade sein Antipode war. Sein Geschäft war also, das verlohrne Paradies zu verschreyen und Miltonen zu der Klaße der Lohensteine zu erniedrigen. Halb gelung es ihm und er kritisirte würklich vielen ehrlichen Leute den Milton aus den Händen, bis endlich Bodmer zur Vertheidigung seines Lieblings Autors die Abhandlung vom Wunderbaren schrieb, in welcher er zwar vornehmlich nur Voltairen und Magny zu widerlegen vorgab, aber in der That Gottscheden meinte. Nun erhob dieser

ser seine Stimme laut, that in den kritischen Beyträgen einen Ausfall auf die Bodmerische Schrift und Breitingers Dichtkunst muste bey dieser Gelegenheit auch mit an den Tanz.

Gottscheds damaliger Freund, der verdienstvolle Arzt Trillier gab Gelegenheit zu einer neuen Schlacht. Seine Fabeln wurden von dem Verfaßer der zürchischen Dichtkunst nicht schön gefunden; er setzte eine heftige Vertheidigungs Schrift auf, die Herr Erneſti unterdrücken half, von welcher aber eine Abschrift in die Hände der Schweizer kam, die der wohlgelehrte Herr Erlenbach mit erbaulichen Noten herausgab. Zugleich wagte sein Busems Freund Effinger einen Ausritt auf Gottscheden und ließ der kritischen Dichtkunst dieses Mannes nicht viel Ehre. Die Schweizer machten also den Anfang, mit Satiren zu streiten; Gotsched, der bisher immer ernsthaft gesprochen hatte, wurde durch ihre hönischen Angriffe berechtiget, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und er fand bald eine Gelegenheit, die ihm sehr willkommen war.

Die

Gottsched war groß in seinen Schülern. Er erweckte in diesen einen dichterischen Geist, den er selbst nicht hatte; er führte sie auf die Lectüre der Alten, die er selbst nicht lesen konnte, und seinem Eifer haben wir es zu danken, daß viele junge Genies anfingen, sich zu fühlen und die Laufbahn anzutreten, zu welcher sie bestimmt waren. Einige unter diesen vereinigten sich mit Herrn Schwabe, Belustigungen des Verstandes und Witzes zu schreiben, in welchen man den Ausländern zeigen wollte, was der deutsche Witz vermöchte. Wenn diese Monatschrift viele platte Aufsätze enthält, so weiß man ja, daß es die Uebungsstücke junger Dichter waren; aber zur Schadloßhaltung findet man darinnen noch immer verschiedene Abhandlungen und Gedichte, die eine beßere Stelle verdienten und welche zu lesen man begierig seyn muß, sobald man ihre Verfaßer kennt, einen Gellert, Schlegel, Zernitz und Sie, mein Theuerster Herr — denn jetzt, nachdem die antigottschedische Wuth unserer Kunstrichter mit dem Tode des Mannes erloschen ist, kan man es

sagen, daß es eben keine Schande für einen ehrlichen Mann ist, an den Belustigungen gearbeitet zu haben. — Diese Schrift war zugleich von Gottscheden, der freye Hände darinn hatte, zum Kampfplatze wider die Schweizer bestimmt. Er selbst machte den sogenannten Dichterkrieg, ein prosaisches Gedicht, in welchem einige gute Einfälle sind; aber infelix operis summa. Sein Zögling Pitschel schrieb Anmerkungen über das Ergänzungs-Stück der Trillerischen Vorrede, die schlecht sind und von welchen man glauben sollte, daß sie würklich, wie der Verfaßer vorgiebt, in einer Krankheit entstanden wären. Er schrieb sie und starb.

Nun hatten die Zürcher Gelegenheit, ihren Witz zu üben. Sie brüteten die Satiren haufenweise aus und setzten den Leipziger Belustigungen ihre Sammlung kritischer und geistvoller Schriften entgegen, in welcher sie, wie in ihren Satiren, alles angriffen, was nicht mit ihnen war, Tros Rutulusue fuat.

Der Sieg zwischen beyden Parteyen wäre noch immer zweifelhaft geblieben, wenn

sich

sich nicht verschiedene zufällige Umstände zu Gottscheds Falle vereiniget hätten. Rost und Liscow, ein Paar vortrefliche Köpfe, stunden unvermuthet wider ihn auf, der eine griff ihn mit einer lachenden Mine an und der andere so ernsthaft, als er noch niemals gesprochen hatte. Das Vorspiel machte Gottscheden in Leipzig lächerlich; und die Vorrede zum deutschen Longin erinnerte ihn, daß er ein Mensch wäre, wie alle Menschen und Dingen sich unterzogen hätte, für die seine Schultern zu schwach wären. Deutschland wurde durch seinen Swift aufmerksam gemacht, und war schon ziemlich geneigt, Gottscheden für einen Oldmixon zu erklären.

Das schlimmste für ihn war, daß bald darauf ihn selbst der gröste Theil seiner Bundesgenoßen verließ. Die guten Köpfe aus seiner Schule sahen die schwache Seite ihres Meisters; sie sagten ihm ab, vereinigten sich unter sich selbst und ihnen haben wir die Bremischen Beyträge zu danken; eine Sammlung von reiferen Aufsätzen, durch welche unser Geschmack seine beste Hülfe bekam.

Jetzt sahe sich Gottsched von allen Seiten verlaßen und von allen Seiten angegriffen; sein Vorurtheil für sich selbst erlaubte ihm nicht, nachzugeben und diese Unbiegsamkeit vollendete den Fall seines Ruhms. Mit Unrecht war er vorher gelobt worden; mit Unrecht wurde er nun gescholten; der Name eines Gottschedianers ward ein Schimpfwort und es gehörte zum Mode Tone einen Mann zu verspotten, der doch immer die Deutschen so weit gebracht hatte, daß sie ihn mit Geschmack verspotten konnten. Er unterdeßen war in seiner Einbildung glücklich und stark genug, das zu verachten, was er nicht hindern konnte. Er fuhr fort für unsere Litteratur mit wahrem Patriotismus zu arbeiten; seine deutsche Sprachkunst beweißt es; mit allen ihren Fehlern die beste, die wir noch haben.

Weder Gottscheden noch den Schweizern haben wir einige vortrefliche Dichter zu danken, die schon in dieser Periode sich berühmt machten. Lange sanz einige völlig horazische Lieder und hauchte seiner Gattin mit der Liebe zu ihm die Liebe zur Dichtkunst ein. Gleim ward unser Anakreon

kreon, oder, wenn dies Herr Herder nicht leiden will, für uns das, was Anakreon für die Griechen war. Und Utz, von dem wir vor kurzem ungern erfahren musten, daß er seine Leyer verabschiedet hat, war schon damals ein Lieblingsdichter seiner Nation.

Dies war die Verfassung unserer Litteratur, als ein unerwartetes Phänomenon aller Augen auf sich zog und eine neue Epoche machte. Klopstock erschien mit den ersten Gesängen seiner Meßiade und verursachte ein bellum omnium aduersus omnes, ein Gewühl, wo alle durch einander und wider einander liefen um sich auf die eine, oder auf die andere Seite zu stellen. Die Schweizer betrachteten den neuen Dichter, als ihr Geschöpf; und er war es nicht. Gottscheds Parteygänger feinderten ihn an; und er antwortete nicht. Andere schrieben lange Apologien für ihn; und er laß sie nicht; er dichtete fort. Klopstock hatte die Ehre, wenn es anders eine Ehre ist, selbst Bodmern zum Nachahmer zu haben, der die Welt mit seinen Syndauthen überschwemmte. Die mittelmäßigsten Köpfe überhüpften

gan-

ganz hurtig den Pfad des guten Geschmacks und giengen den Augenblick von einem Abwege nach dem andern, von dem wäßrichten Wesen zu dem ätherischen. Rauhe Hexametrisch seyn sollende Nimrodiaden und ähnliche Lieder durchschnarrten den deutschen Parnaß und die verscheuchten Musen konnten nur noch bey einigen Mitteldichtern, die weder Whigs noch Torrys waren, ihre Zuflucht finden. Da sangen, den Rangstreit bey Seite gesetzt, die Zachariä, die Dusche, die Cramer, die Gemminge, die Huber, die Ramler, die Schlegel, die Käst-ner (ich mus Sie in einem Briefe an Sie selbst nennen) die Leßinge, die Kleiste, die Gellerte, die Lichtwehre, die Withofe ihre Lieder, die der Jüngling jetzt auswendig lernt, um sie als Mann seinen Söhnen und Töchtern vorzusagen.

Ein Genie erwachte zu dieser Zeit, mit welchem wir allen Ausländern Trotz bieten können; ein Jüngling, der im siebzehenten Jahre Gedichte schrieb, die man kaum von einem Manne hätte erwarten sollen, und von welchem wir in unsern Tagen, da er ein Mann ist, Werke bekommen haben,

die man dem feurigsten Jünglinge kaum zutrauen sollte; so voll sind sie von Früchten einer blühenden Phantasie und eines unerschöpflichen Witzes. Kaum kan man es glauben, daß die Natur der Dinge, die Sympathien, der Cyrus, die Briefe der Verstorbenen und dann die comischen Erzählungen, Agathon, Don Sylvio, Musarion und Idris Einen Verfasser haben. Ich schmeichle mir, daß mein Name, wenigstens mit dem ersten Buchstaben auf die Nachwelt kommen wird, da mein Freund es für gut befunden hat, ihn seinem Idris vorzusetzen; auf klaßische Werke, wenn ich sie schreiben könnte, würde ich mir weniger einbilden.

Noch bis in das Jahr 1755. nennte man die beyden Parteyen der Schweitzer und der Gottschedianer; man fragte auch wohl einen angehenden Dichter, zu welcher Sekte er sich gerechnet wißen wolle, um nach seiner Antwort das Lob, oder den Tadel zu bestimmen, der ihm gebührte. Auf einmal trat eine neue Partey ins Mittel, schlug auf beyden Seiten um sich herum; verdrängte die bisherigen Rotten und sprach

das

das Recht allein. — Mit Unrecht vielleicht nennt man sie Baumgartenianer. Es sey, daß sie Baumgartens Philosophie adoptirt und seine notiones directrices zur Grundlage ihres kritischen Systems gemacht haben! den feinen Geschmack, den ihre Arbeiten verathen, konnte ihnen Baumgarten nicht geben, er, der bloß Philosoph war und der selbst Geßners Thesaurus aufschlagen muste, um Beyspiele zu seinen Theorien zu finden. — Ich wandere über seine Aesthetik hinweg, weil ich schon in dem ersten Briefe meine aufrichtige Meinung davon gesagt habe. Gewis nicht ihr, sondern den guten Köpfen der baumgartischen Schüler, und ihrer Belesenheit in den Werken des Geschmacks ist das Verdienst zuzuschreiben, was man den Nicolaischen Briefen, der Bibliothek der schönen Wißenschften und den Litteraturbrifen nicht absprechen kann. Antikritiker gab es damals genug; es gieng ihnen auch, wie den jetzigen: man zischte sie aus und ihr Geschrey nahm ein trauriges Ende. Die Verfaßer der Litteraturbriefe machten, daß Gottsched mit Bodmern vergeßen wurde; sie

allein

allein führten den Scepter und die übrigen Kunstrichter wurden entweder verlacht, oder sie beteten ganz andächtig die Aussprüche nach, welche ihre Befehlshaber dictirten.

In unsern Tagen ist ein neuer Krieg entstanden der — — — — — — — — ich bin zu friedfertig, um das drucken zu lassen, was ich über diese Materie niedergeschrieben habe. Daß die berlinischen Kunstrichter mit Männern von vielen Verdiensten zuweilen unbillig umgegangen sind, wer will das leugnen? Cramer, Dusch, Wieland und andere sind schon wider sie von andern Kunstrichtern vertheidigt worden; das Publicum und die Nachwelt würde sie ohnehin vertheidigt haben. — Das Gute, was aus allen diesen Kriegen entstehen wird, ist vielleicht das, was man am wenigsten vermuthet — eine völlige Anarchie. Vielleicht sind auch die Deutschen von Natur allzu phlegmatisch, um ohne Veranlaßung tüchtige Werke zu liefern; kritische Kriege sind also die Instrumente, ihre Genies aufzuwecken, und

wenn

wenn nun der Endzweck erreicht ist, so wirft man das Instrument hinweg.

Und hiermit Gott befohlen! Urtheilen Sie nun, mein Herr, über diese Skizze von einer Geschichte der Critik und Dichtkunst unter den Deutschen. Ich menge mich unter die Zuschauer und verlange weiter kein Lob, als das Lob der Aufrichtigkeit, welches mir aber von manchem Kunstrichter mit bittern Salzen dürfte gewürzt werden. Ich bin u. s. w.

Achter Brief

an Herrn Nicolai

in Berlin.

Es ist wahr, was Sie mir schreiben: unter allen Arten von gelehrten Arbeiten ist

ist das Recensiren die undankbarste. Der Geist wird dadurch wenig genährt, und am Ende hat man für alle seine Mühe nichts als Undank und Feindschaft zu erwarten. Ich habe es nur einmal im Kleinen versucht, einigen Winkelschriftstellern, die bey aller ihrer Wenigkeit glaubten, sie wären etwas, die Wahrheit zu sagen, und meine Aufrichtigkeit wurde schlecht belohnet. Ohne mich zu rühmen, darf ich doch wünschen, daß alle meine Collegen von Schriftstellern mein Phlegma besäßen. Beleidiget mich jemand, so habe ich die Gabe zu lachen, und belehrt er mich, diejenige, mich zu beßern. Bey dieser Gesinnung bin ich so ziemlich glücklich, so sehr, als ein Autor es seyn kan.

Aber es giebt noch eine Gattung von Recensionen, die immer eine angenehme Arbeit für ihre Verfaßer und belehrend für das Publicum sind, solche die nicht ein Werk allein betreffen; die aus einem Werke verglichen mit andern allgemeine Aussichten hinbreiten, den ganzen Zustand einer Wissenschaft abschildern, ihre Gränzen bestimmen und die Lücken anzeigen,

welche hier, welche da noch zu füllen sind. Wie wäre es, wenn man auf diese Art die ganze Verfaßung unserer Litteratur recensirte und die Polhöhe bestimmte, wohin sie gestiegen ist; sie ganz als ein Originalwerk betrachtete, welches aus den Versuchen unserer besten Köpfe, wie aus einzelnen Capiteln und Paragraphen, zusammengesetzt ist und so die Frage beantwortete: Wie weit sind die Deutschen gekommen? Ich wage es nicht, dieses zu thun; Sie vielleicht, mein Herr, thun es in der neuen Auflage Ihrer Briefe; aber doch ist es einem ehrlichen Biedermanne erlaubt, seine Stimme auch hinzugeben und es freymüthig zu sagen, was er für Blicke in die Welt schickt und wie er seine Zeitgenoßen und ihre Bemühungen aus seinem Winkel heraus betrachtet.

Außer der eigenen Lectüre, sind noch drey Quellen, aus welchen man Urtheile über den Geschmack unserer Nation und den Zustand ihrer Litteratur schöpfen kan: der Meßcatalogus, das Mechanische der Buchhandlung und die Journale.

Es war eine Zeit, wo die sogenannten vernünftigen Gedanken, die Einleitungen, die Entwürfe, Commentationes methodo scientifica conscriptae, die Elementa, die Systemata und andere philosophische Schriften den größten Theil des Catalogus anfüllten. Es folgten darauf die Abhandlungen vom Dünger, von der Brache, von Getraide, von der Viehzucht, und neben diesen her trabten vermischte Gedichte, poetische Nebenstunden, komische Heldengedichte, Patriarchaden, Satiren, Wochenschriften, Männer, Frauen, Menschen und Thiere. Diese wurden durch eine Menge von Schriftstellern in der Einsamkeit theils abgeiößt, theils verdränget; einige Empfindungen schlichen ihnen nach. Aus der Einsamkeit gieng man in die glänzendste unter allen Gesellschaften, in die Feenwelt; und da man sich ganz erschöpft sahe; so that man das, was man immer gethan hatte; man übersezte — Sobald ich im Meßcatalogus allzuviele Titel aus Einem und demselben Fache, in einerley Gattung erblicke, so schließe ich — gerade das Ge-

wissen vollkommen, was die Lust sey und woher sie entstehe; dabey vergeßen sie aber, sie zu genießen. „

„ Sie wißen auf das genaueste, die Regeln der Kunstwerke euch vorzusagen; sie erklären, was Peripetie, Catastrophe, Thesis, Lysis, und Analysis sey; sie verstehen alles, was zu einer Epopäe gehöret; aber sie machen keine. „

„ In der That wünschen sie zwar, daß alle die Lücken in ihrer Litteratur noch möchten ergänzt werden; täglich hört man Klagen über obwaltende Mängel und Gebete zum Apollo um neue Dichter; so bald aber endlich einmal einer erscheint, so wetteifern die Kunstrichter, wer ihn für seine Kühnheit am besten zu züchtigen vermag. Er tritt also, wenn er klug ist, von der Scene ab und kommt nicht wieder. „

„ Ueberhaupt sind unter den Deutschen mehr Regeln, als Genies, mehr Critik, als Kunst. In Einer Meße standen vor kurzem vier neue Theoristen auf; kein einziger neuer Dichter. Die Journalisten füttern ihre Landsleute, die sich um sie her-

um stellen, mit Critiken, die begierig verschlungen werden, weil sie leichter zu verdauen sind, als die Gerichte, welche das Genie zubereitet hat. „

„ Nächstdem haben sie eine besondere Gewohnheit, von den Werken der Mahlerey und der Bildhauerkunst zu sprechen, ohne etwas davon zu verstehen. Ein Paar unter ihnen, sie nennen sie Hagedorn und Winkelmann, hatten sich durch geschmackvolle Bemerkungen über Kunstsachen einen großen Namen gemacht; sogleich lief ihnen jedermann nach, ohne zu wißen, wohin der Weg gehen würde. Man bewies sogar schon aus der Metaphysik und aus den Categorien, wie und was,

quis? quid? vbi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?

man mahlen sollte, und alle Schulen ertönten vom Helldunkel, vom Colorit, von Compositionen, Gruppen, Skizzen und Carricaturen. „

„ Ein jeder modischer Schriftsteller muß wenigstens 23 bis 24 Künstler Namen auswendig wißen; aus jedem Buchstaben des deutschen Alphabets einen. Mit

einem Angelo, Bibiena, Coypel, Dürer, Elzhaimer, Fresnoy, Guido, Holbein, Julius, Kranach, Lucas von Leyden, Mengs, Natter, Pouſſin, Ovaini, Raphael, Solimene, Titian, Vandyck, Will und Zucchero kan ein wackerer Schriftſteller, der von allen dieſen Dingen nichts weiß, doch immer ſein Glück machen; dieſes Recept pflegte einer meiner deutſchen Freunde das göldene A. B. C. zu nennen. „

„ Unter den Kunſtlehrern demonſtriren einige ganz trotzig in die Empfindung ihrer Landesleute hinein, was ihnen gefallen müße. Andere machen, ohne zu demonſtriren, ihre Empfindung zur einzigen Richtſchnur, fremde Empfindungen zu beurtheilen und allgemeine Regeln feſtzuſetzen. Wenige andere ſuchen ihren Geſchmack durch die Lectüre, und durch den Geſchmack anderer erſt zu verbeßern, ehe ſie es unternehmen, Geſetzgeber zu ſeyn. Die letzten ſind insgemein die beſcheidenſten unter allen. „

„ Die Critik — — — *)

„ Die Poesie der Deutschen scheint in Abnahme zu seyn; ihre guten Genies haben fast alle die Leyer verabschiedet, und seit geraumer Zeit ist, einen einzigen ausgenommen, kein neuer Dichter von Beträchtlichkeit erschienen. Vielleicht sind sie aber selbst Schuld daran. Denn die Natur thut nichts durch einen Sprung, und gleichwohl verlangen die Deutschen, daß ein Dichter gleich bey seinem ersten Hervortritte ein Mann sey. Ob sie auch seine Uebungs Stücke nicht lesen wollen, so könnten sie ihm doch grosgünstig erlauben, daß er sie drucken läßt, wenn sie wüsten, wie sehr ein junges Genie, dadurch daß es sich gedruat sieht, aufgemuntert wird, sich immer mehr zu vervollkommnen. „

„ Sie nennen ein Heldengedicht von Klopstocken, einem ihrer größten Poeten; es ist noch nicht vollendet und für den Chineser völlig unverständlich. „

*) Das Urtheil meines Chinesers über unsere Critik behalte ich zurück, weil ich davon im folgenden Briefe Gebrauch machen werde.

„ Vielleicht aber werden die Deutschen ein vollkommenes Heldengedicht nie haben, nie haben können. Weil sie den Begrif der Epopäe aus dem Homer schöpfen, so erfordern sie zu einem solchen Werke allemal etwas Wunderbares, welches durch die Einwürkung übernatürlicher Kräfte, die sie Maschinen nennen, erhalten wird. Woher nun den Stoff des Gedichts und woher die Maschinen? Nicht aus der neuern Zeit; denn Wunderwerke sind nicht mehr Mode und selbst der Dichter hat nicht das Recht, Dinge einzuführen, die dem gemeinen Glauben so sehr entgegen sind. Nicht aus den alten deutschen Geschichten; denn die Wunder dieser Zeiten und die altbardischen Gottheiten kennt das lesende Publicum zu wenig; und eine jede andere Mythologie wäre an diesem Orte unschicklich. Nicht von den Ausländern; selbst nicht aus dem Religions System der Griechen; denn mit diesem verbindet ein Mann, der den Lucian und Wieland gelesen hat, so viele lächerliche Ideen, daß die griechischen Götter keine ernsthafte Würkung mehr thun können. Das ganze Ding ist für unsere

Zeiten

Zeiten zu unwarscheinlich, als daß es der Dichter in einem großen ernsthaften Werke gebrauchen dürfte. Nicht aus der christlichen Religion; denn diese ist theils nicht sinnlich genug, und theils ist die christliche Mythologie deswegen nicht für den Dichter gemacht, weil dieser Gottheiten bedarf die schon sattsam charakterisirt sind, wo jede ihre eigenthümliche Beschaffenheiten und Handlungen hat. Wo ist aber der individuelle charakteristische Unterschied unter den Engeln, den der Dichter schon voraussetzen könnte? Soll ihn der Poet erst selbst erschaffen, so muß er allemal von den Homeren übertroffen werden, deren Mythologie schon ganz fertig vor ihnen lag. Nicht endlich aus der Allegorie; denn die Personen in der Epopäe müßen handeln, und allegorische Wesen als handelnd vorgestellt, mit würklichen Wesen gemischt, sind in einem ernsthaften Werke unerträglich.„

„ Außerdem ließt man zuweilen noch Nachrichten von andern Epopäen der Deutschen, von einem Herrmann, Nimrod, Lucifer, einer Sündfluth; allein diese Gedichte selbst werden nicht mehr gelesen.

Sie

„ Sie klagen auch über den Mangel an einem guten Theater und an den Werken, die für daßelbe verfertiget werden. Vielleicht fehlt es ihnen an einheimischen Charakteren, weil die deutschen Laster und die deutschen Tugenden einander auf der Oberfläche allzu ähnlich sehen. Vielleicht studiren ihre Poeten mehr die Ausländer, als ihre eigene Nation und bilden sich also Schilderungen, wozu man die Originale jenseits des Meers suchen muß. Da sie überdies wenige reelle Belohnung zu hoffen haben, so können sie durch nichts aufgemuntert werden, als durch den Beyfall der Zuschauer; und der Geschmack des Pöbels auf dem Parterre und des Pöbels in den Logen ist an den meisten Orten so schlecht, daß der Beyfall der Menge für den guten Dichter eine wahre Demüthigung ist. In mancher Stadt keimt auch vielleicht ein großes dramatisches Genie; allein es kan sich nicht fühlen, weil zum Unglück in dieser Stadt kein Theater ist, oder wenigstens sich nicht ausbilden. Für die Tragödie fehlt manchem Dichter die Größe des Geistes, durch welche hohe Gesin-

nun-

hungen erzeugt werden könnten, die bey aller Erhabenheit nicht in das Abentheuerliche fallen; und dem Publico oft die Receptivität, das Große, das Erhabene und Pathetische zu empfinden. Mit diesen Umständen vereiniget sich das Vorurtheil für die Ausländer, welches unter den Zuschauern und unter den Schauspielern herrschet. Die Deutschen haben zween große dramatische Dichter Weißen und Leßingen; aber statt ihrer vortreflichen Stücke spielt man zu Leipzig den Goldoni; ein vornehmer Mann versicherte mir, und schlug dabey auf die Dose, daß Corneillens schlechtestes Stück beßer wäre, als der Romeo und Julie, und wohl eher habe ich süße Herren und Damen gesehen, die bey Miß Sara Sampson von ganzem Herzen gelacht haben.„

„ Zu lehrenden Gedichten scheinen die Deutschen ein vorzügliches Geschick zu haben; und hier finden sie auch das weiteste Feld vor sich und eine Aussicht, die immer weiter wird, je mehr man fortschreitet. Sie haben Haller, Hagedorne, Dusche, Wielande, Utze, Withofe; Poeten, die alle in ihrer Art vortreflich sind.„

Wenn

„ Wenn ihre Odendichter so fortfliegen, wie sie angefangen haben, so werden sie bald sich in den Wolken verliehren. Dädalus Ramler, der ihnen die Fittiche gab, wird es nicht thun; aber wie mancher junge Icarus will ihn überfliegen, schmelzt an der Sonne und stürzt in die See! Einige aus diesem Poetenvolke glauben von Ramlern den Gebrauch der griechischen Mythologie gelernt zu haben, und nun werden die Götter auf Göttinnen gehäufet, auf daß eine Ode daraus werde, und oft in einem solchen Anputze zur Schau gestellt, in welchem sie selbst sich nicht wieder erkennen würden. Ein anderer hat gehört, man müße die Alten nachahmen; geschwind mißt er den Tact einer horazischen Ode ab, und hüpft dem Lateiner so steif nach, wie der bürgerliche Edelmann seinem Tanzmeister. Ein dritter sieht, daß Ramler zuweilen den Gedanken am Ende der einen Strophe abbricht, um ihn in der folgenden fortzuführen; flugs ordnet er also seine wenigen Ideen, schiebt immer von jeder die eine Hälfte nach der andern heraus und schiebt solan-

ge, bis in jeder Strophe zwey halbe Gedanken stehen, in keiner ein ganzer. Ein vierter will alle andere übertreffen, will neu, will originell denken, hascht also nach dem ungewöhnlichen in der Idee und im Ausdruck und wird allenfalls ein Meteor, welches der Pöbel angafft, wie Wunder und Zeichen; der Verständige gehet vorbey. „

„ Die ernsthafte deutsche Nation ist gerade diejenige, welche am meisten tändelt. Ihre Dichter singen von Wein, ohne zu trinken, von Liebe, ohne zu lieben; nur Utz, Gleim, Jacobi und Gerstenberg tändeln mit Anstande: denn sie haben den Grazien geopfert. „

„ Einen Dichter haben die Deutschen, auf welchen sie mit Recht stolz sind. Als Jüngling sang er aus dem Himmel ätherische Lieder herab, in welchen auch seine strengsten Kunstrichter das große Genie immer erkannt haben; als Mann stieg er zur Erde hernieder und spottete in komischen Gedichten mit attischer Feinheit und ächter sokratischer Laune. „

„Die andern Spötter haben geschwiegen und es scheint, daß unter den Deutschen der Stoff zur Satire durch Rabenern bereits erschöpft ist; ihre Thorheit ist, wie ihre Weisheit, weder groß, noch mannigfaltig genug, um viele Luciane zu ernähren.„

„Nachdem sie das Vorurtheil abgelegt hatten, welches ein Mann mit Namen Gottsched vertheidigte, daß sie mit ihrer Litteratur allen Ausländern Trotz bieten könnten, so sind sie in den entgegengesetzten Fehler verfallen, in ein Mistrauen gegen sich selbst, welches sie erniedriget und macht, daß sie alles Fremde für besser und vollkommener halten, als das einheimische. Sie vergleichen ihre Dichter mit den Alten, mit den Ausländern, und bekennen die Vortreflichkeit der letztern auf Unkosten ihrer Landsleute. Dadurch wird das Genie zu einer gewißen Furchtsamkeit gewöhnet, welche es von großen und kühnen Unternehmungen zurückhält. Wenn die Jugend einbildischer ist, als das Alter und dieses furchtsamer als jene; so muß der deutsche Genius schon in seinen abnehmenden Jahren seyn, und

bald

bald werden vielleicht die Tage kommen, von welchen es heißt: sie gefallen uns nicht.„

„Wenigstens laßen die heutigen Prosaisten so etwas vermuthen, einige Kunstrichter nicht ausgeschloßen, die durch öftere Klagen über das kraftlose, unkörnigte, unpoetische Wesen der deutschen Sprache andere zu ihrer Verbesserung auffordern.„

„Oder Verschlimmerung? — Die Deutschen hatten bisher gute prosaische Skribenten gehabt, die auch ihre Gedanken ganz menschlich auszudrücken suchten. Moßheim, Sulzer, Gellert, Rabener, Spalding, Zimmermann, Wieland, Cramer, Winkelmann, Moses und einige andere haben doch eine Sprache geredet, deren sie sich nicht zu schämen haben und die man schön findet, wenn sie gleich ganz deutlich ist und nichts übermenschliches an sich hat. Aber hinweg mit diesen Schriftstellern, die so plan, so deutlich schreiben — so wäßericht — beynahe wie Cicero! Wir wollen, sagten einige, eine neue Sprache für uns allein erfinden; Hieroglyphen, deren hohen geheimen Sinn ein Ungeweihter zu faßen nicht ver-

mag; eine Sprache voll von Anspielungen auf den Talmud und Koran, desto vortreflicher, je schwerer sie zu erklären sind, voll von einem schwerfaßlichen Witze, wobey jedem Gedanken der Leser zwanzigmal mehr brauchet, um ihn zu verstehen, als der Verfaßer, um ihn zu erfinden; voll von neuen und ungewöhnlichen Wendungen, die noch in keines Menschen Ohr kommen sind; und voll endlich von Fremdlingen, denen wir Kraft unsers gedruckten Briefs das Bürgerrecht ertheilen. Sie sprachen es und gleich — „ wurden die Balsamdüf„ te vom ätherischen Tische der Alten, mit „ einigen Vapeurs der Gallier und dem „ Brodem der brittischen Laune vermischt, „ zu einer Wolke. „ — Sie hatten ihre Nachahmer; aber Seneca hatte die seinigen auch und Ciceros majestätische Sprache wurde fast über den schimmernden Antitheſen der römischen ** und ** vergeßen. Damals war das göldene Alter der Lateiner vorbey; ihre Litteratur war im Abnehmen und ihrem gänzlichem Falle nahe. — Wo sind nun wohl die Deutschen? „

„ Wenn das göldene Alter für ihre

Sprache

Sprache dahin ist, so ist es vielleicht für die übrigen Künste noch zu erwarten, wofern nicht die künftigen Winkelmanne, Mengse und Wille ferner expatriiren, wie die bisherigen gethan haben. Fast sind nun die Augsburgischen und Nürnbergischen Tändelarbeiten, so wie ihre Haupt- und Staats-Actionen, gänzlich verdrängt; die Kunst hat sich über das handwerksmäßige erhoben und wird ihren höchsten Gipfel erreichen, sobald die würklichen Genies an mehreren Orten, wie es an einigen bereits geschiehet, solche Belohnungen, oder Aufmunterungen zu erwarten haben, daß sie nicht genöthiget sind, mit ihrem Pinsel, oder Grabstichel nach Tagewerken zu arbeiten. „

„ Die Philosophie der Deutschen ist der Hut, welcher immer eine andere Form bekömmt; vor dreyhundert Jahren noch völlig scholastisch; dann γνησιως aristotelisch; dann ramistisch; dann zwischen allen ein Mittelding; dann cartesianisch; dann bald thomasisch, buddeisch, rüdigerisch, bald etwas anders; ferner wolfisch und demonstrativisch; wieder ein wenig eklektisch, und endlich so süß, so tändelnd, so säuselnd.

selnd, wie ein kleiner loser Zephyr, der von Blume zu Blume hüpft, und auf keiner lange verweilet. In den Schulen der Deutschen sind noch einige demonstrativische Köpfe; allein da viele unter diesen sehr unwissend und pedantisch sind, so werden sie von der feinern Welt alle mit einander vermenget und zusammen ausgezischt. Einige wenige eigensinnige Männer, die Moses, Flögel, Iselin, Abbte wagen es, in der Mitte zu gehen; aber da sie sich zu keiner Partey halten wollen, so verderben sie es mit allen. Außerdem ist es merkwürdig, daß viele unter den deutschen Philosophen sich eine Ehre und ein Verdienst machen, von allem dem, was man insgemein glaubet, nichts zu glauben. — „

Der Chineser könnte noch vieles erzählen; allein vielleicht ist dieses wenige schon zu beleidigend für unsern Geschmack. Man muß es ihm vergeben; er ist ein Fremdling und kennt unsere Tugenden nicht so gut, als wir selbst.

Der Bogen ist voll und nun kan ich diesen chinesischen Brief auf das feyerlichste beschließen Ich bin u. s. w.

Neun-

Neunter Brief
an den Herrn Canonicus
Gleim.

So eben streiche ich ein halb Dutzend schlechte Verse wieder aus, die ich so hingereimt hatte, weil ich auch einmal den Einfall bekam; an einen Poeten poetisch zu schreiben. Lieber, mein theuerster Freund, will ich es Ihnen in Prose sagen, wie sehr ich Sie liebe, verehre und hochschätze, wie heilig ich Ihre vortreflichen Briefe bewahre, und wie entzückt ich noch täglich an den Tag zurückdenke, da ich Gleimen zum erstenmal sah und küßte. Sie wissen es noch, mit welchen Augen ich damals Ihr Gesicht, Ihre ganze Mine verschlang, um nur das liebenswürdigste Bild Anakreons nie wider zu vergeßen. Noch jetzt steht es

da, vor mir, mit den blauen Augen, in denen der Himmel sich aufthut, mit dem GrazienMunde, mit dem sanften Lächeln, das meine ganze Seele dahin zog; umarmen wollte ich es, an meine Brust drücken, seinen Athem in mich ziehen; aber es verschwand.

Schelten Sie mich immer einen Schwärmer; ich bin es nur, wenn ich den Geliebten, den Freund mir gedenke, und dann wage ich es, stolz auf einen Enthusiasmus zu seyn, der wenigstens zunächst unter den poetischen eine Stelle verdient. Aber bald werden Sie mich wieder kaltsinnig, unfühlbar, ernsthaft und milzsüchtig sehen. Denn ich rede mit ihnen in diesem Briefe von dem kaltsinnigsten, unfühlbarsten, ernsthaftesten und milzsüchtigsten Volke unter der Sonnen — von den Kunstrichtern.

Einer Ihrer LieblingsSchriftsteller giebt mir den Text zu der folgenden Predigt, welcher also lautet: *) „ Einem großen Manne kleine Fehler abzulauren: nur höckerigte Auszüge seiner Gedanken zu geben:

ihn

*) Ueber Abbts Schriften, S. 18.

ihn wie durch ein Vorurtheil seines Namens zu preisen; freilich das sind leichte und rühmliche Verrichtungen, die aber nichts helfen und öfters schaden. Was kan es einem Leser helfen, daß er durch solch einen regelmäßigen, oder krüppelhaften Auszug durchwischet? der Geist des Autors ist weg aus diesem Gerippe! Was kan es helfen, daß ich meinem Autor ein Paar eigene Gedanken anflicke und sie ihm wie Höcker aufbürde? Muß es nicht äußerst schaden, das Auge eines Lehrlings daran zu gewöhnen, daß es zuerst Fehler sucht; sein Gefühl für die Schönheiten zu verhärten, und seine Seele damit zu verstümmeln, daß er tadelt, statt nachzueifern? Muß es nicht schaden, wenn wir, geleitet vom Vorurtheile des Namens, alle Gedanken in guten Büchern für göttlich, und gute Gedanken in mittelmäßigen Büchern für schlecht halten? — Und siehe! dies sind die Vortheile unserer Gelehrsamkeit aus Journälen! Wir laufen durch Auszüge hin: sehen viel, und nichts ganz, und erwerben uns ein Compendium des Verstandes. Wir lesen Urtheile, die uns entweder irre führen, oder doch gemeiniglich

niglich leer lassen; so wie der Schein des Mondes leuchtet, aber nicht erwärmet. Wir lernen Fehler finden, statt Schönheiten zu kosten, und erreichen es also, gelehrt scheinen zu können, ohne selbst ein Sohn der Weisheit zu seyn. In der That, so wie in der bürgerlichen Welt der artige Umgang, sich von nichts unterhalten zu können, das wirkliche Commercium menschlicher Geister und Herzen merklich geschwächt hat: so geben sich unsere Kunstrichter Seelen auch alle Mühe, durch ihre Gelehrsamkeit und Scharfsinn die süßen Augenblicke uns zu rauben, da wir den Geist des andern sehen, und uns nach ihm bilden.„

Ich will nicht enthusiastisch für, oder wider die Kunstrichter urtheilen; sondern unparteyisch, als wenn mich keiner unter ihnen gelobt, keiner getadelt hätte, den Nutzen ihrer Critiken gegen den Schaden abwägen, welcher dadurch gestiftet wird.

Es ist die Rede von öffentlichen Critiken, nicht von solchen, die der Freund seinem Freunde macht. Kunstrichter der letztern Gattung sind von je her gewesen und sie sind desto nothwendiger, je leichter ein Va-

ter

ter aus allzugroßer Zärtlichkeit gegen seine Kinder ihre Fehler übersieht. Aber Herolde, die es in die Welt hineinschreyen, si quis pauperiem fecisse dicatur, die öffentlich schelten und öffentlich loben und über lebende Skribenten richten; diese sind eine Art von neuerlich entstandenen Geschöpfen, die die Alten noch nicht gekannt haben.

Das Amt eines solchen Kunstrichters hat zwo Seiten; wir wollen es zu erst von der guten betrachten.

Es ist nicht zu läugnen, daß wir die wichtigsten Untersuchungen, die besten Aussichten, durch welche in unsern Tagen das Gebiete der Litteratur erweitert worden, unsern Kunstrichtern zu danken haben. Während der Lesung eines Buchs entstehen in unserer Seele eine Menge Gedanken, die wir vorher noch nicht gehabt haben, die aber fast immer so schnell wieder verschwinden, als sie entstanden sind. Weiß der Kunstrichter diese zu erhaschen, festzuhalten und seinen Lesern in den Kopf zu spielen; so kan es nicht fehlen, seine Recension muß Samenkörner und Pflanzen enthalten, die das Genie groß ziehen kan, daß sie

tausendfältige Früchte tragen. Wie viel denkt ein aufmerksamer Mann bei Klopstocks Meßias! Oder bei Shakspears Tragödien! welche Blicke thut er da in das menschliche Herz! Er zeige seinen Lesern die Dinge, die er gesehen hat, und die nicht jedermann sieht! Vielleicht entdecken diese eben das, vielleicht mehr, vielleicht etwas anders; in allen Fällen ist der Fingerzeig, den ihnen der Kunstrichter gegeben hat, ein nützlicher Wegweiser, der sie zu Betrachtungen führt, die nun ihnen eigen sind, nachdem sie ihr Gepräge darauf geschlagen haben.

Deßwegen wird auch die Theorie der Kunst ungemein durch eine vernünftige Critik befördert. Fast nur aus einzelnen Anmerkungen ist das unsterbliche Homische Werk zusammengewachsen; nun sammle mir jemand alle gute Beobachtungen unserer deutschen Kunstrichter über einheimische Werke; er ordne, vergleiche, beurtheile und vermehre sie mit seinen eigenen, und dann werden wir deutsche Grundsätze der schönen Wissenschaften bekommen. Die gründlichen Urtheile aus allen guten, oft widrigen, Journalen zusammen gesetzt, aus den

Lit-

Litteraturbriefen, den drey jetzlebenden Bibliotheken, den Fragmenten und wie sie weiter heißen; — wäre das nicht ein feines Magazin, aus welchem ein denkender Kopf die Materialien zu einem neuen Gebäude herholen könte? Die Herren Herder und Schmid haben uns Proben einer solchen Arbeit gegeben; dieser mit einer grössern Känntniß der Litteratur, und jener mit einem größern philosophischem Geiste.

Wer spricht mir den Journalen das Lob ab, daß dadurch der gute Geschmack hergestellt und erhalten, und die seichten Urtheile über das Gute und Schöne erdrückt werden? Selbst Gottscheds Neuestes aus der anmuthigen Gelehrsamkeit hat an verschiedenen Orten, wo sonst ein pöbelhafter Witz von der Canzel an bis an den Nachttisch, herrschte, gute Dienste gethan. Bessere thaten die LitteraturBriefe; und der Bibliothek der schönen Wissenschaften, die selbst in Wien mit Beyfall gelesen wird, hat man, so wie den Bemühungen des Herrn von Sonnenfels, das Aufkommen verschiedener guten Köpfe in den dortigen Gegenden zu verdanken. Ein Journal ist

dazu

dazu gemacht, in mehrere Hände zu kommen, als andere Schriften; der Jüngling, der oft nicht die Gelegenheit hat, viele Bücher selbst zu lesen, urtheilt dem Kunstrichter nach, formt seinen Geschmack nach dem Geschmacke seines Anagnosten, (denn der Journalist ist ein Anagnost, der uns aus jedem Buche das Beste und das schlechteste vorließt) und wird weise, wenn dieser weise war.

Zu unterdrücken die schlechten Schriftsteller und hervorzuziehen die guten, die ohne solche Beyhülfe vielleicht unbekannt geblieben wären: eine neue Pflicht des Kunstrichters und, wenn er sie erfüllet, ein neues Verdienst! Er ist der Censor, der jedem seinen gebührenden Rang anweißt, den Duns von dem Throne herabjagt, auf welchen er sich eigenmächtig gesetzt hat, und zu dem gemißhandelten und unterdrückten Genie sagt: steige herauf! Er beßert den angehenden Autor, zeigt ihm seine Bestimmung und das Fach, für welches er gemacht ist, prägt ihm Behutsamkeit ein, macht ihn demüthig, wenn er zu stolz, und kühn, wenn er zu furchtsam war, feuert

ihn zu fernern Arbeiten an und muntert ihn auf, dereinst Werke zu liefern, die ihn überleben können.

Selbst der Geschmack des Lesers wird durch das Urtheil des Kunstrichters noch mehr befestiget. Oft lese ich in der Stille und urtheile in der Stille; meine Sentenz scheint mir zu verwegen, ich wage es nicht, sie öffentlich zu sagen; nicht einmal, ihr für mich allein völlig zu trauen. Jetzt tritt der Critikus auf, sagt eben das, was ich gedacht habe und bestätigt mich dadurch in meiner Meinung; oder er sagt das Gegentheil und veranlaßt mich, diese genauer zu prüfen, um endlich zu einer Art von Gewisheit zu gelangen. Lange hatte ich heimlich mir selbst zugemurmelt, daß Lohenstein der verächtliche Mann nicht sey, für den ihn die Gottschedische Schule gehalten hat, daß Wielands Shakspear und Duschens Pope allerdings in Deutschland Nutzen schaffen können, daß Voltärens Henriade und verschiedene französische Trauerspiele nicht das Lob verdienen, womit man sie überschüttet; bis in Ewigkeit würde ich es gemurmelt, nur halb geglaubt, nie laut gesagt haben,

wenn

wenn ich nicht hörte, daß Abbt, Klotz, Home, Leßing eben so urtheilten, als ich.

Ueberhaupt erleichtern die Journale allemal die Bekanntschaft mit der Litteratur. In ihnen übersehen wir, wie mit Einem Blicke, den ganzen Zuwachs, welchen sie von Zeit zu Zeit erhält; wir familiarisiren uns mit den Namen der besten Schriftsteller und lernen selbst ihr Genie einigermaßen und wenigstens so kennen, wie das Gesicht eines Menschen aus seinem Porträt, oder wie den Gang eines Frauenzimmers, die man von fern sieht. Wir hören auf, Fremdlinge in unserm Vaterlande zu seyn, wie es unsere Väter waren, die oft den unbekanntesten griechischen Scholiasten beßer kannten, als ihren eigenen Landsmann; werden bekannter mit unsern einheimischen Produkten und wißen nunmehr, was die Deutschen geleistet haben, und was sie leisten könnten.

Sogar die Kriege der Kunstrichter untereinander sind eine nützliche Gährung, durch welche mancher Vortheil gewürkt wird. Das zuschauende Publikum sieht endlich, auf welcher Seite das Uebergewicht

ist und entdeckt ohne Mühe die kritischen Kunstgriffe, mit welchen man es bisher hintergangen hat. Dann springt plötzlich zwischen beiden Streitern ein dritter hervor, verdrängt beyde, und fängt an zu regieren, so lange bis er wider auf eine ähnliche Weise gestürzt wird. Der zweete wird immer sich hüten, daß er nicht in die Fehler des erstern verfalle; der dritte vermeidet die Versehen des zweeten, und so wird immer der vorhergehende durch den nachfolgenden verbeßert, bis endlich der Geschmack der Nation durch diese fortdaurenden Bemühungen seine Festigkeit erhält.

Freylich durch magere Auszüge wird das Publikum nicht genährt, nicht gebeßert. Wer diese zu verfertigen im Stande ist, der sey ein Registermacher bis an sein Ende; Kunstrichter ist er nicht. Und wer sie lesen kan, dem empfehle ich die Bände der unschuldigen Nachrichten, die deutschen Acta eruditorum und viele der heutigen französischen Journale, wo er bei dem Extrait premier geruhig einschlafen und bei dem Extrait second u. s. w. sich wieder munter lesen kan. Bloß die Gedanken des Verfa-

ßers, ohne eigenes Urtheil, abzuzeichnen, und sie nach Gutbefinden mit einander zu verknüpfen; das heißt einem Körper das Fleisch nehmen und die Knochen mit Drat zusammen heften, Das Neue, das Wichtige, das Eigene, das vorzügliche Schöne, das Falsche und Häßliche, das Unbestimmte anzuzeigen, auf die Lücken zu deuten, die der Verfasser gelaßen hat, die Auswüchse abzusondern; dies ist eigentlich das Geschäft eines Journalisten, der mit dem Kopfe und nicht mit der Hand kritisirt.

„ Aber wo finden wir den? Und
„ wenn wir ihn gefunden hätten, wird
„ seine Arbeit auch alle die herrlichen
„ Früchte hervorbringen, die man von ihr
„ rühmet? Und wenn sie diese hervorbrächte,
„ wird nicht der Nutzen weit durch den
„ Schaden überwogen, der nothwendig aus
„ öffentlichen Critiken über lebende Schrift-
„ steller entstehen muß?

Ich will aufrichtig seyn, das Bild des Kunstrichters herumdrehen, ihn von der schlimmen Seite betrachten und nichts von dem Schaden verschweigen, der auch durch gute Critiken gestiftet wird; denn von schlechten ist ohnehin die Rede nicht. Und

Und wenn der Kunstrichter sich heiser wuft und hypochondrisch schreibt, wird er wohl jemals das Ungeziefer des Helikons vertilgen, die Brut der elenden Skribenten völlig ausrotten, oder ihre Schriften den Lesern aus den Händen recensiren? Herr Ziegra schreibt seine Wansbeckische Zeitung schon seit vielen Jahren und verkauft gewiß so viel Exemplarien davon, als Herr Nicolai von der allgemeinen Bibliothek. Bandel läßt seinen stummgewesenen Advokaten immer fort plaudern. Westermann singt ununterbrochen Sonnaten ab; Wilke schreibt Einen Beytrag über den andern; und von dem Antikritikus habe ich bereits das sechste Stück — nicht gelesen — sondern gesehen. Was hilft nun alle Critik? Solange es elende Leser giebt, muß es auch elende Schriftsteller geben; und wenn wir kein Mittel wißen, die ersten hinwegzuschaffen, so sind hundert Kunstrichter nicht hinreichend, Einen einzigen bösen Skribenten völlig zu erdrücken.

Dafür erheben sie manchen Autor, der es nicht verdient; junge Genies schlagen sie oft zur Ungebühr nieder und oft ma-

chen sie selbst ältere furchtsam und tödten in ihnen den Muth, der zu Originalwerken erfoderlich ist. Ich kenne Knaben, deren erste Werke noch nicht an das mittelmäßige reichen; sie wurden dennoch in eine sehr hohe Klaße der schriftstellerischen Rangordnung gesetzt, weil sie das Glück hatten, mit denen in Verbindung zu stehen, die Lob und Tadel nach Gefallen ertheilen. Stolz auf ein Lob, welches ihnen nicht gebührte, und voll von Zutrauen auf ihre Kräfte, versäumten sie es, ihren folgenden Werken die gehörige Vollkommenheit zu geben und fielen dadurch desto tiefer, je mehr sie vorher waren erhöhet worden. Ich kenne Jünglinge, die auch auf die Spitze des Parnaßus hinaufklimmen wollten; der Kunstrichter stieß sie zu unbarmherzig hinab in die Tiefe, und sie verzweifelten. Durch die allzustrenge Critik wurden sie zu sehr gedemüthiget; alle Zuversicht, alles Zutrauen zu sich selbst war verschwunden; sie wagten es nicht, wiederzukommen in ein Publikum, wo man sie so schlecht begrüßt hatte: erstickt lagen nun die besten Talente da und verlohren

war

war der Bürger, der künftig dem litterarischen Staate zur Ehre gereicht hätte. Ich kenne Männer, denen man, in einem heftigen, bittern und unhöflichen Tone, die Feile angepriesen hatte; sie nahmen sie und feilten, und feilten mit jedem Fehler zwo Schönheiten aus ihren Gedichten heraus, die nun zwar so correkt wurden, daß sie selbst die strengsten Tadler mit Verbeugungen bewillkommten; aber dahin war der holdselige Reiz, der auch bey minderer Regelmäßigkeit, mehr anziehendes hat, als eine untadelhafte Schönheit ohne Leben, ohne Grazie.

Durch allzuvieles Kritisiren wird überhaupt die Ausübung gehemmt; man unterdrückt das Gefühl der Schönheit, lehrt nur nach Fehlern haschen, und was thut der Lehrling lieber? Kritisiren ist immer leichter als selbst machen; Fehler suchen gemächlicher als verdeckte Schönheiten entziffern: man thut also das, wobey man seine Rechnung am besten findet; halb gelesen, nichts empfunden, alles getadelt, flugs ist der Kunstrichter fertig. Manchen vortreflichen Kopf reißt der Strom mit sich

fort und wenn er denn nicht außerordentlich arbeitsam ist, so wird er durch die kritischen Bemühungen an der Ausfertigung eigener Originalwerke verhindert, die dann noch leben würden, wenn alle Journale vergeßen sind.

Dies ist der Schaden der Critik auf Seiten der Schriftsteller; größer noch ist er auf Seiten der Leser.

Es giebt Menschen, die keinen eigenen Kopf, keinen eigenen Geschmack, kein eigenes Urtheil und keine eigene Gelehrsamkeit zu haben scheinen; ihr Kopf, ihr Geschmack, ihr Urtheil und ihre Gelehrsamkeit — alles gehört den Journalisten zu, von welchen sie es empfangen haben. Sie denken, wie diese, sie empfinden, sie richten wie diese; ihre ganze Kenntniß ist eine Kenntniß der periodischen Schriften und der Urtheile, die in diesen gefällt werden.

„ Was halten Sie von Abbts Buch
„ über das Verdienst? „

„ Es macht eine neue Epoche in der
„ Philosophie; die Schreibart ist vor-
„ treflich, und der gute schlichte
„ Menschenverstand, welcher in dem

„ Bu-

„ Buche herrscht, macht es eigent-
„ lich zu einer Schrift für den Bür-
„ ger.„
„ Wie gefällt Ihnen Wielands Ueber-
„ setzung vom Shakspear? „
„ Sie ist steif und geschmacklos und
„ dieser große englische Dichter wird
„ dadurch völlig entstellet. „
„ Wie der deutsche Pope von Dusch?„
„ Er wimmelt von Schnitzern und Po-
„ pe ist in der wäßerigten Prose nicht
„ mehr zu erkennen. „
„ Vermuthlich besitzen Sie diese Bü-
„ cher selbst?„
„ Um Vergebung! Ich habe sie nur
„ recensirt gelesen —

Aehnliche Gespräche habe ich mehrmahls gehört, *) und ich glaube, daß unter tausend Lesern eines Journals richtig allemahl

*) Auch ähnliche Critiken gelesen — Ein neuerer Kunstrichter der noch zu sehr taumelt, um den Namen eines philosophischen Kopfs zu verdienen, wirft einen verächtlichen Seitenblick auf den Don Sylvio von Rosalva, den er nicht gesehen hat, weil er ihn Don Antonio nennet — So strafte die Critik ihren untergeschobenen Sohn durch sein eigenes Gedächtniß.

neun hundert sind, die auf eine solche Art blindlings dem Kunstrichter nachtappen und ihm nach über Bücher urtheilen, die sie in den meisten Fällen nicht einmahl gesehen haben. Sie geben sich durch ihre Belesenheit in den kritischen Schriften das Ansehen einer weitläufigen Känntniß und mancher ehrliche Mann, der dann nur über ein Buch urtheilt, wenn er es gelesen und geprüft hat, muß still im Winkel sitzen, und sich von der großen Weisheit dieser Vielwißer überschreyen lassen. Wird nun nicht eben das Institut, welches zur Ausbreitung der wahren Gelehrsamkeit dienen sollte, ein Mittel ihre Aufkunft zu verhindern? Der junge Mensch will sich von dem Kunstrichter gute Bücher empfehlen laßen, und über der Empfehlung vergißt er das Buch selbst.

Und wie nun, wenn ihn sein Wegweiser verführt? So irrt er ihm also nach, schimpft Wielanden, weil ihn der Kunstrichter geschimpft hat, und lobt alle die mittelmäßigen Köpfe, die dieser herausstrich. — Auf diese Art kan ein Journal durch das Ansehen, in welchem es bey dem

nachlallenden Theile des Publicum stehet, eben so wohl, als es den guten Geschmack befördern sollte, eine falsche Mode machen; nicht durch die Urtheile allein, auch durch den Ton, in welchem diese abgefaßet werden. Die bunte Schreibart, die man seit einiger Zeit für schön gehalten hat, wurde durch einige aber mäßige Auswüchse des Styls in den Litteratur Briefen veranlaßet; durch einige Fehler, die hernach die Verfaßer selbst misbilligten, die aber andere für Schönheiten verschlangen, verbauten und, mit ihren eigenen Zusätzen vermehrt, wieder von sich gaben. Und so entstand, wie selbst ein Kunstrichter bemerkt hat, ein Ungeheuer von Styl.

A Babylonisch Dialect.

Which learned Pedants much affect

So ist keine Mode des Geschmacks so abenteuerlich, die nicht einen Obergelehrten zum Urheber und eine Menge Untergelehrte zu gefälligen Dienern hätte!

Kein Lustspiel kan lustiger seyn, als die Verwirrung, welche durch kritische Kriege unter den Haufen der Nachlispler gebracht wird. Der Eine nimmt Partey, ficht für

den Altar und für den Heerd, ehe er noch weiß, wovon die Rede ist, und zankt sich mit dem zweeten, der eben so unwißend ist, als der erste. Ein dritter wankt, und da er in der Bestürzung nicht weiß, wohin er sich wenden soll, so läßt er sich durch den ersten Haufen, der ihm aufstößt, mit fortschleppen — „ Wohin Herr Sancho? „ — das weiß Gott und mein Esel!

Die Verwirrung wird noch vermehrt durch die geheimen Verbindungen unserer Schriftsteller und Kunstrichter unter einander. Fürs erste die guten Köpfe auf der Einen, und die elenden Schriftsteller auf der andern Seite im beständigen Kriege; denn Rotten unter den letztern, und entgegen gesetzte Schulen unter den ersten: ein Krieg aller wider alle: komm Hobbes und richte dein Reich auf! — Ich würde mehr hinzusetzen, wenn ich nicht zu einer gefährlichen Zeit schriebe, wo das litteralische Publicum in Deutschland beynah in einer solchen Gährung ist, als das bürgerliche vor hundert Jahren in Engelland,

When civil Dudgeon first grew high,
And Men fell out they knew not why;

When

When hard Words, Jealousies and Fears,
Set Folks together by the Ears.

Nicht selbst will ich den Schluß aus allen diesen Prämißen ziehen, um den Werth unserer Critik zu bestimmen. Vielleicht ist sie ein entbehrliches Gut; vielleicht ein nothwendiges Uebel: mag sie doch seyn, was sie will! Weil wir einmal Kunstrichter haben, so träume ich mir ein Ideal vor, von dem besten unter allen möglichen Kunstrichtern, dem billigsten, einsichtsvollsten und würdigsten, der nur zu denken ist; — wenn die Natur nie eine mediceische Venus, oder ein Kind wie Coypels Amor hervorbringen wird, kan man sie anklagen, daß sie uns einen Kunstrichter versagt, der nur ein Geschöpf der Einbildungskraft ist?

Dieser Kunstrichter ist, fast wie Thomasens Politicus, ein Mensch ohne Freunde, ohne Feinde und ohne Verbindungen, unbekannt, ohne Amt, entfernt von der Welt und sitzend in einem Winkel, aus welchem er geruhig umherschauen kann.

Kein System hat ihn gefeßelt; alle fremde Ideen legt er ab, oder prägt sie zu eigener Münze um. Um alles hinwegzuschaffen,

was an die Vorurtheile gränzt, vergißt er auf einige Zeit sein Vaterland, die Gesinnungen seiner Nation und alle Meinungen, die ihm der Lehrmeister angeklebet hat.

Er ist selbst kein Schriftsteller; er will es nicht seyn. Unparteyisch ist er, auch gegen sich selbst, nicht steif beharrend auf seinen Urtheilen, nicht eigensinnig im Lesen und Schmecken.

Gebildet hat er seinen Geschmack durch das Studium der Alten, der Ausländer und der besten unter seinen Landsleuten, ohne für eine Partey eingenommen zu seyn. Er stellt alle neben einander, um aus allen zu lernen; aber er parallesirt sie nicht, um die Alten auf Unkosten der Neuern, oder umgekehrt, zu erheben.

Patriotisch für sein Vaterland kan er immer seyn; er soll es seyn! Er liebt seine Landsleute, straft sie brüderlich, wo sie irren, und winkt ihnen freundschaftlich, wenn sie auf dem rechten Wege sind. Ihre Litteratur kennt er von der starken und von der schwachen Seite; historisch: er weiß, was sie gethan und nicht gethan haben;

den; philosophisch: er weiß, was sie thun könnten.

Er ist ein geduldiger Mann, hat Enthusiasmus zu lesen, Phlegma mit Bedacht zu lesen, Scharfsinn zu prüfen und Phantasie, sich in die Stelle des Verfaßers zu setzen, um seinen ganzen Geist zu erhaschen.

Er ist ein bescheidener Mann, der seine Urtheile problematisch vorträgt, keinem Leser aufdringt, und nicht jedem die Pritsche vorhält, wer anders zu urtheilen sich unterwindet.

Er ist ein standhafter und freymüthiger Mann, der die Wahrheit mit Anstand sagt, und es vorher weiß, daß er durch Wahrheiten beleidigen wird.

Er sagt sie, bald mit der ernsthaften Mine eines Mentors, bald in einer sokratischen Laune dahin, ist froh, daß er sie gesagt hat, und seine Zufriedenheit hängt so sehr von ihm selbst ab, daß er nie mit sich oder mit andern unzufrieden ist, wenn es andere mit ihm sind.

Er vereiniget sich mit Männern, die ihm ähnlich sind, und diese zusammen schrei-

ben ein Journal — welches in Ewigkeit nicht wird geschrieben werden.

Dieser Traum beschließe den Brief an meinen Gleim! Ich wünsche seine Erfüllung, und hoffe sie nicht. Leben Sie wohl mein theuerster Freund, und denken Sie zuweilen an Ihren u. s. w

Zehnter Brief

an den Herrn Geheimen Hofrath

von Thümmel.

Entweder Herr Harles, oder Herr Feder hat mein Stillschweigen bey Ihnen entschuldiget. Ich wartete auf den Abdruck dieses gedruckten Briefs, um einen geschriebenen beyzulegen; da sind sie nun beyde mit einander!

Sie

Sie, gnädiger Herr, sind ein Hofmann, der zu keiner gelehrten Partey gehöret; ein Zuschauer des Gewühls auf dem Theater, wo Gladiatoren, Kunstrichter und wilde Thiere kämpfen; ein Ehrenmitglied des Publicum, welches Sie ganz übersehen und welches stolz darauf seyn muß, daß Sie sich zuweilen unter den Haufen der Schriftsteller herab begeben, die es bewundert: Ihnen also sey diese Rhapsödie, die Sie am besten beurtheilen können, diese Betrachtung über unser Publicum gewidmet, von welchem ich fragen darf: Ist es? und wo!

Vom Monzambano an bis auf Mosern*) zankt man sich über die politische Ver-

*) Als ein Bürger meines Vaterlandes gebe ich meine Stimme für diesen vortreflichen Mann wieder diejenigen, welche „ es nicht untersuchen wollen, wie weit Vie schreiberey, verändernte Situationen und halbverstandene „ Religions Sätze ihn hätten bringen können. „ — Ich will es auch nicht untersuchen, wie weit das Urtheil Eines Kunstrichters den andern bringen kann; nur darf ich wünschen, daß man nicht das National Interesse und den Enthusiasmus für einen gewissen Monarchen zur Richtschnur mache, das Verdienst eines Schriftstellers zu beurtheilen.

faßung Deutschlandes, für die man noch immer keinen festen Namen gefunden haben will. Nicht anders ist unser litterarisches Publicum, ein monstrum horrendum, und leider wenigstens zuweilen, cui lumen ademtum.

Gesammelte Stimmen machen eigentlich das Publicum aus; Stimmen verschiedener Instrumente, die in ein Concert zusammenflißen; Urtheile verschiedener Köpfe, die nach einer Direction hinlaufen. Wir haben also nicht ein Publicum; sondern (darf ich so reden?) so viele Publica, als es Urtheile mehrerer Areopagiten giebt, die einander widersprechen. Das Eine fällt eine richtige Sentenz, wenn es jedem wiederfahren läßt, was er mit seinen Thaten verdient hat. Das andere urtheilt unrichtig, wenn es den Schuldigen losspricht und den Unschuldigen verdammt.

Wo ist nun dasjenige Publicum, deßen Ausspruch gelten und von welchem man behaupten kan, daß es den Werth der Schriftsteller und ihre Rangordnung bestimme?

Ist es in einer Stadt, in einem Lande? in Berlin, in Leipzig, in Copenhagen, oder in Zürch?

Nichts weniger! Wir haben keine gemeinschaftliche Hauptstadt; keinen Mittelpunkt, in welchem der Kern unserer guten Köpfe versammelt wäre, auf deßen Endurtheil die Peripherie lauerte; Deutschland ist ein weites in mehrere Provinzen zertheiltes Reich, die für sich bestehen, ihr eigenes Interesse haben, welches oft dem Interesse des ganzen zuwider ist: da ist kein Residenz Ort für die Gesetzgeber des Geschmacks; kein Reichstag aus Deputirten aller Landstände zusammengesetzt, sondern überall Anarchie.

Wenn der Berliner den Enthusiasmus für seinen König selbst in die Werke der Musen einfließen läßt; wenn der Schweizer Bürgerlieder singt denen er den Geist der Freyheit einhaucht; wenn der Däne über den Gräbern der Skalden Beschwörungen murmelt, wie die Frau von Endor, und ein Ding heraufbeschwöret, welches aussieht wie Samuel und nicht Samuel ist: dann lesen die Berliner, die Schweitzer

die Dänen, und ihre Urtheile durchkreuzen sich. Wer hat nun recht?

Ablöschen wollen wir also die Tinktur, welche der Geschmack eines jeden durch den besondern National Geist erhält; und dann in ganz Deutschland herumwandern und die zerstreuten Glieder des Publicum aus allen Landen zusammensuchen.

Vermuthlich werden es die Kunstrichter seyn, von den berlinischen, hallischen und leipzigern an bis auf den jenaischen freyen Beurtheiler und den hamburgischen Nachrichter? da sey Gott für! Nie können ihre Stimmen die Stimme des Publicum seyn, so lange sie mehr ihrem Eigensinne als ihrer Empfindung folgen, so lange sie weniger die Dollmetscher einer freyen Nation, als die Herolde ihrer eigenen Verdienste sind. Die Urtheile der guten Kunstrichter, zuweilen selbst der elenden, treffen nicht selten mit den Urtheilen des Publicum zusammen; aber das Forum ist noch immer verschieden. Was für arme Schriftsteller wären Quinault, Wieland,

Dusch, Cramer, Löwen, Michaelis *) und andere, wenn das Publicum nicht anders urtheilte, als die Kunstrichter, selbst diejenigen, die fein trotzig austhun, als wenn sie Sonderlinge wären und gar nicht zu der übrigen kritischen Nation gehörten? Und du armer Tod Adams, den ein Gleim versifficirt, aus welchem der Gallier und der Britte es lernten, daß auch ein Deutscher ein Original seyn könnte, der noch im Jahr 1767 von den Franzosen nachgeahmt wird, wo ist deine Schönheit, wenn sie auf der Bestimmung der Kunstrichter beruhen soll?

So sind es vielleicht die Autoren selbst, deren gesammelte Stimmen das Publicum ausmachen? Auch diese nicht; wenigstens soll keiner in demjenigen Fache ein Votum haben, wo er selbst Autor ist. Die Eigenliebe ist eine Dame, die alle andere Schönheiten verächtlich, oder gleichgültig macht. Wir lieben uns selbst, mit unserer Familie und unsern Kindern, und sehen die Kinder unserer Nachbarn entweder ganz kaltsinnig

*) Siehe die neue Auflage der Fragmente über die neuere deutsche Litteratur.

vor dem Fenster vorübergehen, oder wir bemerken allerhand Unarten an ihnen, die wir an den unsrigen weder sehen, noch sehen wollen. Schweigen sollen wir also von unsern Mitgenoßen; und wenn wir ja reden wollen, so gelten unsere Urtheile — nichts.

Noch bleiben die Leser übrig, und diese müssen das Publicum vorstellen, dafern wir eines haben sollen. Aber ums Himmels willen nicht alle! Nicht der Gelehrte von Profession, der wegen eines gelehrten Endzwecks ließt, der ein Buch durchgehet, um Ein Wort zu finden, oder mitten unter Bänden schwitzt, um Collectanea zu sammeln! Nicht der Jüngling, der zum Lesen geht, wie zum Balle, um sich zu zerstreuen, und die lange Weile fortzuschaffen. Nicht die Dame am Nachttisch mit ihren Vapeurs, die sie in Ermangelung eines Cicibeo durch Gleimen will verjagen lasen! Nicht der süße Herr, der aus sechs Büchern sechs Brocken sammelt, die er in allen Gesellschaften hinwirft, um gelehrt zu scheinen, und wieder aufhebt, um einen Vorrath für die Zukunft zu haben. — Es

giebt

giebt noch in Deutschland von Wien an bis nach Hamburg eine Menge geschmackvoller Männer und Männninnen, die da lesen, ihren Geist zu nähren, die sich den fühlenden Busen voll lesen und dann urtheilen, ohne urtheilen zu wollen. Diese sind unser liebstes Publicum und eigentlich diejenigen, auf deren Beyfall, wenn ich ein Dichter wäre, ich am meisten stoltz seyn würde; stolzer als auf das schülerhafte Lob der Journale und auf die Menge der Editionen. Ein Hofmann, der sich dem Getümmel entreißt, um zurückzukehren in die Gesellschaft der Wielande, der Utze, der Gleime; eine Matrone, die ihren Kindern den Gellert vorsagt, bis sie ihn auswendig können; ein geschmackvoller Mann außer dem gelehrten Stande, der es mir gesteht, daß er bey Romeo und Julie geweint hat: — lauter brave Leute die keine Kunstrichter sind, auf deren Sentiment ich aber mehr baue, als „ auf die Decrete der kritischen Parlaments„ Herrn: „ Wir haben gelesen — Wir „ urtheilen — wir glauben — wir rathen dem Verfaßer — und das von Rechtswegen! „

Man spielt mit dem Worte Publicum, wie mit einem Zahlpfennige; und fast möchte ich durch die Bestimmung des verschiedenen Sinnes, welchen man diesem Ausdruck giebt, einen kleinen Beytrag zu einem deutschen Wörterbuche liefern.

„ Das Publicum hat sehr günstig von mir geurtheilt „ das ist verdollmetschet: Einige meiner guten Freunde, die Journale schreiben, haben es der Welt, der sie mein Buch anlobten auf eine verblümte Art gesagt, daß sie meine Freunde sind.

„ Das Publicum hat meine Schrift gut aufgenommen. „ — Das heist: mein Verleger hat sie verkauft, für Geld, oder für Waare; und er glaubt, auch noch die zwoote Auflage verkaufen zu können, die ich jetzt veranstaltet habe.

„ Dieses Buch ist von dem Publicum längst verlacht worden. „ — weil es nämlich in den Augen einiger Kunstrichter ein Stein des Anstoßens war.

„ Es sind dies nicht die Urtheile „ einzelner Personen, sondern die Ur„ theile des Publicum von ganz Deutsch-

land „ — das ist zu übersetzen: die Kunstrichter, welche hier urtheilen, wohnen nicht alle in Einem Hause, in Einer Stadt; aber ihre Geister sind immer getreulich beysinander.

„ Ich übergebe hiermit dem Publi-
„ cum diese Briefe. „ — Nämlich alle Personen, die einen Gulden zuviel haben und ihn für dieses Buch dahin geben wollen, sollen mein Publicum seyn.

In diesem Tone mag ich nicht fortfahren; man hat es mir ohnehin vorgeworfen, daß ich zur Unzeit lustig wäre *); was kan ich dafür, wenn ich muß? Bey gewißen Gegenständen kan man nicht ernsthaft seyn.

Dies weis ich nun, daß aus den harmonischen Stimmen geschmackvoller Leser die Stimme des Publicums zusammentönet. Aber wer berechnet mir die Mehrheit der Stimmen? Kan ich mich auf diese verlaßen? Und wie soll ich daraus die gute oder schlechte Beschaffenheit eines Buchs erkennen?

*) S. die Vorede zu der Theorie, verglichen mit der D. Bibl. der sch. K.

Glücklich wären wir, wenn wir eine Urne hätten, in welche nur geschmackvolle Leser ihre ὀστρακα werfen dürften: zählen könnten wir dann diese, und daraus wenigstens mit einer moralischen Gewißheit den Werth der Schriftsteller bestimmen. — Aber Verwirrung herrscht durch unser Vaterland; es giebt verschiedene Tribunale von zusammenlaufender Gerichtsbarkeit; jeder schenkt seine Stimme, wohin er will — der Kluge votirt unterdeßen in der Stille und sein Votum wird oft überschrieen und gilt — nichts.

Bey allgemeinen Schiftstellern, die für die ganze Nation schreiben, für den Greiß, den Mann und den Jüngling, für die Matrone und die Demoiselle, für den Gelehrten und für den Bürger, ist die Sache leichter zu entscheiden. Leset Gellerts Fabeln dem Baron vor; er wird sagen: sie sind schön. Im Winkel steht sein Diener und denkt: mein Herr hat Recht; ein Urtheil, welches er oft sagt und selten denkt! Gebt sie der gnädigen Frau und dem Cammermädgen, dem Capitain und seinem Fourier, dem Prediger und dem Bauer:

sie sind für alle gemacht, und alle werden sie schön finden, wenn sie nicht ganz von der ungütigen Natur verwahrloset sind. — Hier habe ich meine Gewährleister, wenn ich sage: dieses Buch ist von dem Publicum gekostet, geschmeckt und gelobt worden; es ist also gut und, wenigstens für unsere Zeiten, Klassisch.

Aber schwerer ist es, das Urtheil des Publicum über eine solche Schrift zu erfahren, die nur für einige Leser gemacht ist; über Sympathien, Meßiaden, Lehrgedichte von der Natur der Dinge, allegorische Oden, theoretische Schriften und Rhapsodien über die Empfindung. Die Stimmen müßen allemal nothwendig getheilt seyn, wenn der Autor nicht allen allerley ist. Und wer soll da entscheiden?

Nicht die Mehrheit der Stimme: denn man kan immer voraussetzen, daß die klügere Parthey die kleinste ist. — Nicht derjenige Theil, welcher am meisten schreyt, man ist auch schon bey den Zänkereyen des Pöbels geneigt, derjenigen Parthey günstig zu seyn, die die gelassenste ist. — Nicht endlich allemal der gelehrteste Hau-

fen: denn selten ist eine sehr weitläufige Gelehrsamkeit mit dem guten Geschmacke vergesellschaftet.

Ein solcher Autor, der nicht für alle schreibt, hat also sein eigen Publicum für sich, zusammen gesetzt aus unparteyischen Richtern, die ihn vernünftig beurtheilen können und wollen. Ein empfindungsvoller Busen, der aufschwillt bey den Sympathien; eine klopfende Brust bey der Episode der Eidli; ein feuriegs Auge, aus welchem die Phantasie blitzt bey der Natur der Dinge; sehet da beßere Richter ohne Kunst, als alle Kunstrichter. Eine Menge wackerer Leute vom Berge Jura an bis an das baltische Mehr sind ein Publicum, welches einen Autor schon für seine Mühe belohnen kan, wenn es will: uud ein Journalist, welcher dagegen schreyt, kann nur aus den Ohren solcher, die alles glauben, was er ihnen vorsagt, die Stimme dieses Publicum hinwegschreyen.

„ Aber das Publicum urtheilt oft heu-
„ te so, morgen anders; wie soll man sich
„ nun auf sein Urtheil verlaßen? „

Das wird die Zeit lehren! So wie

wir

wir immer die neueste Mode für die schönste halten; wie die Demoiselle bey dem Bilde der Großmama lacht, die noch die Fontange trug: so blendet uns oft in Werken der Kunst das Email, welches zu unsern Zeiten gewöhnlich ist, und da jederman es schön findet, so fällt es uns nicht einmahl ein, das Gegentheil zu meinen. Da steht nun der arme Alte, wie einer der seiner Schönheit beraubt ist; wir aber gaffen einander an und rufen uns wechselweise das Euge! belle! zu. -- Die Nachwelt sieht uns von fern; sie ist unbestechbar und entscheidet unsern Werth, bestimmt das Korn und das Schrot unsers Jahrhunderts beßer und aufrichtiger, als die Waradeins unserer Zeiten. Vor ihrem Tribunal also sollen sich dereinst noch unsere Schriftsteller versammeln und ihr Urtheil zum Leben, oder zum Tode erwarten. Ganz elende Schriften können schon wir hinwegsichten; aber von solchen, über deren Vortreflichkeit, oder Mittelmäßigkeit die Vorwelt sich zankt, muß die Nachwelt das Recht sprechen.

Ich weiß es, daß Leßing, Klopstock, Wieland, Gleim, Rabener gute Scribenten sind; aber wie soll ich es einem andern beweisen, der nicht in meine Brust schauen und in der seinigen nicht fühlen kan? Hier verläßt mich meine Logik und Aesthetik: gehe hin, sage ich, und koste und wenn du nichts schmeckest, was kann ich dafür!

Nicht die Menge der Auflagen und der Käufer, nicht das Lob der Journale, nicht die Größe des Soldes, welchen der Autor empfängt, nicht die Anzahl der Zuhörer, die seine Schrift verlangt haben, nicht sein Titel, selbst nicht sein Ruhm können den Werth der Schrift bestimmen.

„ Unsere Schriften (sagt ein seynwollender elender Scribent im Namen seiner lieben Brüder) „ mögen beschaffen seyn, wie sie „ wollen, so finden sie doch allemahl ei„ nen Verleger, Käufer, und Leser:

ils trouvent pourtant, quoiqu'on en puisse dire,
Un Marchand pour les vendre et des sots pour les lire.

„ Reim-

„ Man frage nur die Buchhändler, ob
„ nicht die Postillen, Romane, Briefstel-
„ ler, poetische Handbücher und Trichter,
„ Reimregister, Notariatkünste, Complimens-
„ tier Büchlein, der Eulenspiegel und der-
„ gleichen schöne und nützliche Werke den
„ besten Abgang haben? Wie begierig sind
„ nicht Happels und Menantes Schriften
„ gekauft worden? Und Uhsens wohl infor-
„ mirter Redner ist wenigstens neunmahl
„ aufgelegt. „

Wie viele Leser finden sich nicht noch zu unsern Zeiten für gewiße pragmatische Geschichtschreiber in Quarto, für die Statisticken der vereinigten Niederlande und selbst für die Gedichte des seeligen Herrn Archidiaconus Zimmermanns! Klotz hat seine meisten Schriften an die Buchhändler verschenkt, aber Donatius in Lübeck ist so großmüthig, mehrere Thaler für die Bogen des Antikritikus zu bezahlen. Wer ist mehr in Journalen getadelt worden, als Wieland, und wer ist ein beßerer Scribent, als er? Wer hat mehr auf Verlangen seiner Zuhörer geschrieben ** und wer schreibt schlechter, wäßerich-

richter, weitschweifiger, und auf eine so unerträgliche Art deutlich, als eben er?

Wer also nicht selbst empfinden kan, dem soll man es auch nicht beweisen, daß ein Autor gut, oder elend ist; man kan es nicht. Wer die musikalische Poesie in Rammlers Ino nicht hört, dem sage ich, mit Liscow, daß seine Ohren nicht werth sind, an einem Menschen Kopfe zu stehen.

Für die Anmerkungen, die ich noch über unser deutsches Publicum insbesondere gemacht hatte, ist eine andere Stelle bestimmt. Denn ich vermuthe, daß Sie kein Freund von langen und von hypochondrischen Briefen sind. Ich bin u. s. w.

Briefe über die Physiognomik.

1.

Sie verlangen mein Urtheil über die physiognomischen Fragmente des Herrn Lavaters, und ich bin es Ihnen schuldig; denn ohne Ihre Gütigkeit würde ich dieses kostbare Buch nicht besitzen, welches denen, für die es vorzüglich geschrieben seyn sollte, den Philosophen, meistentheils zu theuer ist. (*)

Ich bin indessen, da ich voraussehe, daß Sie meine Briefe werden drucken lassen, in nicht geringer Verlegenheit. Herr Lavater ist Enthusiast für seine Meinungen; ich, der ich kein Enthusiast, sondern ein kalt-

(*) Lavaters physiognomische Fragmente (Leipzig und Winterthur 1775.) Dieses Buch kostet so viel, daß man beynahe von dem Werthe eines Exemplars einige Eleven in dem ehemals sehr theuern Philanthropin zu Marschlins ein paar Monate erhalten könnte.

kaltblütiger Betrachter bin, finde nach reifer Ueberlegung, daß ich in vielen Punkten, selbst in der Hauptsache, genöthiget bin, anders zu denken, als er: und dies einem Manne öffentlich zu sagen, der seine Träume für das Interesse der Menschheit und der Tugend geträumt hat, ist schwer, und noch schwerer ist es, den Ton zu finden, in welchem man von einem so gutherzigen Schwärmer reden soll. Spotten darf man nicht; er hat sich zu nachdrücklich deswegen erklärt. Ernsthaft kann man auch nicht immer bleiben. Was soll man thun? Schweigen wäre das beste, und schweigen würde ich, unerachtet meiner Verbindlichkeit gegen Sie, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß das physiognomische System des Herrn Lavaters nicht nur irrig, sondern auf der einen Seite unnütz, und auf der andern Seite selbst der menschlichen Gesellschaft schädlich, und daß der Verfasser zwar ein wohlmeinender, aber ein solcher Enthusiast ist, der durch seine Bücher schon vieles Unheil gestiftet hat, und noch stiften kan. Wie manchen apokalytischen Thoren hat er schon mit seinen Aussichten in die Ewigkeit

noch

noch thörichter gemacht! Wie manchen hypochondrischen Narren durch seine Selbstbeobachtungen noch närrischer! Freylich hat der Mann bei dem allen keine böse Absicht gehabt; kein Schwärmer ist boshaft; aber nichts ist der Gesellschaft schädlicher, als die Schwärmerey. Um dieser neuen Lavaterischen Schwärmerey entgegen zu arbeiten, will ich also mit gutem Muthe Ihnen das überschreiben, was ich bei den physiognomischen Fragmenten gedacht habe. Nur bitte ich Sie, alle die Stellen auszustreichen, die Ihnen zu hart scheinen, oder bei welchen mir etwa der und der, den sie kennen, einen Streich gespielt haben möchte. Ich bin u. s. w.

2.

Sie glauben, ich greife die Physiognomik von der unrechten Seite an; Sie wollen, ich soll sie nur lächerlich finden, nicht schädlich. Wofern etwas Schädliches lächerlich seyn kan; so ist sie das eine und das andere. — — — — — (*)

Stel-

(*) Hier sind einige Blätter ausgestrichen.

Stellen Sie sich einen König vor, der mehrere Jahre als ein guter Mensch, Ehemann und Hausvater gelebt hat. Er ist keiner von den großen Herrschern, deren Genie alles umfaßt, die aber auch kraft ihres Genies das Recht verlangen, die ganze Welt entweder zu beherrschen, oder zu verwüsten, vor welchen uns Gott bewahren wolle, sagte selbst Gustav Adolph, der ziemlich in diese Klasse gehörte. Er ist gerade das, was man nicht seyn muß, um sehr groß zu seyn, er ist gut; hat einige Talente, kan mit eigenen Augen sehen, ist arbeitsam, hat keine Maitr(ssen; oder, wenn er deren hat, so regieren sie nicht, machen keine Marschälle, kosten keine Millionen; hat keine andere Lieblinge, als solche, die Lieblinge der Tugend sind, und die sich durch ihre Verdienste empfehlen; wacht selbst über die Erziehung seiner Kinder; sorgt angelegentlichst für das Wohl seines Volks, welches er nicht als sein Eigenthum betrachtet; sondern als eine Menge ihm ähnlicher Geschöpfe, deren erster Vertheidiger, erster Gerichtshalter und erster

ster Verwalter Er sey: kurz sein Volk ist glücklich, und segnet den besten Fürsten.

Der Fürst hat indessen zwey oder drey Fehler, wofern es Fehler sind. Er liebt die Litteratur, liest alte und neue wichtige, oft auch nur wichtigscheinende Schriften, und sucht alles Gute, was er darinn findet, gemeinnützig zu machen. Dies befiehlt ihm seine Neigung, der er von der ersten Jugend an gehorcht hat. Ferner hatte er zwar sonst eine nur allzuvortheilhafte Meinung von der Gutheit der Menschenkinder; allein eine vieljährige Erfahrung hat ihn über diesen Punkt ein wenig behutsam gemacht; nicht mistrauisch, nach der Art eines Tiberius, eines zweyten Philipps in Spanien, oder eines eilften Ludwigs in Frankreich; aber doch mistrauisch, ohne daß er deswegen bisher grausam und ungerecht gewesen wäre. Endlich ist er sehr warmes Begriffs, faßt leicht, und folgt dem ersten lebhaften Eindrucke so gern, daß er bald daraus sein Steckenpferd macht. Alle seine Steckenpferde sind indeß immer die unschuldigsten von der Welt gewesen.

So unschuldig, daß ein guter ehrlicher Pastor zu Hamburg darauf reiten könnte.

Dieser, mein König, ließt in einem französischen Journale eine Anzeige von Lavaters Physiognomik; er wird neugierig, und da er kein Deutsch verstehet, so läßt er dieses Werk ins Französische übersetzen. Wollten sie hieraus schlieſſen, daß dieser König ein deutscher König seyn müsse, so würden Sie sich sehr irren und mir sehr unrecht thun: er ist nur ein König meiner Einbildung. Lavater also wird gelesen, studirt, verstanden; seine Meinungen gefallen, und das Unheil, welches dadurch im Kopfe Sr. Majestät entstanden, und aus dem Kopfe ins Herz, aus Kopf und Herz aber durch seine Folgen ins ganze Land geflossen, ist nicht zu beschreiben.

Seit dem Morgen seiner Vermählung war es den guten König nicht eingefallen, sich mit Aufmerksamkeit im Spiegel zu betrachten; er glaubte, nichts sey unwürdiger, als sich selbst süsse Augen zu machen. Nachdem er aber den Lavater gelesen hatte, so ließ er einige Tage hintereinander keinen seiner Minister vor sich, unter dem Vor-

wande, er arbeite allein im Cabinete; seine Arbeit war, sich selbst zu beschauen und seine Gesichtszüge genau zu untersuchen, um zu finden; welchem Könige oder Nichtkönige er etwa ähnlich sehen möchte. Zum Unglücke war er eben ganz frisch von der Lesung der Geschichte des berühmten Scanderbeg hergekommen, da man ihm den Lavater gebracht hatte. Noch schwebten ihm die Worte in der Phantasie: Scanderbeg étoit de riche taille. Il avoit le nez aquilin, le teint blanc, parsemé d'une couleur vermeille. Man gab ihm, auf seinen Befehl, ein altes Bildniß dieses Helden, welches einer seiner Officiere, der als Freywilliger unter den Russen an den Küsten von Griechenland gewesen war, ihm verehrt hatte; dieses Porträt vollendete das von Lavater angefangene Werk. Es verwirrte den Kopf seiner Majestät, indem der König sein ganzes Ebenbild, nur den Schnurbart ausgenommen, im Scanderbeg fand. Jetzt hatte seine Eigenliebe gewonnenes Spiel. Sie überzeugte ihn bald mit Hülfe der Einbildung, er habe alle Talente eines Helden, er habe sie bisher; zu seiner Schande,

begraben liegen lassen; aber noch sey es Zeit, sie zu gebrauchen. Er sey erst vierzig Jahre alt; und Scanderbeg sey nicht viel jünger gewesen, als er sich Meister von Epirus gemacht habe. Von nun an ward der König unruhig, und wälzte allerley grosse Gedanken im Kopfe herum. Er vergaß zu regieren, und nährte dafür unendliche Projekte von Schlachten, Siegen, Eroberungen und vom Heldseyn, ohne an das zu denken, was Lavater von Tugend und Weisheit gepredigt hatte, vom Gefühl des Edlen und Schönen, von der Erleichterung des Umgangs und aller Geschäfte, welche schöne Sachen alle die genaue Bekanntschaft mit der Physiognomie uns verschaffen soll. Er dachte nur an Scanderbeg und sich selbst, an die Erhabenheit ihrer beyden Stirnen, an den Adel ihrer Nasen, und an das, was aus Stirnen und Nasen zu wahrsagen ist.

Die Königinn, welche die Veränderung ihres Gemahls am leichtesten bemerken konte, bemühte sich, die Ursache derselben aufs liebreicheste zu erforschen. Sie war die zärtlichste Gattin unter dem Monde, und

eine Mutter des Vaterlandes. Aber leider entdeckte der König nunmehr, was er zweyundzwanzig Jahre lang nicht gewußt hatte, daß sie der gottlosen Agrippina, die ihren Eheherrn mit Gifte vergeben, so ähnlich sehe, als ein Ey dem andern. Er begegnete ihr mit Kaltsinn; er vermied sie bald gänzlich, und überließ, sich und die Regierung, der Bosheit einer eiteln und herrschsüchtigen Maitreße, in deren Gesicht er die Züge der Königinn Elisabeth von England mit seinen durch Lavater geschärften Augen erblickte.

Sein erster Minister, graugeworden in seinen und seiner Väter Diensten, und welches selten ist, seit seinem Ministerio, das ist, seit vierzig Jahren, ein ehrlicher Mann, wagte es Seiner Majestät einige allerunterthänigste Vorstellungen zu machen. Er erhielt seinen allergnädigsten Abschied, weil er der leibhafte Concini war; und der gröste Schurke in der ganzen Monarchie bekam seine Stelle, weil er eine ehrliche Miene hatte, wie der Herzog von Sully.

Der neue Minister, gemeinschaftlich mit der Maitreße, hatte bald das Königliche

Steckenpferd ausfindig gemacht, und bald führte er es, wohin er wollte. Der sonst so gute König begriff, durch die weisen Lehren dieses Mannes, daß er die Königinn vergiften müße, um nicht von ihr vergiftet zu werden; daß seine Kinder nichts taugten, weil sie keiner der guten Silhouetten im Lavater gleich sähen; daß alle seine übrigen Minister Spitzbuben wären, weil sie lauter Gesichter von Cartouche, Nicol List und Pappedöne hätten: daß er allein ein ehrlicher Sully, und daß der König, weil er es doch so wollte, ein tapferer Scanderbeg zwar noch nicht sey, aber kraft seiner Physiognomie seyn müsse.

Was nun aus dem allen entstanden: wie der König unnütze Kriege angefangen; wie die besten Generale von übeln Ministern und Maitreßen verjagt, wie das ganze Land verheeret, und die ganze Monarchie zerrüttet worden; wie die Schwärmer unter dem Volke der Schwärmerey des Königs nachgefolgt; wie bloß wegen der leidigen Physiognomie die Männer die Weiber, die Väter die Söhne, ein Bruder den andern, ein Freund den andern erst verlassen,

sen, dann gehaßt und zuletzt verfolgt haben; und wie endlich der König in seiner Physiognomie, statt Scanderbegs, die Mine des berühmten Cisterziensers Joachim gefunden; dies werde ich Ihnen mündlich erzählen.

3.

Allerdings wohnt, wie Sie sagen, mein König in Utopien; allerdings ist meine Schilderung überladen. Aber der König muste in Utopien wohnen, die Schilderung muste überladen seyn, weil ich die bösen Folgen concentriren wollte, die Lavaters Physiognomik haben wird. Eine derselben habe ich vergessen. Viele Jünglinge werden dadurch elend gemacht werden. Einige, wenn sie sich auf ihre gute Physiognomie zu viel einbilden: hier möcht' ich die Silhouetten der Knaben, die z. B. künftige Aesculape anzeigen, verwünschen. Andere, die irgend ein wenig zur Hypochondrie geneigt sind, werden nach und nach an sich selbst verzweifeln, wenn man sie durch Gesichtstheorieen für Dummköpfe erklärt; oder sie

werden sich verachten, wenn man sagt, sie hätten eine Böſewichtsmine, und dann vielleicht das werden, was ihre Mine bedeuten soll. Denn sich selbst geringschätzen ist der Weg, ein Schelm zu werden.

4.

Ihr anderer Einwurf ist wichtiger. „ Auch die besten Sachen haben oft schäd„ liche Folgen. — Religion — Politik „ — große Erfindungen — alles, was „ groß ist; kann schädliche Folgen haben, „ obgleich diese Folgen nur zufällig sind. „

Wie aber, wenn die bösen Folgen des physiognomischen Systems nicht zufällig wären, wenigstens nach der gegenwärtigen Verfassung der Menschheit?

Freylich gibt es Künste, gibts Wissenschaften, gibts Institute, die, ob sie gleich zufällige schädliche Folgen nach sich ziehen, doch dabey auf der einen Seite ihre Wahrheit, auf der andern ihren Nutzen haben, und die öfters der menschlichen Gesellschaft nothwendig sind. Ohne Religion kan kein Staat bestehen; keiner ohne Politik. Ent-

stehen

stehen Religionskriege, entstehen politische Kriege, oder ist, wie insgemein, die Religion der Mantel von den geheimen Ursachen der letzteren; so sind diese Landplagen zufällige Folgen theils wahrer, theils nützlicher, theils nothwendiger Institute. Wenn aber eine Sache weder wahr, noch nützlich, noch nothwendig ist, und gleichwohl nicht ermangelt, schädlich zu seyn; dann ist sie so etwas, wie die Physiognomik nach Lavaters Art, welches ich Ihnen zu erweisen mich erbiete.

Die Kunst, Gold zu machen, wäre etwas vortreffliches für einen Partikulier, der sie erfände und heimlich ausübte. Bekannt gemacht, würde sie das ganze System der menschlichen Gesellschaft zerstören. Und derjenige, welcher sogar die Methode wüßte, aus den Streitschriften der Götzianer und Semlerianer, oder aus Kothe, Gold zu machen, und diese Methode der Welt so deutlich erklärte, wie etwa ein Polzius erklärt, das idem idem ist; der verdiente, eher für seine patriotische Mühewaltung gehängt zu werden, als der alte arme Narr es verdient hatte, der wegen seiner Kunst,

unzer-

unzerbrechliches und biegsames Glas zu machen, gehängt wurde.

Sein künftiges Schicksal, oder überhaupt künftige Schicksale vorher zu wissen, ist eine unerfundene Kunst, die schon viele Schwärmer und alte Weiber beschäftigt hat. Und wenn sie nun erfunden wäre? Was wärs? Der gute fromme Gellert, den man schon zu vergessen anfängt, hat bewiesen — daß es nichts — nein, daß es schädlich wäre. Wir müssen deswegen die Weisheit der Vorsehung bewundern, die ihre wahren Prophezeyungen in eine solche Dunkelheit eingehüllt hat, daß wir noch jetzt, da sie schon längst erfüllt sind, sie nicht ohne Mühe erklären können.

Diese Weisheit sollen wir nachahmen, so gut wir können, und nicht mit Herrn Lavater eine gefährliche Kunst entdecken wollen, eine falsche, unnütze, unnöthige; nicht dem Menschen eine gläserne Nase, durchsichtig bis in den Kopf und ins Herz andichten, die er nicht hat.

5.

„ Herr Lavater hätte die Wahrheit „ der Physiognomik unumstößlich bewie„ sen? „ — — So wie man alles beweisen kann, was man will, und wie Don Sylvio von Rosalva sich selbst beweist, daß der blaue Schmetterling seine Prinzeßin ist. — — — — — — (*)

Ein anderes ist der Grundcharakter eines Menschen, ein anderes sein transitorischer Seelenzustand. Beydes vermischt Herr Lavater, und beweist zuerst, woran niemand zweifelt, daß man den Menschen aus seinem Gesichte, und überhaupt aus seinem Körper kennen könne. Man müßte blind seyn, um nicht zu sehen, daß der eine fröhlich, der andere traurig, ein dritter zornig, ein vierter berauscht, und ein fünfter verliebt ist. Aber alles dies ist nicht Physiognomik. Diese, wäre sie eine Wissenschaft, sollte aus dem Körper eines Menschen, der in einer ruhigen Verfassung ist, aus den Theilen des Körpers einzeln und aus dem Verhältniße derselben, auf die innere Beschaffenheit der Seele schliessen. Auch schließt wirk-

(*) Abermal ein Defekt.

wirklich Lavater so; aber er hat nicht bewiesen, daß er so schlieſſen dürfe.

6.

„ Die Wahl der Freunde wird aus der „ Physiognomik hergenommen „ — Und eben deswegen betrügt man sich so oft in dieser Wahl.

„ Der Arzt sieht in der Physiognomie „ tausend Dinge bis zum Erstaunen. „ Der Arzt wäre selbst krank, der nicht sähe, daß sein Patient den Friesel hat, daß ihn ein heimlicher Kummer nagt, daß er gebrochene Augen hat — lauter transitorische Zustände.

„ Jedes Insekt kennt seinen Freund „ und seinen Feind. „ Und jeder Mensch kennt eine Raupe, eine Fliege, eine Spinne. Kennt aber auch jede Fliege die Physiognomie der andern Fliege? Oder kennt sie deßwegen den Charakter ihrer Mitfliege?

„ Alle Menschen lassen sich durch die „ Physiognomik leiten, ohne es zu wissen; „ folglich ist sie eine Wissenschaft. „ — Eben deswegen ist sie eine Unwissenschaft, vor-

vorausgesetzt, daß die Behauptung von leiten lassen ganz wahr sey.

Dieß sind einige Lavaterische Gründe; von der Art sind sie alle, einige ganz abstrakte von der höhern Psychologie ausgenommen, die ziemlich die Physiognomie der cartesianischen Wirbel haben.

Könnten wir nicht eine Kunst erfinden, unsere Menschen durch den Geruch zu erkennen, wenn wir etwa blind würden? Der Hund hat einen Geruch bis zum Erstaunen, dadurch wählt er seine Freunde, kennt seine Feinde, und dadurch läßt er sich leiten, ohne es zu wissen. Das könnten wir auch! Lassen sie sich die Augen verbinden, und riechen Sie, ob Sie nicht einen Rauchfangkehrer, einen Fleischhacker, einen Schuhmacher, und einen mit allerlei Salben gesalbten jungen Herrn, ob sie nicht alle diese Herren vollkommen von einander unterscheiden werden! Wenn aber der Schuhmacher sich fleißig wüsche, Lavendelwasser nähme, und wohlriechenden Haarpuder, und wenn der junge Herr sich mit Schuhwachs besudelte; dann würden Sie beide so gut verwechseln, wie der alte blinde Isaak sei-

ne Söhne verwechselt hat. So bei der Physiognomik!

7.

Es ist Sophisterey, zum Behufe der Physiognomik zu sagen, „ die Leidenschaf„ ten zeichnen sich durch Züge des Ange„ sichts aus, die schönen durch schöne, „ die häßlichen durch unangenehme. „ — Unstreitig ist der Unwille des Edlen über die Handlung des Unedlen eine schöne Leidenschaft; doch bezeichnet er sich durch ähnliche Gesichtszüge mit dem Unwillen des Lasterhaften über einen Edlen, der seinen lasterhaften Endzwecken im Wege steht. Die lasterhafte Liebe äußert sich oft wie die tugendhafte. Zorn ist Zorn; Liebe ist Liebe; und das Meer, dessen Grund Perlen hat, macht eben solche Wellen, wie das Meer, dessen Grund Schlamm ist; doch hier ist Herr Lavater schon wieder beim Ausdrucke der Leidenschaften, dessen Kenntniß ich für keine Physiognomik gelten lasse. Die Kenntniß des sichtbaren Affekts hat jeder Bauer, der doch keine Anatomie versteht, obgleich

Herr

Herr Lavater alle seine künftigen Physiognomisten vorher in das anatomische Theater schickt. Ueber diesen Punkt — — — — (*)

8.

Nichts als seltener Zufall ist es, wenn Personen von einerley Grundcharakter einander ähnlich sehen, gleichwie es Zufall (aber öfterer) ist, wenn gesichtsähnliche Personen ganz verschiedene Neigungen haben. Da es außerdem richtig ist, daß der Standort des Menschen die Bestimmung desselben fixirt, und daß Menschen, die einerley Bestimmung zu haben scheinen, nach ihrer verschiedenen Lage oft ganz verschiedene Bestimmungen bekommen, wie Turenne und Cartouche; so begreife ich nicht, wie Herr Lavater in den Physiognomieen dieser oder jener Kinder, besonders nach schlechten Silhouetten, schon die Kindsbestimmungen finden kann. Ein Arzt braucht nicht viel mehr, oder etwas weniger Beobachtungsgeist, als ein Minister, oder als ein General; wenn also Herr Lavater den uns andern unsichtbaren Beobachtungsgeist im Gesich-

(*) Schon wieder eine Lücke.

Gesichte eines Knabens erblickt; soll dieser Knabe deswegen eben ein Arzt werden? Kann er nicht eben so gut ein Minister, ein General werden? Lavater sieht überhaupt mehr, als andere Leute; denn er ist ein Seher. Hat er doch schon in die Ewigkeit geschaut, beßer als Paulus, der, nachdem er im dritten Himmel gewesen war, noch immer bekannte, kein Ohr könnte diese Herrlichkeit hören, kein Auge sie sehen! Das weiß aber der Diaconus zu Zürich beßer. Sollte der nicht die Menschengesichter kennen, die er täglich sieht, welcher die Engel kennt, ohne sie jemals gesehen zu haben?

9.

Der Hauptfehler des Herrn Lavater ist der, daß er von allen den Personen, über die er physiognomisch urtheilt, den Hauptcharakter schon vorher gewußt hat. Er liest in der Physiognomie, wie der selige Doctor Cruslus in der Offenbarung Johannis. Der letzte prophezeyte aus dieser Offenbarung die Schlacht bei Roßbach fünf Jahre, nachdem sie geliefert worden. Und

Herr

Herr Lavater, nachdem er gehört hat, daß Rameau ein großer Tonsetzer war, sieht er dessen Portrait, und findet darinn, daß Rameau ein großer Tonsetzer seyn mußte. Ich finde in dem Bilde dieses sonst würdigen Mannes von dem allen nichts. Eine lange hagere Figur, die eben so gut einen verdienten Schneider, als einen großen Compositor vorstellen könnte. Nach dieser Manier sieht Lavater in den Physiognomieen der Lamberte, der Mendelssöhne und anderer Ehrenmänner, alles, was in ihren Schriften ist, mit einer Einbildung, die man bewundern muß. Sogar sieht ers dem ehrlichen Juden Moses im Gesichte an, daß er noch einmal die Gottheit Jesu Christi erkennen wird. Das ist das einzige, was er in den Büchern dieses Philosophen nicht gelesen hatte. Weil ich Sie einmal an Scanderbeg erinnert habe, so erinnere ich Sie auch, daß ein türkischer Kaiser — war's Amurath, oder Muhamed? — Scanderbegs Säbel verlangte, daß Scanderbeg ihm seinen Säbel schickte, und daß dieser Kaiser mit dem ganzem Säbel keinem Schafe, und welches ihm gleich galt, keinem Scla-

ven den Kopf abhauen konnte. Mit Lavaters Augen, wenn er Ihnen seine Augen schicken könnte, würden Sie vielleicht in der Physiognomik mehr Glück haben. Denn solche Augen muß man haben, um das Unsichtbare zu sehen. Aber seine Einbildung müßte er Ihnen auch mitschicken.

10.

Erfahrungen setze ich den Lavaterischen Einbildungen entgegen. Sie wissen, daß ich viele grosse und kleine Leute von Angesicht zu Angesicht gesehen habe; Sie wissen, daß, ohne auf die Physiognomie zu merken, ich meine Menschen durch ihre Reden und durch ihre Thaten zu beurtheilen pflege. Aber was helfen alle Erfahrungen gegen Lavatern! Er hat sich bestens dagegen verwahrt. Durch die Erziehung, meint er, kann der Mensch mit dem häßlichen Gesicht gut, und umgekehrt der andere mit dem schönen Gesicht bös werden. Alles, was Herr Lavater wahres, und alles was er falches sagt, ist nicht neu, sondern nur Erneuerung alter brodloser Künste. Wenn man nichts neues machen kann, so sucht man das Alte hervor. Ein gewisser Mann,

der keine gute Sachen mehr schreiben kann, oder will, empfiehlt — — — — —*)

Und Lavater die Physiognomik. Bald werde ich Ihnen die Rockenphilosophie empfehlen, ein gutes Buch, welches mehr Philosophie enthält, als — — — —**)

II.

Sokrates darf nicht mehr genennt werden; ***) denn dieser Sokrates, so häßlich sein Körper auch war, hat, doch mit Herrn Lavaters Erlaubniß, sich Mühe gegeben, seine Seele schön zu machen. Aber Nero, Domitian, Caracalla haben die ihrigen, so schön auch ihre Körper waren, nicht schön gemacht, und das war ihre Schuld, oder die Schuld ihrer Erziehung. Auf diese Art eludirt Herr Lavater alle Einwendungen, die man ihm machen könnte. Sein Grundsatz ist:

Mutter Natur hat Tugend und Schönheit, Laster und Häßlichkeit, das

*) Eine kleine Lücke.
**) Lauter Lücken.
***) Auch Alanus nicht, der häßlichste Körper, und inwendig die schönste Seele. Eine große Königin küßte seinen abscheulichen Mund der so vortreflich sprechen konnte.

heißt, Schönheit der Seele mit der Schönheit des Leibes, und Häßlichkeit der Seele mit der Häßlichkeit des Leibes zusammengesellt.

Sag ich nun: aber Sokrates war häßlich! — so antwortet Lavater: „ Erziehung und Mühe haben aus ihm einen „ andern Mann gemacht. „ — Sag ich: aber Caracalla war nicht häßlich und gleichwohl — so wird Lavater antworten: „ er „ hat eine schlechte Erziehung gehabt. „

Sag'ich: „ aber Nero war nicht häßlich, und hatte auch keine häßliche Erziehung „ — so wird Herr Lavater endlich antworten, daß keine Regel ohne Ausnahme sey, daß man ihn chicaniren wolle, und dennoch sey sein System wahr.

12

Wenn man Gemmen, Münzen, Statuen, Gemälde und Kupferstiche, so viel man gesehen hat, mit einander vergleicht, mit diesen lebendige Gesichter, und diese wieder miteinander, alles aber ohne vorurtheilenden Enthusiasmus; so hat man für sich selbst das ganze lavaterische System, wofern Träume System sind, widerlegt. Sie haben eine

gute

gute Suite von römischen Kaisern; Sie kennen die Geschichte derselben; fast jede Biographie ist ein Einwurf gegen Lavatern. Hier liegt vor mir die Galerie Francoise; alle Augenzeugen versichern, daß die Kupferstiche derselben so viele Wahrheit haben, als Kupferstiche haben können. Ich suche im Gesichte des Marschalls von Belleisle den feinen Staatsmann, den unermüdeten Feldherrn, den Einschmeichler; und suche immer umsonst; ein Physiognomist würde eher in diesem Porträt die Mine eines einfältigen und dabey in sich selbst verliebten Gecken finden. So suche ich die ganze Galerie durch, und finde nichts -- weil ich nichts finden will, wird Lavater sagen. So wird er ohne Zweifel alles finden, weil er alles finden will. Sie kennen den berühmten Rousseau; hat er auch nur einen Zug im Gesichte, der seinem Charakter entspräche? Der verstorbene gelehrte Lambacher hatte so viele Aehnlichkeit mit dem Könige von Preußen, daß die Fremden, die ihn sahen, darüber erstaunten. Und — *)

Crusius ein tiefdenkender Mann, und dabey ein frommer Schwärmer hatte im

*) Hier ist eine harte Stelle ausgestrichen.

Gesicht weder Schwärmerey noch Tiefdenkerey; er sah ganz gelassen und einfältig aus. Ich habe das Glück gehabt, den großen General L*** genau zu betrachten. Wenn ich irgend einen Enthusiasmus habe, so habe ich ihn für diesen Helden, den Retter der Monarchie. Gern hätte ich sein Gesicht heroisch gefunden, gern seine ganze grosse Seele darine gelesen. Aber es war nur das Gesicht eines ehrlichen Bürgers. Sie haben in Deutschland, Britannien, Frankreich und Italien alles gesehen, was groß ist: urtheilen Sie selbst!

(Die Fortsetzung folgt)

Briefe

plagiarischen Inhalts.

* * *

Quis talia fando
Temperet a lacrymis !

* * *

I.

Sie wissen, mein lieber Haschka, daß die Mikrologie in der gelehrten Geschichte eines der Steckenpferde ist, die ich zuweilen reite, wenn ich eben nichts beßeres zu schaffen habe. Seit einigen Tagen hat mir diese Bewegung gute Dienste gethan, und mein Zwerchfell ist dadurch aufs heilsamste erschüttert worden. Rathen Sie einmal, wohin etwa der Weg gegangen seyn mag! Gleichwie Columbus auf neue Welten ausfuhr,

der Ritter von Mancha hingegen auf andere Ebentheuer austritt; gleichwie Sir Hudibras nach Bährenführern, Gargantua nach der Universität, der Graf, oder Bruder Ludwig nach Proselyten, und vor einigen Jahren die Autoren gegen die Kunstrichter ausritten: also ich auf die Entdeckung noch unentdeckter Diebstäle der Schriftsteller, zur Bereicherung des Thomasius, und zu meiner selbsteigenen Erbauung. Viel und mancherley habe ich auf dem Wege gefunden, was meine Mühe belohnet; aber nichts war mir erfreulicher, als die herrliche Entdeckung eines Plagiarii aus dem sechszehnten Jahrhunderte, den selbst Thomasius übersehen hat, und der bis auf diesen Tag noch von keinem Entdecker entdeckt worden. Wir wollen ihn auspfänden, wie sichs gebührt. Sie werden erstaunen, wenn Sie den großen Kritiker, den Riesen, vor welchem Cardan, Erasmus, und selbst Scioppius erzitterten, den Homeromastix, der dem ehrlichen Alten seine Futilität zeigen wollte, so kahl erblicken werden, als die Krähe in der Fabel. Mit einem Worte: ὁ πανυ Iulius Cæsar Scaliger ist nichts

geringers, als einer der größten Diebe, der größten Plagiarier, die noch an irgend einen gelehrten Pranger gestellt worden. Sogar das hat er gestolen, worauf er am meisten stolz zu seyn scheinet, seinen Tadel Homers, und seine Herabsetzung des Griechen im Vergleich mit dem Lateiner. *) Damit Sie nicht etwa an der Wahrheit der Sache zweifeln; so lege ich die Schrift selbst bey, die der Herr de la Scala auf eine ganz unerhörte und unchristliche Art geplündert hat. Sie ist betittelt: de meteoris in Homeri carminibus und bereits 1510, folglich lange zuvor, ehe von Scaligers Poetik die Rede war, ans Licht getreten. Der Verfasser derselben unterschreibt sich S. L. H. Lingu. Or. Prof. publ. extr. — Wie er eigentlich heiße, oder wo er Professor gewesen

*) Herr Schmidt zu Gießen besitzt eine verbesserte Edition von Scaligers arte poetica, doch nur im Manuscript. In derselben hat Scaliger alles zurückgenommen, was er vorher wider den armen Homer gesagt hatte, und dagegen eine neue Parallele zwischen Homer und Virgil zum Nachtheil des letzten gezogen. Dies lernen wir nebst vielen ähnlichen Dingen, aus Herrns Schmidts Litteratur der Poesie.

sey, wird nicht weiter gemeldet; ich vermuthe aber, daß er es in Cölln am Rhein gewesen, welches nicht selten aus seiner Latinität wahrscheinlich wird. Diesen bisher noch ganz unbekannten Schriftsteller hat Scaliger nicht etwa blos genutzet, sondern von Wort zu Wort ausgeschrieben. Um Ihnen die Mühe des Suchens zu ersparen, will ich einige wenige collationirte Stellen beylegen. Lesen Sie, ums Himmels willen, diese gespalteten Columnen.

Scaliger	S L. H.
p. 608. 609.	§. 7.
In XI. Vlyss. metitur Homerus Oti & Ephialtæ corpora τυγδε μηκιστης &c.	Huc merito referre potero Odyss. XI. in qua *longa verborum ambage* Homerus metitur Oti & Epialtæ corpora: τυς δε μηκιστης &c.
Admirantur græculi pueriles mensuras ajuntque esse δαιμονιον ἀνεξι-	Mirantur græculi pueriles mensuras; ajuntque esse δαιμονιον ἀνεξι-

ἀκρίβειαν — Admirabilem vero proportionem hanc dimetiamur — Homerus latos dicit ἐυγαπηχεας, longos ἐυυεσργηυς. Passus quartam partem esse cubitum. Cæterum neutiquam verum est; ejusmodi esse hominis symmetriam.

ἀκρίβειαν. Admirabilem vero hanc proportionem non inuenimus. Homerus latos dicit ἐυυεαπηχεας; longos ἐυυεσργηυς. Passus quartam partem esse cubit. Ridicula profecto dimensio! Nullo enim modo verisimile est; ejusmodi esse hominis symmetriam.

Scaliger

P. 544.

In XIIII. Iliad. Iuno somnum orat; ut Iouem sopitum reddat Υπνε, ἄνακτ παντων τε θεων και ἀνθρωπων. Jam hic nullam Φυσιν physici isti commentabuntur. Quis enim dicat, primum motorem dormire? Et sane — dii

S. L. H.

§. 7.

Iliad. XIV. Juno *longa sermonis serie;* somnum orat, ut primum motorem reddat sopitum, eumque appellat ἄνακτα παντων θεων, dominum deorum omnium. Certe hic nullam Φυσιν physici commentabuntur. Quis enim dicat

dii homerici, si dormiunt, etiam pereunt, quam somnus datus sit rebns materialibus ad virium reparationem.

dicat, somnum esse dominum omnium deorum? Dii certe homerici, si dormiunt, nullum rebus existentibus motum tribuere possunt.

Scaliger p. 611.

Est & altera sententia contra naturam.

Ζεε δ' υδωρ, ȣ̓δ ἐδελε προρεειν. Nihil futilius. Tunc enim maxime mouetur aqua, vbi feruet. Quin liquores ignem perinde ac vastatorem fugiunt. Si olei aliquantum super tabulam mittatur, atque in medio ejus carbo accensus imponatur: videbis illico diffugere oleum, diffun-

S. L. H. §. 7.

Iliad. XXI. ait.

Ζεε δ' υδωρ κ, ȣκ, ἐδελε προρεειν. Coquebat aqua & fluere nolebat. Ineptum certe μετεωρον, tunc enim aqua maxime mouetur, vbi feruet. Quin liquores ignem perinde ac vastatorem, ut inter omnes constat, fugiunt. Si olei aliquantulum super tabulam mittitur atque in medio ejus carbo accensus apponitur,

fundereque ſeſe atqu dilatare.

nitur, videmus illico diffugere oleum & diffundere ſeſe ac dilatare.

Scaliger

p. 592

Homerus autem inepte ibi comparat Hectorem leoni, græcos venatoribus. Nam venatores urgent leonem in comparatione; in prælio vero contra, Græcos Hector.

S. L. H.

§. 8.

Hectorem eundem leoni, græcos venatoribus ſimiles eſſe dicit. Hac in re valde peccatur contra leges bonæ comparationis. Nam venatores urgent leonem, non leo venatores. Hector vero prælio græcos laceſſiuit, non Græci Hectorem.

Ich bin müde, weiter zu conferiren. Sogar, daß Homer einen Kopf ohne Rumpf noch reden läßt, und den ſchlafenden Achilles auch im Schlafe noch ſchnellfüßig nennt, ſogar auch dies hat Scaliger ausgeſchrieben. Schlagen Sie nach Seite 543. S. 612. u. ſ. w.

u. s. w., wenn Sie fernere Proben seiner Ausschreiberey verlangen. Jedoch dies scheint einmal das Schicksal unsers unbekannten Schriftstellers S. L. H. gewesen zu seyn, unberühmt zu bleiben, und von den berühmtesten Autoren bestohlen zu werden. Auch Werenfels hat ihn nicht unberaubt gelassen, wie ich ihnen leicht zeigen könnte, wenn es der Mühe werth wäre. Vielleicht glaubten diese Herren, wenn man einmal ausschreiben wollte, so sey es am zuträglichsten, über elende Scribenten zu gerathen, von denen kein Mensch in der Welt vermuthen könnte, das jemand ihre Armuth berauben würde. Skaliger wenigstens, der sehr faul gewesen seyn muß, um abzuschreiben, da er es selbst besser machen konnte, hat gewiß das Elend seines Autors eingesehen. Den die elendesten Stellen läßt er hinweg, und die, welche er stielt, verbessert er so gut, als eine in der Geburt verdorbene Sache zu verbessern ist. Oft sagt er auch weit vernünftigere Dinge, als sein Autor im Sinne gehabt hat.

Dieser Herr Autor S. L. M. sagt gleich im Anfange seiner Schrift: Superuacaneo-

caneam sanē operam *luderem*, si denuo *velim* in Homeri laudes exsurgere. Und kurz darauf: *habet* (Homerus) e quo idonea morum præcepta peti ac deduci *possunt*. Dies alles, und einige folgende Stellen hat Scaliger sehr weislich unabgeschrieben gelassen, weil die ganze Chrie, worinn diese Stellen befindlich sind, einer Schulübung, wozu der Rector die Phrases und der Schüler die Schnitzer giebt, ähnlicher sieht, als der Arbeit eines Professors zu Cölln am Rhein; und vielleicht endlich, weil er sah, daß der Verfasser einen Theil dieser Stellen wieder aus andern gestohlen, und weil die Diebe das Gesetz haben, daß sie sich untereinander selbst nicht bestehlen dürfen.

Außerdem hat Scaliger noch viele grammaticalische Fehler verbessert, vieles allzutriviale, *) nebst manchem non sense hinwegelassen, die Schnitzer im Griechischen corrigirt, manches hinzugesetzt, zuweilen die Ordnung umgekehrt, auch sonst noch wichtige Veränderungen gemacht z. E. ac anstatt atque; certe anstatt nam; admiran-

*) z. E. ut inter omnes constat; longa verborum ambage; longa sermonis series, u. s. w.

rantur anstatt mirantur; so daß Sie mein lieber Freund, hieraus ersehen können, nicht nur, wie künstlich Scaliger seine Diebstähle zu verbergen gewußt, sondern, daß er sich, in der That, auch noch ein Verdienst um die elende Schrift unsers Ungenannten erworben hat. Denn, wer würde diese kennen, wenn nicht Skaliger sie bestohlen, und ich nicht diesen Diebstahl entdeckt hätte? In tenui labor, tenuis & gloria. Leben Sie wohl!

2.

Sie müssen mir nothwendig die Abhandlung von den Meteoren Homers, die Scaliger und Werenfels geplündert haben, wieder zurücksenden; ich habe wichtige Nachrichten von dem Autor derselben gefunden, und ich denke mit der Zeit ein eben so starkes Werk von dem Leben und den Schriften desselben herauszugeben, als unser Freund *** von dem Leben und den Schriften *** eines unbekannten Mannes geschrieben hat.

Hören Sie, wie ich auf eine Spur von dem wahren Verfasser des berührten Antihomers gekommen bin! Zufälliger Weise stosse ich auf ein altes Volumen verschiedener kleiner Schriften. Im Begriffe, solches durchzublättern, sehe ich zuerst eine Art von Mönchsschrift, womit die innere Seite des schweinsledernen Bandes bemahlt, oder bemackelt ist. Ich theile sie Ihnen mit, so gut ich sie abschreiben kann.

Das Buch von der Wüllen ous dem Land Asia, wie man soliche bowen soll, in userem Lande, ist geschrieben dem hiesigen Studio Philosophiae zu Reverenz, und viel andern zu Kürzweil. Und ist geschrieben von mynen ygenen Frynde, der has viel Kunstsluck gewust, und solich nit mænniglich gelehret, und was fast hochgelahrt, und thæt wissen, was nur een Mann wissen mocht, und fast mehr. Und has viel Noth und Zwietracht gehabt mit eenem ous Græcia, genannt Homerus, der was een grosser Lustspringer. Ist auch greist ins gelobte Land, has viel von den Baumen des Landes geschrieben, die da heissen uf Hebræisch שקמים has ouch

ſtætiglich mit dem Oberſten der Oehlbæume und dem Uffeher der Maulbeerbæume gewohnet und gekoſet. Iſt hieruf gegangen in die newe Welt, die Columbus entdeckt hat neuerdings, und has mit herous bracht faſt viel Holz Preſil, und eenen Doppelhaken, een rares und ſonderliches Stuck. Und iſt das Buchlein von der Wüllen nit in viel Hænden gekommen, und och gar rar und ſonderlich. Han das geverzeichnet im Jahr 1529.

Ich lerne aus dieſer Mönchsſchrift, daß es im ſechszehnten Jahrhunderte einen Mann gegeben hat, der ein Buch von der Wolle aus Aſien, das iſt von der Baumwolle geſchrieben, der viele Kunſtſtücke gewußt hat, der in Feindſchaft lebte mit dem guten alten Homerus, der etwas vom ſicomorus in Paläſtina und vom Braſilien Hlze in America, oder auch am rothen Meere, zu wiſſen, ſich rühmte; und der endlich ſchon zu der damaligen Zeit mit den Doppelhaken nicht ſehr unbekannt war.

Wenn ich Ihnen nun beweiſe, daß dieſer Mann eben der iſt, welchen Scaliger beſtohlen hat, wenn ich Ihnen dieſen

Mann

Mann nenne, und Ihnen so viele Particularitäten von ihm mittheile, als ich selbst weiß; und deren weiß ich viel, werde ich da nicht Ihre Neugier befriedigen? Aber so leicht sollen Sie diese Freude nicht haben. Sie müssen sich gedulden, bis ich Ihnen erst die sämmtlichen Schriften dieses Mannes bekannt gemacht habe, so wie solche in dem alten Convolute vor mir liegen. Und hiermit will ich am nächsten Posttage den Anfang machen.

Fortsetzung der Briefe über die Physiognomik. (*)

13.

„Nero, sagen Sie, war nicht schön; „Nero sah einer Sau ähnlicher, als einem Menschen.„

Das hat ihnen Spon (**) gelehret; einer der eifrigsten Forscher des Alterthums, und einer der elendesten Physiognomisten. Und alles was Spon gesagt hat, das hat ihm seine Einbildung beym Anblick seiner Münzen!, und sein Svetonius gelehrt.

(*) S. Seite 278.
(**) Spon Recherches curieuses de l'antiquité.

Mit seinen Münzen, und seinem Svetonius in der Hand, liest Spon alles auf Neros Gesichte, was in dem Herzen dieses Kaisers war. „Seine Neigungen, meint „er, waren ganz natürlich auf seinem „Gesichte abgemalet. Denn er hatte „kleine, fettumwachsene Augen, Kinn und „Gaum dick aneinander, dicken Hals, dicken Bauch und dünne Waden. Mit „allem diesem sah'er einer Sau gleich, „deren Lebensart er durch die seinige „ziemlich copirte. Auch war sein Kinn „ein wenig erhoben, welches seine Grausamkeit anzeigte. Daß er ein weibischer „Mann war, das sah man an seinen „blonden Haaren, an seinem Gesichte, „welches mehr schön, als majestätisch war, „und an seinen dünnen Waden.„

Nero war bekanntermassen, vor seiner Regierung, und als Kaiser fünf Jahre lang, einer der vortreflichsten Erdensöhne. Ohne Zweifel hat er damals schon die dünnen Waden, die blonden Haare, und die kleinen Augen gehabt, aus denen Svetonius und Spon alles das Böse wahrsagen, was er in der Folge gethan hat.

Nero wurde durch Schmeichler, durch Liebesdiener, zu bösen Dingen verführet. Seine Haare, seine Waden, seine Augen waren unschuldig an seiner Grausamkeit, und an seinem Unglücke. Es giebt Männer mit schwarzen Haaren, mit dicken Waden, und grossen Augen, die mehr Böses gethan haben, und noch thun, als Nero gethan hat mit seinen blonden, dünnen, kleinen Haaren, Waden und Augen.

Indeß ist zu bemerken, daß Seneka den Nero mit dem Apollo vergleicht, sowohl in Ansehung der Schönheit, als in Ansehung des anständigen Betragens. Appollo sagt beym Seneka.

Ille mihi similis vultu, similisque decore.

Dieß kann nicht blosse Schmeicheley seyn; denn wenn Nero einer Gau ähnlich gesehen hätte, so würde ganz Rom den Seneka wegen dieser Schmeicheley, und den Nero dazu ausgelacht haben. Also Nero war nicht häßlich!

14.

Weil wir einmal beym Spon sind, so erlauben Sie mir, daß ich noch einige

andere physiognomische Betrachtungen dieses Mannes anführe.

Vom Cäsar anzufangen:

Cäsar war groß, von weißer Farbe und lebhaften Augen, welches alles ein gallichtes Temperament, mit ein wenig Phlegma anzeigt. Grosse Nase, ein wenig erhoben da, wo sie an die Stirne gränzt; die Nüße (Nasenlöcher), zurückgezogen, hohaufwärts; die Nasenspitze niederwärts; welches alles eine Habichtsnase vorstellet, und welches bedeutet: großen Muth, Ehrsucht und Herschsucht. Daß Cäsar ein unternehmender und standhafter Mann war, das sieht man aus seinen lebhaften und schwarzen Augen, aus seiner Habichtsnase, und aus seiner Stirne, die in der Mitte eingedrückt war. Daß er einen kahlen Kopf hatte, das beweist, daß er verliebt war, und die Liebe genossen hatte. Das möchte noch hingehen! Aber folgende Stelle ist ganz Lavaterismus vor Lavatern.

La tête bien formée avec ces deux éminences, devant & derriere, bien proportionées, le col assez long, avec les yeux vifs, & le front mediocrement enfoncé

zu milieu; tout cela enſemble le rendoit habile aux études & à l' éloquence.

Demnach erfodert die Beredſamkeit einen wohlgeformten Kopf, mit zwo Erhöhungen, von vorn und von hinten, hübſch proportionirt, einen langen Hals, lebhafte Augen, und eine Stirn, die in der Mitte ein wenig eingedrückt iſt. Gott Pan ehre die Phyſiognomik!

Auguſtus war gut gewachſen, hatte ein ſchönes Geſicht, und eine ſittſame Miene. Die Naſe, oben an der Stirne, ein wenig erhaben; die Haare in nachläßige Locken gelegt. Das alles bedeutet eine geſetzte und ſanfte Seele. Er war klug, und hatte Muth, ohne Eitelkeit. Aus ſeinen über der Naſe zuſammengewachſenen Augenbraunen wollen einige Geſichtskundige ſeine Neigung zur Tugend, und zu einer treuen Freundſchaft errathen, welches alles auch zutrift. Andere Phyſiognomiſten, haben daraus ſeinen Hang für das Studium und für die Wiſſenſchaften errathen, welches auch zutrifft. Denn dieſer Fürſt liebte die Wiſſenſchaften, und ſchrieb ſelbſt ganz erträglich in Proſe und in Verſen.

Svetonius meint, aus seinen kleinen und voneinander stehenden Zähnen sollte man für ihn auf ein kurzes Leben schließen. Aber, Dank sey es seiner Mäßigkeit, daß er gleichwohl sechs und siebenzig Jahre gelebt hat. Damit aber die Zähne doch nicht ganz unrecht hätten, so mußte er, bloß der leidigen Zähne wegen, zuweilen den Schnupfen, den Katarrh, sogar auch das Podagra haben, und allerley andere Menschenplagen erdulden.

Kaligula hatte ein hervorstehendes Kinn, zum Zeichen seiner Grausamkeit, und dabey, sagt Tacitus, ein komponirtes Gesicht, welches der Mantel seiner schändlichen Gesinnungen war. Zuweilen aber, sagt Soeton, nahm er mit Fleiß einen fürchterlichen Blick an, um die Leute zu schrecken. Dieß verrieth eine ziemliche Portion von Narrheit, die man aber (nach der Meinung unserer Physiognomisten) ohnehin schon aus Kaligulas langem Halse, aus seiner großen Stirne, aus seinen dünnen Waden, und aus seinem unverhältnißmäßigen Körper hätte erkennen können. Ausserdem war er, trotz Cäsarn,

ein

ein Kahlkopf; folglich, wie jener, ein Sünder wider das sechste Gebot.

Ueber den Klaudius, diesen elenden blödsinnigen Regenten, sind die Schriftsteller nicht einig. Seneca bemerkt an seinem Körper viele Fehler. Svetonius hingegen findet, er sey nicht übel gestaltet gewesen. Wahr ists, daß er wankende Füße, und einen zitternden Kopf hatte; dieß waren die Folgen eines Giftbechers, aus dem er in seiner Jugend getrunken hatte. Daher war er furchtsam, einfältig, vergessen; deswegen ließ er sich von seinen Sklaven, und von seinen Leidenschaften regieren. Die Schwachheit seines Geistes zeigte sich in seinem dicken Halse, und an seinem Munde, der immer vom Speichel überfloß.

Galba hatte ein festfleischichtes Gesicht, und eine runzlichte Stirn, woraus unsere Physiognomisten schließen, daß er ein starker Mann und ein strenger Herr gewesen sey. Um seiner Sünden willen, hatte er das Podagra bekommen: alle seine Gelenke an Händen und Füssen waren verderbt. Er konnte kein Buch halten, und keinen

Schuh

leiden. Seine Nase machte, daß er dem Adler ähnlich sahe, dem Könige der Vögel, und deswegen weissagte ihm Angustus, daß er dereinst Herr der Menschen werden würde. Wir haben in der Geschichte viele Beyspiele von grossen Leuten mit Adlernasen; Cyrus, Artaxerxes, Demetrius Grypus, Scanderbeg, Mahomet der zweyte, Karl der große, Ussumkassan, Selim, Soliman, und wer weiß wie viele andere Helden hatten solche Nasen! Die Nase des Galba, zusammengenomen mit seiner erhabenen Stirne, und seinem guten Wuchs, war ein Zeichen seiner Freygebigkeit, ob er gleich, ehe er Kaiser war, für geizig gehalten wurde. Sobald er aber den Thron bestiegen hatte, so bekämpfte er die üble Meinung, die man von ihm hegte, durch Großmuth und Geschenke, er erließ sogar den Unterthanen einen Theil der gewöhnlichen Abgaben.

Domitianus war schön, und gut gewachsen. Sein Gesicht war sittsam, und hatte eine bescheidne und schamhafte Röthe. Aber seine Physiognomie war eine betrügerische Physiognomie. Denn, nachdem

er

er zuerst ganz gelind und gnädig regieret hatte; so wurde er in der Folge grausam. Nicht um seiner Tugenden willen, hatte er frühzeitig die Haare verlohren, und dieser Verlust lag ihm so sehr am Herzen, daß man sich in Acht nehmen mußte, in seiner Gegenwart von einem Kahlkopfe zu sprechen. Auch hat er auf seinen Münzen keinen kahlen Kopf, weil die Münzmeister die Ungnade dieses kahlen Kopfs fürchteten, wenn sie ihn so gebildet hätten, wie er war.

Ich mache keinen Kommentar über alle diese physiognomische Träume. Es ist genug, sie erzählet zu haben. Sie können jetzt über die Stirnen, Nasen und Waden, (*) und Hälse und Augenbraunen der Kaiser — selbst urtheilen, und daraus schließen, was Sie wollen. Nur das bitte ich zu merken, was vorhin vom Domitian gesagt ist: **Seine Physiognomie war eine betrügerische Physiognomie.**

15.

(*) Zimmermann sagt irgendwo von einem unserer besten Köpfe: er hat Beine wie Haberrohr. Ist dieser würdige Mann deswegen auch das, was die Kaiser mit elenden Waden waren? Nichts lächerlicher, als diese Wadenphilosophie, Nasenphilosophie und wie die Philosophien weiter heißen mögen.

16.

Und eben so betrügerisch sind alle Physiognomien. Zuweilen trifts ein, daß ein Mensch, der ein schlimmes Herz hat, auch ein schlimmes Gesicht hat; daß ein ehrlicher Mensch, ein ehrliches Gesicht hat. Aber, oft sieht der ehrliche Mann einem Schelme; und der Schelm, eben weil er ein Schelm ist, meistentheils einem ehrlichen Manne gleich, oder ähnlich. Unter so vielen hundert Millionen Ameisen, die auf diesem Erdhaufen herumkriechen, muß es wohl einige ähnliche, mit ähnlichen Gesinnungen und Neigungen geben. Und das ist ein Spiel der Natur, wie der berühmte Rotenstein, den Sievers gefunden hatte. Oder es ist Zufall, wie es Zufall ist, wenn beym Lotto die Nummern heraus kommen, die ein junger Herr für seine Schöne, oder eine Schöne für ihren jungen Herren, der erste kalkulirt, und die letzte geträumt hatte.

Ich habe eine Frau gekannt, die eine große Physiognomistin war. Jeder Mensch, meinte sie, trüge auf seinem Gesichte die Gestalt dieses, oder jenes Thieres, und in sei-

nem

nem Busen die Neigung desselben. Nicht jedermann habe die Gabe, dieses zu bemerken; aber ihr sey diese Gabe gegeben von oben herab. Kraft ihres Talents nun war es ihr leicht, ausfindig zu machen, der furchtsame Fähnrich *** habe die Mine eines ungebratenen Haasen, ihre schmeichelnde Kammerjungfer das Gesicht einer Katze, ihr spitzbübischer Bedienter eine Rabennase und Rabenaugen; ihr Gemahl aber habe vollkommen die Physiognomie eines Löwen, und sie selbst das Antlitz einer zärtlichen Löwin.

Fast so wahrsagten sonst die alten Weiber aus ihren Traumbüchern, oder aus dem Bodensatze in einer Kaffeschale, oder aus aufgeschlagenen Karten. Auch ist es keine Kunst; und das letzte kann ich selbst meisterlich, wenn ich das vorher weiß, was ich wahrzusagen habe.

Die moralische Natur des Menschen, und die Bestimmung seines Charakters hängt größtentheils ab von der Erziehung, von den äußerlichen Umständen des Ortes, der Zeit, von Reichthum, oder Armuth, von Aufmunterung, oder Unterdrückung, von der Gesellschaft, und von andern gelegentlichen,

chen Ursachen. Wie will ich nun diese äußern Verhältnisse dem Menschen an der Nase ansehen? Nur alsdann, wenn ich solche vorher schon gewußt habe!

17.

Als Vulkan seinen Menschen geschmiedet hatte, so kamen alle Götter herbey, dieses Wunderthier zu betrachten. Es versteht sich, daß Momus sich nicht lange bitten ließ, seine unvorgreifliche Meinung darüber zu sagen. Momus meinte, es fehlte dem Yahoo nichts als ein Fenster auf der Brust, damit man nach Belieben hinein sehen und wahrnehmen könnte, was im Kabinette vorgienge. So etwa nach Art des Fensters, durch welches der türkische Kaiser in seinen Divan schaut, so oft es Seiner Hoheit beliebet. Nach Herrn Lavaters System hat der Mensch nicht nur dieß Fenster auf der Brust; sondern er ist ein Glashaus, und ganz Fenster vom Scheitel an bis auf den Fuß. Aber was helfen alle Fenster! sie sind in unserem erleuchteten Jahrhunderte so mit Vorhängen und Läden, und Jalousiegattern verwahret, daß

kein

kein Luchs und kein Argus mehr hindurch sehen kann.

Die Bildung eines neugebohrnen Kindes ist fast ganz unentschieden. Es ist Schmeicheley der Amme, Eitelkeit des Vaters, und entweder Einbildung, oder Höflichkeit der Mutter, wenn die erste sagt: das Kind sieht dem Herrn Papa so ähnlich, als wenns ihm aus den Augen geschnitten wäre: wenns der andere glaubt, und die dritte es mit einem frohen Lächeln bekräftiget.

Erst vom Knabenalter an, fängt die Bildung des Menschen, fast in gleichem Schritte mit dem Charakter desselben, an sich zu entscheiden. Bis der Mensch ein Mann wird; wie viele, zum Theil ungebahnte Pfade muß er vorher durchwandern? Wie viele Schicksale, angenehme und unangenehme, erfahren? Wie viele Klippen überklettern? Wie viele ganz verschiedene Gestalten annehmen! Ich läugne nicht, daß alles dieß auf die Gesichtsbildung des Menschen einen Einfluß hat, oder haben kann. Allein das ist nicht die Physiognomie, die Herr Lavater vertheidiget. Die Habichtsnase bleibt Habichtsnase, auch wenn sie

sich

sich hundertmal an den Thüren der Antichambern gestossen hat. Die Stumpfnase des Großministers in Abyssinien bleibt Stumpfnase, hätte sie gleich durch hundert gnädigste Hofnasen seiner abyssinischen Hoheit einen unsichtbaren Zusatz bekommen.

Bleibt auch gleich eine Spur der vorigen Schicksale auf dem Gesichte des Menschen zurück, so wird doch dieselbe durch die jetzigen Sitten und Lebensart so unkenntlich gemacht, daß man Brillen, oder Vergrößerungsgläser nöthig hätte, um sie wahrzunehmen.

Mit Menschen, die noch im rohen Zustande der Natur lebten, mit guten, wilden, nackenden Menschen, könnte zwar Lavater allenfalls sein Glück versuchen. Aber bey uns ist für ihn nichts mehr zu thun, seitdem wir, civilisirt wie wir sind, die Dinge unter uns eingeführt haben, die man Komposition und Politik nennet. Herr Lavater hat das Schicksal unserer meisten teutschen Schriftsteller. Bey aller seiner Gelehrsamkeit, allen seinen Einsichten, kennt er die grosse Welt zu wenig. Auch hat er fast seine ganze Theorie nur von den Gesich-

sichtern einiger gelehrter Männer abstrahirt, die, oder deren Bildnisse er gesehen hat. Das sind nun meistentheils Ehrenmänner, die weder Zeit, noch Lust, noch Ursache gehabt haben, ihre Gesichter zu komponiren. Und denen kann man schon dies und jenes ansehen, besonders, wenn die Einbildung uns zu Hülfe kömmt, wo das Auge uns verlassen will. Auch glaube ich, daß in der Schweitz noch hier und da eine physiognomische Ernte seyn wird; aber noch zwanzig Jahre hin; und dan wird die ganze Physiognomik eine zürchische Antiquität seyn.

18.

Die Komposition des Gesichts und des ganzen Körpers ist von zweyfacher Art. Die erste ist die studirte Composition des Politikus, der nöthig hat, seine Gesinnungen, Neigungen, und Absichten zu verbergen, der folglich sich bemühet, eine jede Mine, gleich einem jedem Worte, in seiner Gewalt zu haben, im Zorne freundlich, bey der Liebe vor den Augen der Welt kalt, bey Demüthigungen stolz, bey allem Stolze demüthig

zu scheinen, kurz alles das zu scheinen, was er nicht ist, und alles, was er ist, nicht zu scheinen. Herr Lavater wird glauben, man könne einen solchen Mann, trotz aller Komposition, doch entzifern. Das kann man; aber gewiß nicht aus aus seinem Gesicht, sondern aus seinen Thaten, und durch den politischen Kalkul. Solche Leute sind beständige Schauspieler ihr ganzes Leben hindurch, und gleichwie Garrik und Ekhof auf dem Theater nicht mehr Garrik und Ekhof sind, sondern bald Hamlet, bald Richard, bald bald was anders: also jene auf dem Theater der grossen Welt. Auch hilft ihnen zu ihrer Verstellung die zweyte Art der Komposition. Dieß ist die, welche allen Menschen, die in der Welt leben wollen, nach der Sitte eines jeden Orts, nach der Beschaffenheit der Zeit, und nach dem Stande eines jeden, gewöhnlich ist und gewöhnlich seyn muß: eine unmerkliche Komposition, weil man sich komponirt, ohne daran zu denken.

Schon das Kostume unserer ordentlichen Kleidung entnaturalisirt den Menschen, und ist Vorhang und Umhang um die lavateri-

schen

schenFenster. Künstlicher Schmuck, fremde Haare, alles dies vollendet die Metamorphose des natürlichen Menschen in einen künstlichen. Die Gesichtsmine, wäre allein noch das Feld, wo der Physiognomist auf die Jagd gehen könnte. Aber auch da wird er wenig, oder nichts fangen.

Es giebt in Ansehung der Gesichtsminen, wie bey der Münze im heiligen römischen Reiche, einen gewissen Konventionsfuß, nach welchem die Minen, besonders die Hofminen, geprägt werden müssen, wenn sie gelten sollen. Auch werden, gleich den alten Siebzehnern, die Gesichter der Menschen, durch dem Umgang mit der Welt so geschliffen, daß sie einander fast alle ähnlich sehen. Das heißt: alle haben nach und nach, durch den Eindruck der jetzigen Erziehung, und durch die Gesellschaftspolirung eine Gestalt von Sittsamkeit, Bescheidenheit, Artigkeit, Höflichkeit, Gelassenheit, Anstand, gesetztem Wesen u. s. w. sich eigen gemacht; haben alle die Grimassen, die sonst noch eine Speise der Physiognomisten waren, fein säuberlich abgelegt. Selbst ihre Sprache verräth sie nicht mehr; und nur aus ihren Thaten sollt ihr sie erkennen!

19.

Seitden man die Künste erfunden hat, schöne Gesichter auf häßliche zu mahlen, schöne Zähne statt häßlicher einzusetzen, falsche Haare und — falsche Waden zu machen, seitdem ists mit der Physiognomie übel bestellt.

Indem ich weiter schreiben will — denn ich habe noch viel auf dem Herzen — so höre ich, daß in Deutschland schon mehr als eine Schrift gegen, und über Lavaters Physiognomie erschienen ist. Von dem allen habe ich, in meiner Abgeschiedenheit von der deutschen Litteratur, noch nichts gelesen, als die einzige Recnsion in den Göttingischen gelehrten Anzeigen. Diese ist, nach Art der Herren Göttinger, sehr höflich und zurückhaltend. Aber doch schimmert durch den Schleyer der Höflichkeit die Herzensmeinung des Recensenten durch ganz klar und deutlich.

Das Urtheil des Göttingers ist das meinige; nur mit dem Unterschiede, daß er es göttingisch gesagt hat, und ich deutsch. Er zückt nur die Achseln bey dem Schwärmereyen des Herrn Lavaters; aber dieß Achselzucken bedeutet eben so viel, als mein Geradheraussagen: das taugt nichts. Er ist höflich, und ich bin grob. Brie-

Briefe von Klotz und Riedel. (*)

I.

Riedel an Klotz.

Jena, vom 28ten May 1767.

Eurer Wohlgebohren sende ich meine Theorie der Künste, nicht als ein Geschenk, welches von Wichtigkeit wäre, sondern als eine Gelegenheit, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Dieses Buch ist aus den Vorlesungen entstanden, die ich seit einigen Jahren über die schönen Wissenschaften auf einer Universität gehalten habe, wo dieselbigen vorhin nicht sehr geachtet wurden, son-

(*) Diese Briefe werden gedruckt, weil es vor einigen Jahren, von einem weisen Mitverfasser der berlinischen allgemeinen deutschen Bibliothek verlangt, und gewünscht worden.

dern unter dem Joche der Schulphilosophie seufzten: aus dem Gesichtspunkte muß es von billigen Richtern betrachtet werden. Unter die kleine Anzahl derselben rechne ich vorzüglich auch Sie; und in ungeduldiger Erwartung ihres Urtheils harre ich ꝛc.

2.

Klotz an Riedel.

Halle, am 4ten Junii.

Eurer ꝛc. bin ich vielen Dank für die Gütigkeit schuldig, mit welcher Sie mir Ihr schönes Buch überschickt haben. Ich mußte schon als ein Theil des Publici Ihnen für die Gelehrsamkeit, für die Einsicht, für den Geschmack verbunden seyn, womit Sie uns unterrichten. Allein meine Verbindlichkeit wächst, da Sie sich als meinen Freund darinn erklären und überall Gesinnungen der Gewogenheit und Liebe äußern. Glauben Sie es nur, ich freue mich unendlich, so oft ich Sie, und Ihnen ähnliche Männer

ner an der Cultur unsers Vaterlandes arbeiten sehe. An Gelehrten hat es uns weniger gefehlt, als an geschmackvollen Scribenten und Lehrern. Nur ärgere ich mich, daß Sie eben das Schicksal haben, das auch ich jetzt erfahre. Sie leben an einem Orte, wo keine Werke der Kunst sind, und Sie wissen zu gut, wie nöthig dieses ist, um zur Vollkommenheit in diesen Wissenschaften zu gelangen. Wenn Sie, und die mit Ihnen einerley Endzweck haben, zu dem Ende Ihrer Wünsche gelangen, so wird sie die Nachwelt als Wiederhersteller der Wissenschaften zu betrachten haben. Ich will Sie gern mit einem freudigen Zurufe begleiten, da ich nicht selbst in diese Bahn treten kann. Denn meine Abneigung von dem Schriftsteller- und Gelehrtenamte wächst mit jedem Tage. Es ist mir genug, wenn man mir nur die Ehre anthut, mich zu den Zeitgenoßen der Männer zu rechnen, welche den guten Geschmack unserm Vaterlande geschenkt haben: eine Ehre, die ich mir nicht einbilden könnte, wenn ich sie mir von meinen Schriften verspräche, aber auf die ich Rechnung mache, weil ich weiß, daß die Schrif-

ten meiner Freunde, welche meinen Namen zu erhalten gewürdiget, auf die Nachkommenschaft kommen werden. Sie, mein Herr, rechne ich nun schon unter meine alten Freunde, wenn wir gleich einander noch keine Erklärung bisher von unsern Gesinnungen gegeben haben.

Ich muß Ihnen gleich bei meinem ersten Briefe lästig werden. Sie finden hierbey einen Brief an den Herrn D. Müller aus Gießen, welcher jetzt in Jena ist. Da ich seine Wohnung nicht weiß, so bitte ich Sie, für eine getreue und richtige Abgabe des Briefes zu sorgen. Das war eine Beschwerung.

Die andere ist: mein Freund Lippert liegt mir an, ein Buch über die geschnittenen Steine, die er abgedrucket hat, zu schreiben. Ich will auch noch diese letzte Arbeit unternehmen, und in einigen Monaten sollen Sie mein Buch haben. Hierzu sind mir unentbehrlich Passerii Gemmæ astriferæ und Gorii inscriptiones antiquæ Tom. I. Ich besitze selbst einen guten Vorrath hieher gehöriger Bücher, aber beyde Werke fehlen mir, ob ich sie gleich

schon

schon in Göttingen genutzt habe: Sollte nicht einer Ihrer Freunde, vielleicht Herr Walch dieselben besitzen, und sie auf acht Tage entbehren können. Wenn dieses wäre, so schicken Sie mir selbe auf meine Kosten (denn wenn Sie dieses nicht thun, so wäre der Gefallen nur halb) auf der Post zu. Ich will Sie Ihnen wohl verwahrt und in der bestimmten Zeit wieder schicken. Sie können nicht glauben, wie sehr mir die Erfüllung dieser Bitte am Herzen liegt.

Leben Sie recht wohl u. s. w.

3.

Riedel an Klotz.

Jena, am 10 Junius 1767.

Dieß ist nicht sowohl ein' Brief, als vielmehr eine Vorrede zu den Briefen, die Eure ꝛc. künftighin von mir erhalten werden. Ich danke Ihnen für die Gütigkeit, mit welcher Sie mein Buch aufgenommen

haben, und nehme die Lobsprüche, die Sie mir geben, für das, was sie sind — für wohlgemeinte Complimente, für gutherzige Aufmunterungen an einen angehenden Schriftsteller, von dem Sie vielleicht glauben, daß er dereinst etwas besseres liefern könnte, den Sie also weder durch einen harten Tadel intimidiren, noch durch ein gänzliches Stillschweigen gar abschrecken wollen. Vielleicht hat auch die Kenntniß, die Sie von unserer Akademie haben, einen Einfluß in Ihre Gütigkeit gegen mich. Unsere Universität ist philosophisch, (præfiscini!) im höchsten Grade. Walch, der einzige, welcher gute philosophische Vorlesungen hält, hat wenig Zuhörer, da es hingegen sowohl im Optimismus als im Antioptimismus von Menschenkindern wimmelt. Ich habe mir Mühe gegeben, die Philosophie mit den schönen Wissenschaften näher zusammenzurücken, und ich glaubte meinen Zweck durch ein eigenes Lehrbuch am besten zu erreichen. Die Nothwendigkeit compendia zu schreiben fließt ohnehin aus der Definition eines jenaischen Magisters. Kurzum, Sie haben

nun

nun mein Buch; machen Sie damit was sie wollen.

Freylich ist es ein Unglück, daß wir hier, außer den lebendigen Carricaturstücken, die vor unsern Augen herumwandeln, keine anderen Werke der Kunst haben, als die berühmten septem miracula Jenæ. Wenn man außerdem den ganzen Tag mit Universitätsbeschäftigungen zubringen, Logik, Metaphysik, Moral, Naturrecht, Aesthetik gleichsam in einem Athem vorlesen muß, und dann nun den Abend, wo der Kopf müde, und die Nerven schwach sind, für die schriftstellerischen Arbeiten übrig behält, so kann allerdings nicht viel Kluges herauskommen. Ich hoffte einmal mit einem jungen Herrn auf Reisen zu gehen. Wollte der Himmel, daß meine Hoffnung möchte erfüllet werden!

Der Brief an Herrn Müller ist bestellt. Auch folgen hiebey die verlangten Bücher. Sie sind vom Herrn Walch, der sich Ihrem freundschaftlichen Andenken empfielt. Ihr Buch über die geschnittenen Steine erwarte ich mit Ungeduld, so, wie ich das, was Sie über die Münzen geschrieben haben,

ben, jetzt als ein Seelenspeise brauche. Aber nur sollten Sie nicht mit so vieler Gleichgültigkeit von Ihren Werken sprechen; dadurch werden wir andern gedemüthiget. Sie bezeugen eine Abneigung gegen das Schriftstelleramt, und scheinen es gar aufgeben zu wollen. Nicht also! Man möchte sonst leicht nach dem Englischmann sagen: Welch „ ein Unglück waltet über unsre Tage! „ Klotz will nicht mehr schreiben und Riedel will. „

Noch eins! Man hat mir schon seit Jahrsfrist verschiedene Briefe ohne Unterschrift aus Halle zugesendet, und mir darinnen Neuigkeiten von einem Menschen berichtet, den ich nicht kenne, und von welchem man mir sagt, er sey einer meiner Lästerer. Er soll *** heißen. In einem dieser Briefe las ich zugleich: „ Herr Klotz „ könne mir von dem Charakter dieses Men„ schen die beste Nachricht geben: „ Alle diese Dinge sind für mich ein Räthsel, welches Sie mir vielleicht auflösen werden.

Ich empfehle mich in dero Gütigkeit

und ꝛc.

4.

Klotz an Riedel. (*)

Unter Frennden, welche sich vom Zwange der Mode loszumachen wissen, muß alle Titulatur wegbleiben. Ich mache den Anfang, Ihnen bloß die Titel zu geben, die mein Herz schätzt, und Sie, mein Freund folgen mir in ihren Briefen nach.

Ich hätte Ihnen sehr viel zu schreiben. Aber noch mehr wünschte ich Sie persönlich zu kennen, und mit Ihnen einige Tage nach Opitzens Vorschrift zuzubringen. Ich verreise den 26ten dieses nach Niedersachsen; binnen drey Wochen bin ich gewiß wieder in Halle. Können Sie ohne Unbequemlichkeit zu uns kommen? Es versteht sich, daß Sie Quartier bey mir nehmen, und das müssen Sie auch. Vom 13ten künftigen Monats an will ich auf Sie warten.

Was

(*) Bey diesen und vielen folgenden Briefen fehlen die data, welche Klotz selten hinzuzusetzen pflegte.

Was Sie mir von Jena schreiben, ist wahr, allein ich versichere Sie, daß die Studenten in Jena Sie sehr schätzen, und dieses freut mich, so wie überhaupt die Studirenden in Jena mehr und fleißiger lernen, als in Halle. Ich erkundige mich fleißig nach Ihnen, so oft ich Besuch von Jena habe. Nur zuweilen scheinen einige, aus Liebe zu einer gewissen Philosophie, Sie weniger zu lieben. Denn Achtung bezeugen sonst alle.

Sie müssen daher auch nicht reisen. Unter der Zeit können Sie in Deutschland zu viel Nutzen schaffen. Glauben Sie nur, ein halbjähriger Aufenthalt in Dresden wird Sie für Rom ziemlich entschädigen. Und der liebe Hagedorn wird Ihnen hier alles Gutes erzeugen. Er ist der größte Menschenfreund.

Ich habe, wie Sie ohne Zweifel wissen, eine Bibliothek der schönen Wissenschaften angekündiget. Diese soll in manchen Stücken der Nikolaitischen entgegen gesetzt seyn. W** wünscht sie, und vor einigen Tagen habe ich sie Z** versprochen. Die Berliner geben sich den Ton einer Na-

tio-

tionalstimme. Und wer sind denn diese Leute? ********* — Dieß sind die deutschen Senatoren! Eine feine Gesellschaft!

Wollen Sie bey diesem Journale ein Mitarbeiter seyn? Ich kann am wenigsten arbeiten, da ich tausend Zerstreuungen habe, und auch meine Bequemlichkeit liebe. Sonst bin ich mit Herrn Nikolai gar nicht feind, aber sein Ton erlaubt mir nicht, sein Freund zu werden. Wie einfältig ist meines guten Abbts Leben ausgefallen! Z. E. vom Namen Thomas, von der Schulklasse u. s. w.

Wer Ihnen die Schtiften ** s geschickt hat, weis ich nicht. Ich nahm mich dieses Menschen sehr an, als ich nach Halle kam, und beeiferte mich ihm zu dienen. Aber — — — — — — —. Auf Sie ist er erboßt, weil er Sie für seinen Recensenten in der jenaischen gelehrten Zeitung hält. Daher er Sie wenigstens alle Wochen einmal vom Katheder wirft, wie der fette Götze den redlichen Basedow.

Ich halte mich Ihnen und Herrn Walch für die überschickten Bücher sehr verbunden. Glauben Sie nur, daß ich den Herrn Walch hochschätze. Ich gehe in den Antiquitäten

einen andern Weg als er; aber ich halte seine Bemühungen für sehr nöthig und nützlich. Allein, wenn ich einmal glaubte, mit ihm gut Freund zu seyn, so kamen Zwischenfälle, wie zum Exempel die Recension der Schrift seines Herrn Vaters (eines mir ehrwürdigen Mannes) wider Heumannen, welche doch nicht ich, sondern ein reformirter Theolog gemacht hatte. Ich habe Herrn Walch wirklich lieb. Ich bin so frey, noch einige Bücher auf beiliegenden Zettel zu notiren. Wenn Sie Herr Walch (dem Sie mich ja empfehlen als einen alten Diener und Freund) nicht hat, so besitzt sie vielleicht die Bibliothek. Und der Herr Bibliothekar Müller war wenigstens sonst gut gegen mich.

Lassen Sie mir doch den guten *** in der Zeitung nicht so durchziehen. Es schadet seinem Glücke. Freylich taugen seine Verse nichts; allein er besitzt wirklich viele Einsichten, und ist ein redlicher Mann.

Ich bin ꝛc.

5.

Riedel an Klotz.

Jena, vom 18ten Junius 1767.

Nach Spitzens Vorschrift hab ich einige Tage mit meinem Freunde Baldinger gelebt, welcher im September als Professor der Medizin ganz zu uns ziehen wird, und jetzt einstweilen einen Präliminarbesuch abgestattet hat. Sie sollen mir aber die Erlaubniß, Sie zu besuchen, gewiß nicht umsonst gegeben haben. In Briefen läßt sich vieles nicht sagen, was ich Ihnen gern sagen möchte; ich will also einige kleine Vertraulichkeiten bis auf eine mündliche Unterredung versparen. Villeicht bring ich auch Herrn Boie mit zu Ihnen, einen sehr geschickten jungen Mann, der voll ist von Enthusiasmus für unsere Litteratur, und der einzige beynahe hier, mit dem ich de hoc nostro studiorum genere plaudern kann.

Ich warte mit Verlangen auf ihre Bibliothek. Könnte der Plan derselben so

weit ausgedehnet werden, daß auch gute philosophische Schriften einen Platz darinnen fänden, wie Leibnitzens nachgelassene Werke, Moses Phädon und dergleichen, so würde ich Ihnen gerne einige Beyträge liefern. Unter den berlinischen Recensenten ist einer, der sich eine sehr phylosophische Miene giebt, ohne den phylosophischen Geist zu haben. Den Herrn Nikolai selbst kenne ich nicht; auch hat er mir nichts Leides gethan. Der heroische, gebietrische, despotische Ton in vielen Recensionen will freylich niemanden gefallen. Ich schätze indeß die Verdienste und Einsichten mancher Mitarbeiter, und eben deswegen habe ich schon verschiedene Anschläge verhindert, die ein paar wirklich witzige Köpfe in * * geschmiedet hatten, um das ganze Institut lächerlich zu machen. Und eben deswegen gefällt mir die Methode in Ihren Zeitungen, da Sie sich immer an einzelne Recensenten halten, die gesündiget haben, ohne das Ganze zu verdammen.

Haben sie die feuerspeyende Vertheidigung des gollnerischen freyen Beurtheilers schon gelesen? Er heißt Schwarz und ist

Bür-

Bürgermeister, Gott weiß wo, in Westpha-
len. Vielleicht haben Sie ihn, oder sei-
nen getreuen Budel ehemals hier gesehen,
welcher ihn als einen zweyten Cornelius
Agrippa überall begleitete und selbst dann
nicht verließ, wenn er in der vortrefflichen
deutschen Gesellschaft witzige Aufsätze für
die patriotischen Väter Salinens ablas. Er
und sein Sprachmeister haben einmal Idyl-
len aus dem Französischen übersetzt und dru-
cken lassen. Hier hat er viele Leser, und
sein Journal wird von der ganzen Land-
klerisey im Rudolstädtischen und am Thü-
ringer Walde verschlungen.

Ich bin selbst der Recensent des gu-
ten *** in der hiesigen Zeitung. Aber
was kann ich dafür, daß seine Schriften
sogar elend sind? Jetzt hab ich wieder ein
Traktätlein von ihm vor mir liegen, wel-
ches, wo möglich, schlechter ist, als alle
vorige. Ihnen zu gefallen, will ich künf-
tig seine Schriften gar nicht mehr recensiren;
dies ist alles, was ich mit gutem Gewissen
thun kann. Denn loben kann man ihn un-
möglich, ohne mich selbst zu schelten.

Aber Ihre böse Zeitung! wenn Sie nicht aufhören, ehrliche Leute durchzuziehen, so wollen sich einige mitleidige Herzen vereinigen und beweisen, daß Sie und Ihre Helfershelfer alle Atheisten sind. Jetzt haben Sie schon wieder den armen *** zum Besten gehabt, der doch Professor publicus ordinarius ist. Im Vertrauen melde ich Ihnen, daß ein gewißer Pastor loci zum Trost aller gemishandelten Schäflein an einer Schrift arbeitet, die vornehmlich wider Sie und die Berliner gerichtet ist: von den unerkannten Sünden der Recensenten. Zimmermann in Hamburg ist an der berlinischen Recension gestorben; und wer weiß, wie viele Sie schon unter die Erde gebracht haben.

Ich bedaure, daß ich nicht alle nöthige Bücher herbeyschaffen kann, die Sie verlangen. Ich sende nur den Gorlæus, den Ebermeyer und den Baudelot. Erstere beyde sind von Herrn Walch; der letzte ist aus der Buderischen Bibliothek. Viele freundschaftliche Grüße von den Herrn Walch und Müller. Die Monumenta peloponesiaca hat Herr Walch, wie er sagt,

ehedem aus der gothaischen Bibliothek entlehnet.

Ich verharre ꝛc.

6.

Klotz an Riedel.

Dies ist eigentlich kein förmlicher Brief, sondern nur ein Schein über den Empfang der Bücher, die ich Ihnen noch vor meiner Abreise zurücksende.

Sie machen Hoffnung zu Ihrem Besuche, und diese Hoffnung ist mir reizend. Dürfte ich noch hinzusetzen, daß ich Sie im künftigen Monate gewiß erwarten könnte? Ich glaub, daß man von Jena aus bequem in einem Tage nach Halle kommen kann. Und wenn Sie gegen das Ende der Woche ausreisen, so versäumen Sie an Ihren Collegiis nichts. Ich will Sie mit offenen Armen empfangen, und verspreche mir sehr angenehme Tage in Ihrer Gesellschaft.

Wie schwer wird es mir nicht, die Begriffe in ihrer Theorie ins lateinische überzutragen. Gleichwohl muß ich diese Schwierigkeit überwinden, um den Ausländern ausführliche Rechenschaft von Ihrem Buche zu geben. Die Zeit wird lehren, ob ich Ihren Sinn getroffen habe.

In die Bibliothek können freylich auch philosophische Bücher gesetzt werden. Vornehmlich wegen dieser Bibliothek möchte ich gern mündlich mit Ihnen sprechen.

Das Zimmermann für Aegerniß über die Berlinerbibliothek gestorben ist, ist gewiß. Hätten Sie immer dieses Institut lächerlich machen lassen! es kann diesen Leuten nicht schaden, wenn sie oft an ihre Sterblichkeit erinnert werden. Unter den deutschen Schriftstellern werden Sie keinen finden, der ein Freund dieser Gesellschaft sey.

Mein Gott! was hat Gollner für Leute in seinem Solde! die Catilinariam habe ich gelesen, aber ich bin nicht gerühret worden. Wenn der Verfasser Schwarz heißt, so ist er Bürgermeister zu Xanten an der holländischen Gränze.

Doch ich komme ins Plaudern, uud das soll ich heute nicht. Ich umarme Sie.

7.

Riedel an Klotz.

Jena, vom 9ten Julii 1767.

Da ich nicht weiß, ob Sie in Halle, oder in Halberstadt sind, so schick ich aufs Gerathewoll diese Zeilen an den ersten Ort, wo Sie solche bey Ihrer Zurückkunft antreffen werden. Sobald ich Nachricht von dieser habe, komme ich selbst zu ihnen, um mich mit ihnen zu betagen.

Jetzt ein paar Worte von der Bibliothek. Ich glaube, nichts ist der gelehrten Republik nachtheiliger als die monarchische Regierungsform, welche einige Kunstrichter unter uns haben einführen wollen. Und gleichwohl wird diese so lange bestehen, als nur eine einzige kritische Stimme ins Publikum hineinruft: dies ist gut, und jenes elend. Dies ist der Fall bey uns —

denn die kleinen Winkeljournälgen, deren Verfasser hier und da Schnipgen in der Tasche schlagen und leise Klagen sich vormurmeln, sind für keine Stimme zu rechnen. Die Berliner haben bisher das Wort allein gehabt: denn Herr Weiße ist zu sanft, um es ihnen abzunehmen. Wenn aber nun es wahr ist, (zu reden mit einem unseren hiesigen Logiker) daß unser litterarisches Publikum, um selbst desto besser urtheilen zu können zuerst eine gute Stimme und dann eine gute Gegenstimmung hören muß: so folgt, daß ihr Unternehmen, eine in manchen Stücken der Berlinischen entgegengesetzte Bibliothek zu schreiben, allerdings gut und gemeinnützig sey. Ich will gern etwas zu der Beförderung desselben beytragen; aber nur müßen wir vor allen Dingen gute Mitarbeiter, und dann ein festes System haben. Sie werden mich verbinden, wenn sie mich über beide Punkte belehren. Einige Aufsätze über Moses Phädon, über die Fragmente, über Feders Philosophie, vielleicht auch über Rammlers Gedichte könnte ich ihnen hergeben; doch alles dieses ohne Engagement. Um ordentlich von

Stück

Stück zu Stück mitzuarbeiten, habe ich zu wenig Zeit.

Haben sie die Fragmente schon gelesen? Ein gutes Buch, aber in einer Schreibart, vor welcher Appollo Deutschland bewahren wolle. Aber der Kopf, der es geboren hat, er sey wer er will, wird künftig aus sich machen können, was er nur will. Nur die Auswüchse hinweg.

Nach der löblichen Etiquete der Schriftsteller, sollt ich wohl auch Herrn Weiße mein Büchel einschicken? Ich denke ja!

Leben sie wohl!

8.

Klotz an Riedel.

Halle, den 18ten Juli 1767.

Unter meine ersten Beschäftigungen nach meiner Rückkunft gehört es, daß ich an Sie schreibe und ihren gütigen Brief vom 9ten Julius beantworte.

Daß sie kommen wollen, erfreut mich sehr. Glauben Sie auch nur, daß eine Reise Ihnen nöthig ist. Sie lesen und arbeiten so viel, daß ich kaum dem Manne, der mir dieses erzählte, glauben konnte. Denken sie nicht, daß durch zu viele Arbeiten Ihr Feuer vor der Zeit ausgelöschet werde? Und leben wir denn deswegen bloß in der Welt, um zu studiren? das Vergnügen, die Freude, die Muße, das möchte bey mir eine vorzügliche Stelle bekommen, wenn ich von dem höchsten Gut schreiben sollte.

Die Artikel, welche sie zur Bibliothek bestimmen, sind schön. Nur möcht ich gern mit Ihnen sprechen, ob sie glaubten, daß die Sache könne durchgesetzet werden. Denn es ist Schande, etwas Angefangenes wieder aufzugeben. Nikolai wird nichts unterlassen, um uns zu hindern.

Herr Weiße ist ein guter Mann und Menschenfreund, der zugleich viele Artigkeit und Lebensart besitzt. Schicken sie doch ihre Theorie auch an den Herrn von Hagedorn; dieser Mann brennt von Eifer für

die

die Wissenschaften; nur erlaubt ihm die Blödigkeit seiner Augen nicht, so viel zu schreiben, als wir alle wünschen.

Jüngst habe ich einen Gönner und Freund durch den Tod verlohren. Es war der Oberkammerherr Graf Bose zu Dresden, welcher über die Antiken gesetzt war, und eine sehr große und wichtige Gelehrsamkeit besaß.

Ich bin ꝛc.

9.

Klotz an Riedel.

Gleim hat mit mir gezankt, liebster Freund, daß ich sie habe reisen lassen. Denn er kam am Montage zu mir und hoffte, sie zu finden. Er ist recht sehr und aufrichtig ihr Freund. Sie mögen viel Hitze ausgestanden haben. So gern ich Sie bey mir hatte, so lieb war es mir damals, daß Sie fort waren. Die Hitze

ward

ward täglich heftiger, und wären sie spä-
ter gereist, so hätten sie sich können eine
Krankheit zuziehen.

Den Taranuinus habe ich in die Akta recensirt, und Schwabens Abgott Thor ist der Pedant worden. Vergessen sie den Junius und Licetus nicht.

Ich wünschte, daß Sie nur immer bey uns wären. Allein es ist mit dem Schicksale eine eigene Sache; es gibt uns nicht alles, was wir wünschen, wenigstens nicht in dem Maaße, das wir begehren, u. s. w.

10.

Riedel an Klotz.

Empfangen Sie meinen Danck für die gütige Aufnahme, die ich bey Ihnen gefunden habe. Ich vermisse die gute Gesellschaft, die ich bey Ihnen antraf, um desto mehr, da ich hier fast gar keine Gesellschaft habe. Herr Müller und Herr

Boie

Boie sind fast mein einziger Trost. Und auch diese kann ich selten anders als etwa Sonnabends, oder Sonntags sprechen; denn mein übriges Leben ist Mühe und Arbeit. Sagen Sie doch Herrn Gleim, Jakobi, Meusel, Meyer u. s. f. alles ersinnliche Schöne in meinem Namen.

Was Herr Gleim für ein lieber Mann ist! Er schickte mir, als ich kaum wieder zurück war, einen reitenden Boten von Lauchstädt nach Jena nach, uud bat mich, ihn zu besuchen. Leider konnt ich nicht; denn ich mußte das wieder einbringen, was ich an meinen Collegiis versäumt hatte. Es ärgert mich, daß ich nicht einmal im Stande war, seinen enthusiastischen warmen Brief mit gleicher Wärme zu beantworten.

Nach unserer Abrede widme ich jetzt meine Nebenstunden der Bibliothek. Auf den Phädon wende ich den meisten Fleiß; das Buch ist trefflich geschrieben und gleichwohl können mich die Beweise des Verfassers nicht überzeugen. Dieses muß seine Ursachen haben, und diese Ursachen trachte ich zu entwickeln.

Es liegt hier ein Manuscript wider die allgemeine deutliche Bibliothek, welches der ewige Verleger aller dergleichen Schriften, der wohlfeile Herr Gollner, verlegen will. Der Verfasser ist ein Prediger, eben der, welcher den Christen in der Welt geschrieben hat. Es betrifft aber gerade die stärkeste Seite der Bibliothek, das ist, die theologische; doch ist es nicht schlecht gemacht, und nicht in dem homiletisch-polemisch-marktschreyerischen Tone der hamburgischen Streiter, welche die Kriege des Götzen führen.

Mit den Wanderungen der Wissenschaften hat Gleim allerdings Recht: der gute Geschmack scheint von Mittag nach Mitternacht zu wandern, und der schlechte rückwärts jenem entgegen. Vielleicht wird eine Zeit seyn, wo die Calmuken eine Art von Siecle de Louis XIV. haben, und wo wir in der Barbarey wiederum vergraben sind, die sich noch nicht gar zu lange von unsren Häuptern gewendet hat. Ich denke, Rabener hat schon so etwas prophezeyet.

Ich bemühe mich von nun an, nachdem es Gleim einmal will, Nachrichten von Meinhards Leben zusammenzubringen, und habe deswegen an Weiße, Zacharia, Juch in Erfurt; Rumpel und Nicolai geschrieben. Erinnern sie aber doch Gleimen, daß er nicht vergißt, mir die seinigen zu senden, besonders den Briefwechsel.

Ich bin ꝛc.

Nachschrift.

Herr Boie ist noch nicht zurückgekommen; vermuthlich ist er noch in Leipzig. Unter den wenigen hiesigen Freunden, die im Stande sind, Sie zu würdigen, zu schätzen und zu lieben, ist auch der Graf Schönburg, der hier studirt. Hermes ist von seinen Freunden; aber Schönburg könnte dereinst noch etwas mehr werden. Nur befürchte ich, daß ein gewißer Enthusiasmus für ein gewisses Etwas ihn zu frühe verzehren wird. Der liebenswürdigste junge Graf von der Welt! sogar Schlüße in Barbara

und

und Darapti hat er von mir gelernt, um darüber zu spotten. (*)

II.

Klotz an Riedel.

Dieß ist, mit allen Respekt gesprochen, ein Mahnbrief, und zwar um ihren Beytrag zu der Bibliothek. Ich werde recht fleißig seyn, sobald ich von Ihnen etwas habe. Die Zeit kömmt herbey, und Michael ist nicht mehr fern. Auch Jacobi verspricht seiner Lachapellischen Trägheit zu entsagen und einige Artikel zu liefern, wenn Sie nur den Anfang machen.

Herr Flögel, dem ich ihre Adreße schicken mußte, hat inliegenden Brief an Sie eingeschlossen. Halten Sie es für gut, so will ich ihn um Beyträge zur Bibliothek ersuchen.

Ich bin ꝛc. 12.

(*) Dieser junge Graf Schönburg ist nicht lange nachdem gestorben. Lugete!

12.

Riedel an Klotz.

Jena, vom 1ten September 1767.

Für jetzt sende ich, wohleingepackt und wohlverwahret, die ersten Recensionen für die Bibliothek; am künftigen Posttage folgen die übrigen, nämlich: von Moses Phädon, von den Fragmenten, und von einigen minder wichtigen Büchern. Sie, mein Freund, haben freye Hand, alle Stellen, die Ihnen mißfallen, auszustreichen, besonders die, welche vielleicht zu beißend seyn möchten. Es entwischen mir oft Ausdrücke, die ich für nichts weniger, als kaustisch halte, und von denen man mir gleichwohl hernach sagt, sie waren es in einem hohen Grade. Alle diese gebe ich Ihnen Preis. Nur bitte ich Sie, ohne mein Wissen nichts hinzuzusetzen, am allerwenigsten in solchen Recensionen, deren Inhalt philosophisch ist.

Herr Flögel ist ein weidlicher Mann; seine Aufsätze würden dem Journale Ehre machen. Nur zweifle ich, ob er sich einer

so undankbaren Arbeit unterziehen wird. Ich lege einen Brief an ihn bey, und verharre ꝛc.

13.

Riedel an Klotz.

Jena, vom 4ten September 1767.

Wer in aller Welt hat denn in ihren Zeitungen die Recension der wagnerischen Schrift gemacht? Wagner ist freylich ein elender Scribent; aber zwey Blätter hallischer gelehrten Zeitungen war er nicht werth. Auch ist es keine große Kunst, sich über einen Elenden lustig zu machen, dessen Elend sehr sichtbarlich ist.

Ob man gleich in Leipzig glaubt, unsere Bibliothek werde nicht zu Stande kommen, sondern ihre Ankündigung sey ein blosser Schreckschuß gewesen; so sende ich Ihnen doch die noch übrigen Recensionen zum ersten Stücke. In der vom Phädon bitte ich keine Sylbe zu ändern. Mit dem übrigen Manuscript machen sie, was sie wollen. Könnten wir nicht vor jedem Band der Biblio-

thek ein Kupfer setzen lassen? Etwa Gleimen, oder Hagedorn, oder Duschen, oder Lip-perten? Es sieht doch fein stattlich aus, wenn gleich an der Pforte ein berühmter Mann die Honneurs macht.

Nicolai hat mir verschiedenes Brauchbare von Meinharden geschrieben; desgleichen auch Weiße. Wirklich habe ich einen Enthusiasmus, von diesem Manne etwas Vollständiges zu liefern, ich weiß nicht warum,

Aber Adam ubi es? Ich habe seit etlichen Posttagen keinen Brief von Ihnen. ꝛc.

14.

Klotz an Riedel.

Halle von 19ten September 1767.

Die Pause in unserm Briefwechsel, aber doch keine Youngische Pause — ist erst durch Herrn Lipperts Besuch, und dann durch meine Reise nach Altenburg verursachet worden. Ich muß auf also zwey Briefe antworten.

Unser erstes Stück besteht aus ihren Recensionen, dann hat Jacobi ein Paar hergegeben, und ich einige, unter welchen

auch ihre Theorie ist, bey welcher ich einige, jedoch freundschaftliche Erinnerungen gemacht habe. Wäre dieß nicht Gelegenheit zu zeigen, was die deutsche Litteratur von der italienischen gewinnen könnte? Sie haben doch den Muratori und Gravina in Jena, aus beyden werden sie vieles entlehnen können.

Wagners Recension ist mir von Wittenberg geschicket worden, ich habe nichts geändert, als daß ich das Wort gelehrt, welches bey dem Namen Polz stand, ausgestrichen habe.

Sagen sie doch ihrem Herrn ***, daß die Simplicität die edelste Gabe des Schriftstellers sey, daß Homer durch sie unsterblich geworden, u. s. w. Er scheint in seiner Ode, die ich gelesen habe, sich in einen gewissen Pomp von Meteoren und Dunkelheiten verliebt zu haben: uno das wollte ich nicht gern.

Es ist schlimm, daß wir mit unsrer Bibliothek alles spät angefangen haben; itzt kann kein Kupfer mehr dazu kommen. Gott weiß aber, man wird sehr über dieses Journal schreyen und klagen. Ich bin neugierig, wer es zuerst thun wird. Unstrei-

streitig wird man in Berlin ein Geschrey hören von Osten und Westen. Das beste ist, daß ich hierbey so ziemlich gleichgültig bin. ꝛc.

15.

Klotz an Riedel.

Vom 27ten September 1767.

Ihr Andenken lieber Freund, hat mich nach Göttingen begleitet, wo ich dieses schreibe, so wie es mir allemal gegenwärtig ist: Haben sie Müllers Dissidenten gelesen? das sind wirkliche Dissidenten von der gesunden Vernunft, von aller Klugheit und Gelehrsamkeit. Soweit kann uns die Begierde nach Ruhm bringen. Ich wollte wetten, daß er seine Schrift auch nach Pohlen geschickt, und — daß sie dort eben so aufgenommen worden, als zu Berlin.

Ich habe meine Journale verlassen müssen, und Herrn Meusel indeß die Besorgung aufgetragen. Was denken sie wohl in das zweyte Stück für Recensionen zu machen? Flögel wird mitarbeiten, und ich

habe ihm die Geschichte der Menschheit von Iselin vorgeschlagen. Wäre es nicht Sache, daß Abbts Werke, wenn die neue Auflage, die Nikolai verspricht, heraus kömmt, noch recensirt würden. Und würden sie wohl dies Geschäft über sich nehmen?

Sie haben Duschen zu vielen Weihrauch gestreuet; und Dusch sollte den Berlinern nicht zu vielen Weihrauch streuen; ich wünsche dieß seiner eigenen Ehre wegen, und will es ihm auch schreiben. Vergessen sie unsere Bibliothek nicht; denn diese hat ihnen ihre Existenz zu danken; handeln sie wie ein guter Vater und erhalten sie sie auch ꝛc.

Nachschrift.

„Das können wir auch nachthuen„ sagte ein Liliputaner, nachdem er lange genug der Erzählung von den himmelstürmenden Riesen, von dem auf den Ossa gesetzten Pelion, und von jenen schrecklichen Thaten, die der Knabe aus seinen Natalis Comes und der Professor aus dem Hesiod weiß, zugehört hatte. Alsobald kam das kleine Volk zusammen, und unter dem größten

Ge-

Gefchrey thürmte es Erdklöse auf Erdklöse.

So hörte das neidische Ohr eines *** und *** im achtzehnten Jahrhunderte das Lob, welches die weise Welt den Werken eines Homers, Lessings und anderer ertheilte: voll von Eifersucht schrieben sie auch — der eine von — — — — und der andere von — —

16.

Riedel an Klotz.

Unwissend, ob sie von Göttingen zurück sind, schicke ich diese verlorne Schildwache nach Halle.

Für dießmal werde ich in die Bibliothek nur wenig liefern können. Ich hatte zwar an Herrn Meusel von Herders drittem Theile, von Duschens Gedichten u. s. w. geschrieben; allein ich muß alles aufgeben, Weißens Beytrag ausgenommen, den ich aber auch erst ins dritte Stück recensiren kann. Es ist keine Kleinigkeit täglich fünf bis sechs Stunden öffentlich zu reden; mein Körper empfindet es, und ich kann nicht mehr, wie sonst, mit dem Schla-

se kämpfen, um tief in die Nacht hinein zu schreiben.

Herr Müller (*) wird sich noch zum Schiedsrichter über alle europäische Staatshändel aufwerfen. In Corsika findet sich noch ein Stück Arbeit für ihn. Denken sie an mich, wenn er einmal dahinschifft, daß ich es vorgesagt habe.

Die Wittenbergische theologische Fakultät hat unsren guten Weiße durch den Doktor Georgi öffentlich verketzern lassen, weil er es gewagt hat, der Freund eines reformirten Predigers zu seyn. Bone Deus! in quæ nos tempora reseruasti! Ich höre, daß für eine Schrift unter folgendem Titel ein Verleger gesucht wird:

Gewissensrüge
an
den angeblichen Pfarrer Zollikofer
und den
Kreissteuereinehmer Weiße zu Leipzig
aus
dem Lateinischen
des
Herrn Doktor Georgi
ins deutsche übersetzt und sehr vermehrt

(*) Johann Stephan Müller, Dokter der Theologie.

herausgegeben
von
Johann Gottlieb Wagner
Meister der Weltweisheit zu Wittenberg
und Alumnus der dasigen theologischen
Fakultät.

Ist das nicht ein allerliebster, langer, wichtiger Titel — ein rubrum, welches ein atscheuliches nigrum verspricht, ut desinat in piscem mulier formosa superne? Ich dächte, Curtius Rufus könnte diese Beylage zum Auto da fe mit gutem Gewissen abdrucken.

Gern gäb ich ihnen für ihre unäsopische Fabel eine andere! Weil ich aber keine vorräthig habe, so nehmen sie dafür beygehenden Quartanten von 5 Bogen, der schon im vorigen Jahre gedruckt ist: Metaphysices tenuia rudimenta, von ihrem Freunde ꝛc.

17.

Riedel an Klotz.

Aber wer hat denn die newe Historia drucken lassen? Es war ja bloß ein Pri-

vatspaß, durch welchen ich das Zwerchfell ihres hypochondrischen Freundes erschüttern wollte. Außerdem ist es nur eine Nachahmung einer ähnlichen Farce, die im Jahre 1745 nach der Krönung zu Frankfurt erschien. Ich bin in der That wegen dieser Kleinigkeit unruhig; und weder meinen Zuhörern, noch sonst irgend jemand, werde ich die newe Historia bekannt machen.

Müllers Schrift über die Dissidenten ist ohne mein Vorwißen recensirt und gelobt worden. Sie wurde vorher mir aufs kräftigste empfohlen; weil ich sie aber nicht loben konnte, so schwieg ich lieber still. Doch sie, mein Freund, haben uns in diesem Punkte (sub rosa gesagt) nicht viel vorzuwerfen. Sie sind sehr oft gegen elende und mittelmäßige Scribenten nur gar zu höflich und nachsichtig. Ich will wetten, Faber hat ihnen sein dickes Buch über die schönen Wissenschaften eingesendet. Wie hätten sie sonst in ihrer Zeitung diesen zusam mengerafften Plunder loben können? Oder haben sie Repressalien gegen uns dafür gebraucht, daß wir Müllers Dissidenten säuberlich behandelt haben? Fabers Buch ist von Wort zu Wort ausgeschrieben.

Die

Die Anzeige der Bücher ist theils aus dem Stockhausen, theils aus den Frankfurtischen Bücherverzeichnißen jämmerlich zusammengeflickt. Und wo der Verfasser selbst etwas sagen will, da höret man die Sprache des Elends. Sogar Home's Grundsätze der Kritik setzt er unter die Hülfsmittel zur Erlernung der lateinischen Sprache.

Ein D** zu seyn, ist eine vortreffliche Sache. Aber die D** bekommen insgemein das Podagra; und das möchte ich nicht haben. Lieber wollen wir das bleiben, was wir sind! Wer weiß, ob es nicht hier und da D*** giebt, die sich in unsere Stelle wünschen? Viele derselben werden von der Langenweile verzehrt; und dieß ist eine Plage, die wir beyde ohne Zweifel nie empfunden haben, und vielleicht nie empfinden werden.

Herr Polz ist, wie sie leicht erachten können, sehr erbittert über ihre Recension; er hält mich für den Verfasser derselben. Dies ist der Dank dafür, daß ich bey Herrn *** in ihrer Abwesenheit noch für ihn gebeten habe. In der That ist zwar der Aufsatz gut und gründlich; aber nach der jetzigen Lage der Sachen ein wenig zu scharf.

Vergessen sie nicht, mir wegen der Gewissensrüge etwas zu melden. Das Leben Meinhards ist fertig, es soll aber noch einige Wochen in meinem Pulte bleiben.

Die Bibliothek habe ich endlich mit allen Druckfehlern empfangen. Sie macht hier Aufsehen. Herr Schmidt, der seit einigen Wochen hier ist, hat unser erstes Stück bey mir, in Gegenwart des Herrn Boje, zu erstenmal gesehen. Ich erwarte von ihnen die Geschichte des Journals, u. s. w.

18.

Klotz an Riedel.

Ich muß ihnen heute einen langen Brief schreiben, ob ich gleich den Ihrigen nur kurz beantworte. Wenn sie es in der Gewissensrüge nicht zu arg gemacht haben, so kann sie Curt verlegen. Nur ist es mit der Censur hier eine eigene Sache; und, wenn ich nicht allenfalls sagen kann, daß

ich

ich selbst der Verfasser bin, so darf die Schrift schwerlich gedruckt werden. Faber ist gelobt worden, weil der Recensent glaubte, er sey ein gebohrner Maynzer, und habe zuerst das Herz gehabt, in seinem Geburtsorte die feinere Litteratur bekannt zu machen. Sollte aber Herr Stephan Müller einmal de origine feudorum S. R. J. ex Paradiso schreiben; so hat das die jenaische Zeitung zu verantworten. Aufs neue Jahr will er selbst anfangen, eine gelehrte Zeitung herauszugeben; gewiß nach Ziegras Manier. Die newe Historia hat müßen gedruckt werden. Sie thut unserm Freunde gute Dienste, indem sie das Lächerliche seiner Feinde offenbaret. Diese werden sich freylich grimmig anstellen. In den Commentariis de libris minoribus ist noch etwas härteres gegen diese Leute befindlich. Haben sie es noch nicht gelesen? Ihr Doctor Salanus ist auch übel gemißhandelt. Ihr Herr Polz hat mir eine weitläufige Vertheidigung zugeschickt, die derb genug gerathen ist. Ich soll sie der Zeitung beydrucken lassen; er will die Unkosten bezahlen Es wird aber nicht geschehen. Bey dem allen wollte ich, daß Herr *** die Recen-

sion

sion von Polzens Schrift nicht gemacht hätte. Erstlich, weil sie dieser Mann im Verdachte hat, und ihnen schaden kann; Zweytens, weil ich vor einiger Zeit die Sottise begangen habe, ihm in seine monatliche Auszüge einen Aufsatz über **** zuzusenden. Er hatte mich sehr darum gebeten, und ich war so schwach, ihm seine Bitte nicht zu versagen.

Hier haben sie Beyträge zur Geschichte unserer Bibliothek: der erste ist ein Brief, den ich eben aus Berlin erhalte, ohne Namens Unterschift, von dem ich aber vermuthe, daß ihn B. besorgt hat. (*) Ich lege ihn bey.

* * *

„ Des Herrn Geheimmenrath Klotz
„ Wohlgebohren haben ohne Zweifel allen
„ Liebhabern der schönen Wissenschaften da-
„ durch ein großes Vergnügen verursacht,
„ daß sie angefangen, eine deutsche Bibli-
„ othek der schönen Wissenschaften herauszu-
„ geben. Auch ich, ein Leser derselben,
„ stat-

(*) Dieser Brief wird hier eingerückt, weil der Herausgeber die Absicht hat, die Geschichte der damaligen Streitigkeiten ganz nackend, oder in puris naturalibus darzustellen.

„ statte ihnen Dank dafür ab. Ich bin
„ schon seit einigen Jahren, da ich eurer
„ Wohlgebohren Schriften gelesen habe,
„ einer ihrer wahren Verehrer gewesen. Die
„ Hochachtung, welche ich für sie hege,
„ treibet mich auch an, ihnen einige An-
„ merkungen zur Beurtheilung vorzulegen,
„ welche ich bey dieser neuen periodischen
„ Schrift gemacht habe. Sie überlassen in
„ der Vorrede dem Leser zu entdecken, was
„ dieser Bibliothek einen eigenen Charakter
„ verschaffen solle. Ich fürchte, daß vie-
„ le Leser diesen eigenen Charakter in Sek-
„ tirerey, Muthwillen und unbillige Stren-
„ ge setzen werden. Bey der Sektirerey
„ will ich mich nicht aufhalten, denn euer
„ Wohlgebohren werden sich nicht darüber
„ ärgern, wenn man sagt, sie wollten eine
„ neue Sekte stiften, und wären auch schon
„ wirklich das Haupt einer neuen Sekte.
„ Aber etwas von dem Muthwillen. In
„ den meisten Artikeln wimmelt es von
„ muthwilligen Ausdrücken. Kann man
„ denn nicht lebhaft schreiben, ohne sich
„ muthwillig auszudrücken. Die neuen
„ Monatschriften, mit welchen Deutschland
„ überschwemmt ist, haben meistentheils den

„ Cha-

„ Charakter des Muthwillens, und wer-
„ den dadurch allen ernsthaften Leuten eckel-
„ haft. Ein Kunstrichter muß kein Muth-
„ williger seyn. Unter der muthwilligen
„ Schreibart, will ich auch die possenhafte
„ begreiffen, und zum ärgsten Beyspiel der-
„ selben S. 57. anführen: Hierher! hier-
„ her! wer hat Lust und Belieben? Sind
„ solche marktschreyerische Ausdrücke in ei-
„ ner Schrift erträglich, die mit dem ehr-
„ würdigen Namen eines königlichen Preu-
„ ßischen Geheimenrath auf ihrem Titel
„ prangt? In Ansehung der Materialien
„ billige ich die Recension des Lindnerischen
„ Buchs, aus welcher ich dieses Beyspiel
„ angeführet habe, denn ich habe dieses
„ genau durchgelesen, und insonderheit we-
„ der gute Ordnung, noch gute Wahl,
„ darin gefunden; allein nicht in Ansehung
„ der Formalien! S. 126. wird mit Recht
„ getadelt, daß die neuen Recensenten mit
„ den angehenden Lehrern der schönen Wis-
„ schenschaften, ganz unbarmherzig verfah-
„ ren: ist man aber nicht in eben dieser Schrift
„ mit dem M. Schmidt eben so unbarm-
„ herzig umgegangen? führt nicht der Re-
„ censent die Sprache eines Schulmeisters,

wenn

„ wenn er den Verfaſſer anredt und ſpricht:
„ ſie ſollen lernen, ſie ſollen wiſſen S. 3.
„ Ich mache noch einige Anmerkungen. S.
„ 104. wird die Einmiſchung fremder Wör-
„ ter in die deutſche Sprache, auf eine
„ ſeltſame Weiſe getadelt. Der Verfaſſer
„ verwirft Wörter, als ganz ungewöhnli-
„ che, welche doch, inſonderheit von Juri-
„ ſten, nicht nur in Handſchriften, ſondern
„ auch in gedruckten Büchern häufig ge-
„ braucht werden, als authoriſirt, genuin,
„ Reſultat, Inſtanzen, translatirt, etas-
„ bliren, Agrikultur, ꝛc und die in der
„ That nicht ſchlechter ſind als die andern
„ undeutſchen Wörter, welche er um des-
„ willen genehmiget, weil ſie ſchon oft
„ gebraucht worden. Freylich ſind ſie un-
„ ſern neuen franzöſich deutſchen ſchönen
„ Geiſtern gemein, werden aber dadurch
„ eben ſo wenig deutſch, als viele andere
„ undeutſche Wörter, welche die Verfaſſer
„ der einzelnen Artikel dieſer Bibliothek
„ eingemiſcht haben. Es iſt nicht gut,
„ daß euer Wohlgebohren, in den ihnen
„ mitgetheilten Recenſionen gar nichts än-
„ dern. Hätten Sie doch wenigſtens die

„ einigmal vorkommende felerhafte Schrei-
„ art von Herders Nammen verbes-
„ sert. S. 161. kömmt der Name recht
„ geschrieben vor, in den vorhergehenden
„ Blättern aber wird er einigemal Härter
„ genannt, als S. 29. 32. Ich kann
„ ihnen bey dieser Gelegenheit die neueste
„ Geschichte dieses Mannes zuverläßig mel-
„ den. Er ward im verwichenen Sommer
„ nach St. Petersburg zum Inspektor der
„ Schule, welche der jetzt bey uns befind-
„ liche Herr D. Büsching daselbst angele-
„ get hat, berufen. Als der Rigaische
„ Magistrat Nachricht davon bekam, ließ
„ er ihn fragen, ob er den Antrag aus-
„ schlagen, und unter was für Bedingnis-
„ sen er zu Riga bleiben wollte? Seine
„ Antwort war, wenn man ihn zum Pastor
„ machen wolle, welches er längst zu wer-
„ den gewünscht habe. Man erwiederte,
„ weil jetzt keine ledige Stelle vorhanden sey,
„ so könne man ihm weiter nichts, als die
„ Anwartschaft auf die nächste Vakanz ge-
„ ben, die er schriftlich haben sollte.
„ Das stund ihm nicht an, und der Magi-
„ strat war so willfährig, zu seinem Nutzen

„ eine

„ eine neue Stelle zu machen; denn er ver-
„ ordnete ihn zum Pastoradjunkt bey der
„ vorstädtischen Gemeiae, wozu er von dem
„ Oberpastor von Essen am 10ten Julii
„ eingeweiht, und am 29ten eingeführet
„ wurde. Er ist aber so klug gewesen,
„ und hat das wenige Mühe machende,
„ aber fast 300 Albertus Thaler eintragen-
„ de Colloboratur Amt bey der Schule,
„ beybehalten, „

Dieser Brief ist gewiß nur ein Wölkchen, das sich vor dem kommenden Ungewitter aufzieht. Von Berlin wird der erste Donnerschlag geschehen; die dortigen Zeitungen kündigen schon so etwas an. Das stärkste Wetter wird auf mich losbrechen. Ich mache mir um deswillen wenig daraus, weil ich nicht immer beym gelehrten Stande bleiben will. So lange ich aber in dieser Laufbahne noch mitlaufe, muß ich mich wehren. Der Graf ** hat mir seinen Beyfall über die Bibliothek bezeigt. Er will schlechterdings wissen, wer der Dtsch ist: ich wollte es ihm wohl sagen; aber er plaudert. Sie sind schon als Mitarbeiter entdeckt, vielleicht haben sie gegen einige Freunde, ge-

gen Herrn *** zu vertraulich gesprochen. Indessen die ganze Sache ist kein Geheimniß, braucht es auch nicht zu seyn.

Das ist nun alles, was ich bis jetzt von dem Schicksale unsers Journals weiß. Das zweyte Stück, worinn ich ungern Artikel von ihnen vermisse, ist bald fertig gedruckt.

Nun schreibe ich alles durcheinander, was ich ihnen gern mündlich vorplaudern möchte.

Wider Herrn Stephan Müller ist eine, zwar einfältige, aber sehr harte Satire erschienen. Der Verfasser soll ein Professor zu Marburg seyn, den ich nicht kenne.

Mein Gemmenbuch ist fertig geschrieben, und gefällt mir nicht recht. Ich stosse bey jedem Schritte an, und habe niemanden, den ich fragen kann. Casonava hat mir den Kopf einer Furie geschickt, den ich in Leipzig stechen laße. Winkelmann hat gewißermßen Unrecht gegen Casanova. Sie können nicht glauben, wie sehr der erste auf seine eigenen Landsleute schimpft; dies habe ich aus einem durchlauchtigen Munde. Meinhard war

war sehr nachgebend gegen ihn; und dann ist Winkelmann gut.

Der Marcellus, über den sich Herder in seinen Fragmenten so ängstiget, ist Herr Marcel, Tanzmeister in Paris. Ist das nicht komisch? Ich will es bey Gelegenheit in einer Note anbringen.

Herr Feder gehet nach Göttingen als Professor der Philosophie. Ich weiß zuverläßig, daß Ihnen seine erledigte Stelle in Coburg angetragen werden wird. Was denken Sie zu thun? — Ich meine, in Halle, oder auch in Frankfurt sey es doch besser u. s. w.

Riedel an Klotz.

Ich weiß nicht, was Ihr ungenannter Korespondent unter Sektirerey versteht. Wir wollten, so meinte ich, und Sie hielten es für gut, der Sektirerey uns entgegen setzen. Mit dem Muthwillen ist es auch eine eigene Sache. Gerade die Stelle: hierher! hierher! ist aus Liders Lehrbu-

nen

che parodirt, und soll auf eine ironische Art sagen, daß man in einem Lehrbuche nicht muthwillig seyn dürfe. In einem Journale darf man es seyn; denn das ist ja fast der einzige Lohn, den man für die Bemühung hat, Ställe zu fegen, die ärger sind als die Ställe des Augias.

Weiter beantworte ich für diesmal nichts aus Ihrem Briefe, als den Schluß desselben, der meine künftige Bestimmung betrifft. Zu eben der Zeit, da Sie mich sondirten, ob ich auf einer Preußischen Universität eine Professur anehmen wolle, bekomm ich einen Ruf nach Erfurt, den ich Ihnen so wie aller Welt bis jetzt verschwiegen habe. Indessen, wie Sie selbst wissen, wird mir auch durch Herrn Harles die Professur in Coburg angetragen. Und da endlich beydes letztere hier bekannt geworden, so denkt man darauf, mich hier fest zu halten, und spricht mir von einer professione extrordinaria mit außerordentlicher Besoldung solange, bis ein besserer Platz für mich leer würde.

Von Hallr habe ich Ihnen schon einmal mündlich meine Meinung gesagt. Der Dampf der Steinkohlen widersteht meiner Natur. Deßwegen mußte ich diesen Ort vor einigen Jahren verlassen. Also hätte ich jetzt unter Erfurt, Jena, und Coburg zu wählen. Von Coburg habe ich keine Lokalkenntniß; der Herzog wird sehr gelobt, auch der Erbprinz. Doch kann ich mich nicht entschließen; auch habe ich Herrn Harles dießfalls meine Meinung schon geschrieben. Jena kenne ich genau. Dieser Ort ist ganz zur Akademie geschaffen; und hier ließe sich vieles Gute thuen. Die meisten Lehrer sind meine Freunde, etwa zwey, oder drey ausgenommen, die Sie kennen. Die jungen Leute lieben mich, weil ich sie liebe, und ihnen ohne Pedanterey, quasi aliud agendo, und gleichsam scherzend, oder freundschaftlich plaudernd, einige Kenntniße einflöße. Ich befinde mich also in Jena gut, obgleich bey vieler Arbeit, und bey sehr eingeschränkten Einkünften. Sie wissen aber, daß ich auch eben so wenige und eben so eingeschränkte Bedürfniße habe. Ferner habe ich hier einen Freund und eine Freundinn,

deren Herzen ganz mit dem meinigen sym-
pathisiren. Diese sind Baldinger und sei-
ne Frau, die edelsten, wärmesten Leute,
die man denken kann, und dabey voll von
guter Laune. Endlich stehen mir außer den
zwo öffentlichen Bibliotheken, deren Aufse-
her (*) mich liebt und mir viele Gefällig-
keiten erzeigt, noch einige Privatbibliothe-
ken offen, die ich beynahe so gut brauchen
kann, als meine eigene. Hellfeld, Kalt-
schmied, und die drey Herren Walche wer-
den mir in diesem Punkte nie etwas versagen.
Das ist das Gewicht in der Wagschale für
Jena.

In Erfurt ist fast keine Universität
mehr. Diese führt zwar den Titel: alma
& perantiqua. Aber es sind gewiß beyna-
he eben so viele Lehrer, als Lehrlinge da-
selbst. Hingegen ist in Erfurt mehr Welt,
als in Jena, gleichwie hier mehr Schule
ist. Der jetzige Statthalter soll ein trefflie-
cher Herr seyn, und, so wie sein Kurfürst,
die besten Absichten haben. Er wird, sagt
man

(*) Herr J. G. Müller, einer der einsichtsvollesten Diplomatiker, und ein genauer Kennner der Geschichte und Litteratur.

man mir, von einem einsichtsvollen und redlichen Sekretar unterstützt. Die Universität soll mit Gewalt empor gehoben werden. Wenn ich dies überdenke, und dann in die Erfurtische Wagschale noch das vincit amor patriæ lege, und dann die Freude, kaum ein Paar Stunden von meinem rechtschaffenen alten Vater entfernt zu seyn; so scheint es mir, die Wagschale wird schwer werden, und ich werde für Erfurt decidiren müßen.

Schreiben Sie es auf die Rechnung meines Zutrauens gegen Sie, daß ich Ihnen dieses Detail gemacht habe. Ich möchte in einer für mich so wichtigen Sache gern von Ihnen einen guten Rath einholen. Hier in Jena kann ich mich keiner unparteyischen Seele anvertrauen. Denn meine Freunde wollen, ich soll bleiben; und meine Feinde, ich soll gehen, selbst dahin, unde negant redire quemquam. Ich bin in Erwartung baldiger Antwort u. s. w.

20

Klotz an Riedel

Ich kann Ihnen nur wenige Zeilen schreiben, und würde heute, da ich ganz

verdrüßlich bin, nicht einmal diese schreiben, wenn Ihr letzter Brief nicht Sachen von Wichtigkeit enthielte. Nach Coburg müßen Sie nicht gehen; auch würden Sie nicht da bleiben, weil alle gute Professoren wieder hinweggerufen werden. Ihr Antrag nach Erfurt ist mir lieb, aber auch nicht lieb. Letzteres, weil Sie in Jena wirklich mehr in der gelehrten Welt sind. Ersteres, weil Sie vielleicht im Erfurt mehr gutes thuen und angenehmer leben können. Weiter sage ich kein Wort, besonders, weil ich weiß, daß Sie so wenig in Erfurt, oder Jena sterben werden, als ich in Halle (*) u. s. w.

Riedel an Klotz.

Ich bin selbst in Erfurt gewesen, habe mit dem Statthalter ausführlich gesprochen

(*) Das letzte ist nicht eingetroffen. Denn Klotz starb zu Halle am letzten December 1771.

chen, und mich nun völlig entschlossen. Jena verlasse ich ungern, um so mehr, da die Dekrete der Höfe meinetwegen schon angelangt sind. Jetzt aber muß es seyn, nachdem ich einmal mein Wort gegeben habe.

Eine Nebenursache, weswegen ich Erfurt vorziehe, ist diese: In Jena muß man, um nicht faul genennt zu werden, wenigstens täglich vier Stunden Kollegia lesen; ich habe, um unter die Fleißigen zu gehören, täglich sechs, auch sieben Stunden gelesen. Dies würde mich umbringen, wenn ich es noch länger treiben wollte.

In Erfurt hingegen, wo die meisten Professoren täglich nur wöchentlich vier Stunden lesen, werde ich ohne Zweifel der fleißigste seyn, wenn ich täglich drey Stunden lese. Außerdem ist in Erfurt eine erträgliche Lebensart; und die Nation hat noch Spuren der ehemaligen republikanischen Freyheit. In drey Monaten, werde ich meine hiesigen Vorlesungen geendiget haben und dann mein neues Amt mit Freuden antreten.

Endlich schicke ich Ihnen das Denkmal Meinhards, welches ich Ihnen gewid-

met habe, um der ganzen lesenden Welt zu sagen; daß sie mein Freund sind. Ich glaube, Sie sind überzeugt, wie sehr ich der Ihrige bin, u. s. w.

22

Klotz an Riedel.

Ehe ich ihnen, ewig geliebtester theuerester Freund, für eine Ehre danke, deren Werth ich ganz empfinde, muß ich Ihnen mein Herz öffnen, und — — nennen Sie es Schwachheit, oder Freundschaft — genug es muß heraus!

Meine Tage sind gewiß bald verflossen; und ich kann nur wenige Jahre noch zu leben hoffen. Sie überleben mich gewiß und ich wünsche es mit wahren Patriotismus. Wenn ich gestorben bin, so schreiben sie meinen Lebenslauf, ich mag es verdienen oder nicht. Sie sollen ihn schreiben. Herr Meusel, der mich genau kennt, soll Ihnen dann meinen Charakter schildern, sammt meinen Fehlern. Denn ich habe große Fehler, und

keinen derselben sollen Sie verschweigen. In Ansehung des Guten vergessen Sie nicht der Welt zu sagen, daß ich manches Gute würde haben leisten können, wenn ich in meiner Sphäre gewesen wäre. Allein ich bin in ein Element versetzt worden, in dem ich eben so wenig handeln kann, als der Vogel im Wasser. Meine Neigung ist von Jugend an auf ein geschäfftiges Leben gegangen. Ein Mann, der mich liebte, rieth mir, mich auf Staatssachen zu legen: ich lernte also die Geschichte und die Rechte, um wenigstens das letztere wieder zu vergessen.

In meiner Philosophie finde ich jenseit des Grabes wenig Klarheit. Aber, ich weiß selbst nicht warum, meinem Namen wünschte ich ein kleines Gedächtniß — doch bloß von Ihnen. (*)

Sex

(*) Ich habe meinen Freund beweinet; aber sein Codicill konnte ich aus verschiedenen Ursachen stracks nach seinem Tode nicht befolgen. Man muß dem Geiste der Parteylichkeit Zeit laßen, Verdienste zu sehr zu erheben, oder zu verkleinern. Dann erst, wenn alles verbraust ist, läßt sich über einen grossen Mann, und über den Charakter desselben etwas Bestimmtes sagen.

Sehen Sie dies als das Codicill eines Mannes an, der Sie von ganzer Seele liebt, und, solange er sich seiner bewußt seyn wird, lieben wird. Bin ich zu unsern Vätern versammelt, so erinnern Sie sich dieser Bitte, die ich an Sie gethan habe; erfüllen Sie solche. Bey der Wiederkunft der Dinge werde ich unter allen Sterblichen — dann Unsterblichen — mich erst nach meinem redlichen Vater, und dann nach Ihnen umsehen, und beyden danken.

Nun komm ich zu Ihrem Denkmale Meinhards. Ich danke Ihnen von ganzer Seele, daß Sie mich der Welt, als Ihren Freund, bekannt gemacht haben. Sie sind mir zuvorgekommen; denn in der neuen Ausgabe von meinen epistolis homericis hätte ich es der Welt auch gesagt.

Da Sie einmal entschlossen sind, nach Erfurt zu gehen, so glaube ich, daß ihre Ursachen zu diesem Entschluße gegründet sind. u. s. w.

23

Riedel an Klotz.

Fast getödtet haben Sie mich, mein liebster, durch Ihren lieben erschrecklichen

Brief

Brief Lieb war er mir, rührnlich, schmeichelnd; aber auch fürchterlich, niederschlagend, betrübend bis zum Tode. Sterben freylich einmal, weils nicht anders ist! aber so spät, als möglich. Sie sollen leben! Da ich Sie in Halle besuchte, blühten Sie wie eine Frühlingsblume; und, um die Gesundheit zu mahlen, würde Oeser Sie mahlen.

Sie müssen, da Sie den Brief geschrieben haben, ein wenig hypochondrisch gewesen seyn: oder war vielleicht die Frau Gemahlinn in übler Laune? oder hatte der Schreiber das Dintenfaß statt der Streubüchse ausgeschüttet oder hatte Gebauer um Manuskript geschickt? Oder war eine feyerliche Versammlung. Ihres corporis academici angesagt worden? Oder sollten Sie ein Programm für den neuen Rector magnificus machen? Oder was war es?

Lassen Sie die Todesgedanken fahren! Ein Philosoph ist jeden Augenblick bereit zu sterben, ohne sich weiter mit schwarzen Todesgedanken zu quälen. Ich meines Orts bedanke mich übrigens für die Kommission, die Sie mir geben, Ihr Leichenred-

ner

ner zu werden. Menschlich zu urtheilen, das heißt, wenn man Ihren Körper mit dem meinigen vergleicht; so überleben Sie mich gewiß; und freundschaftlich zu reden, so mag ich Sie nicht überleben. Auch können Sie mehr Gutes thun als ich. Ihre Talente selbst hinweggerechnet, sind Sie in einer weit vortheilhafteren Lage. Aber ich mag von einer so verhaßten Sache nichts mehr sagen, aus Furcht selbst hypochondrisch zu werden, welches ich ohnehin zuweilen bin, ohne daß ich weiß warum.

In der Zerstreung, in welcher ich wegen der Veränderung meines Aufenthaltes und Amtes bin, sehe ich keine Möglichkeit, viel zu der Bibliothek zu liefern. Doch, was ich kann, soll geschehen.

Ende.

Frider. Just Riedel

verschiedene

Briefe.

Vierter Band.

WIEN,

bei Joseph Edlen von Kurzbek, kaiserl. königl.
Hofbuchdrucker, Groß- und Buchhändler.

1787.

Briefwechsel

des Herrn Professor

Riedel

mit dem

Antikritikus.

I.

Gelehrte Geschichte

dieses

Briefwechsels.

Dem Antikritikus hatte die tausendzüngige Fama, die oft eine grosse Lügnerin ist, berichtet, als wäre der Herr Professor Riedel sein Recensent in der Jenaischen gelehrten Zeitung. Dies und andere Trübsale bewogen den Herrn Magister Wichmann, eine Appellation an das Publikum zu verfertigen, in welcher die Herren Klotz, Riedel und Dusch derb ausgeschimpft und bald Schweine, bald etwas anders genennt werden. Noch ehe er diese Appellation, nebst dem ganzen vierten

Stücke des Antikritikus, nach Erfurt zum Drucke geschickt hatte, war dort schon höhern Orts beschlossen worden, die bisher sehr gemißbrauchte Censurfreyheit einzuschränken, und besonders bekam der Herr Professor Riedel den Auftrag, die folgenden Stücke des Antikritikus durchzusehen und vornämlich die Animositäten wider die Glieder der Churfürstlichen Akademie der Wissenschaften und der hiesigen Universität auszustreichen. Er that nach seiner Pflicht, strich also bloß nebst den personellen Zügen die Namen aus und setzte jedesmal an deren Stelle: der Hallische, der Jenaische, der Altonaische Recensent. Noch ehe der Antikritikus von diesem sehr bescheidenen Verfahren des Herrn Professor Riedels benachrichtiget war, schrieb er an diesen einen feuerspeyenden Brief, der bei der ersten Gelegenheit so beantwortet wurde, wie es der Leser im folgenden sehen wird.

II.

Der Antikritikus

an

den Herrn Professor

Riedel.

Mein Herr,

Sie verlangen das Censor-Amt über den Antikritikus! Es ist die ungereimteste Foderung von der Welt, daß sich derjenige, der mich angegriffen hat und dem ich antworte, der Censur über meine Antwort anmassen, und da, wo er Partey ist Obrigkeit seyn will. Wenn Sie ferner darauf bestehen, Anspruch auf das Censurrecht über meine Blätter zu machen; so soll dieses Verfahren für das Publicum der überzeugendste Beweiß werden, wie sehr Sie, mein Herr, sich vor dem Antikritikus fürchten. Denn wenn Sie an Ihrem Witze nicht verzagten, an Ihrer Gelehrsamkeit

nicht verzweifelten, in der Gerechtigkeit Ihrer Sache kein Mistrauen setzten; wie würde es Ihnen in den Sinn kommen können, die alten unwiderspreclichen Rechte eines Erfurter Buchdruckers anzutasten? Würden Sie sich nicht vielmehr mit Ihrem Witze, mit Ihrer Gelehrsamkeit, mit Ihrer guten Sache zu wehren, als den Druck meiner Blätter zu hindern suchen? Ich versichere Sie hoch und theuer, ich lasse meinen Antikritikus augenblicklich anderwärts drucken, wenn Sie Strauben die mindeste Unruhe deswegen weiter machen. Und zugleich gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich nicht allein diesen Brief, sondern den ganzen Verlauf der Sache binnen etlichen Tagen dem Publico gedruckt vorlege, wofern Sie dem Buchdrucker nicht sogleich melden, daß er meine Manuscripte ohne Ihre Censur ungehindert abdrucken solle. Straube allein und Sie werden im Gegentheile verlieren; gewinnen aber wird der

von Hause,
d. 20. Jun. 1768.

Antikritikus.

III.

Herr Professor Riedel an den Antikritikus.

Mein guter Herr Antikritikus!

Daß Sie hitzig sind, verdenke ich Ihnen nicht, weil ich weiß, daß Sie pro aris et focis fechten. Ich bin desto gelassener und habe sehr mit meinem Phlegma capituliren müssen, ehe es mir erlaubt hat, diesen Brief zu schreiben, in welchem ich Sie wegen der Freundschaft, die ich allen Menschen schuldig bin, von einigen Dingen unterrichten werde, die Sie noch nicht zu wissen scheinen.

„Sie verlangen, schreiben Sie in ihrem Fehde- und Absage-Briefe, das Censor-Amt über den „Antikritikus“ — Und woher, wenn ich fragen darf, diese Nachricht?

daß ich es bekommen habe, ist gewiß, wie Sie aus dem mit schwarzen Striemen gezüchtigten Manuscript Ihrer Appellation an das Publicum nun werden gesehen haben.

Der Minister, der mehr zu thun hat, als Stücke des Antikritikus zu lesen, überließ mir die Arbeit, diesen Stall des Augias zu fegen. Verlangen kann man eine solche Ehre unmöglich. „Aber es ist die unge„reimteste Foderung von der Welt, „daß „sich der, welcher mich angegriffen hat — „der Censur über meine Arbeit anmassen „will.“ — Sie haben Recht. Allein woher wissen Sie es, daß ich Sie angegriffen habe? Ich sollte mich unterstehen, einen so fürchterlichen Mann anzugreifen, der durch einen Zug seiner Feder, wie Circe mit einem Schlage ihrer Zauberruthe, die Menschen in Schweine verwandelt, wie ich diese Heldenthat mit Schrecken und Entsetzen in Ihrer Appellation gelesen habe? Das sey fern! — Aus der Appellation sehe ich, daß Sie die Jenaische Zeitung meinen, und sich auf das tausendzüngige Gerücht berufen, welches, im Vorbey-

hergehn gesagt, oft ein loses Ding ist und die Leute schändlich belüget. Ich vergebe Ihnen Ihren Irrthum, weil Sie sagen, daß Sie diese Zeitung des Lesens nicht würdigten. Sie haben also auch die Vorrede zum vorigen Jahrgange nicht gelesen; sonst würden Sie wissen, „daß die „Stelle des bisherigen Recensenten in der „Philosophie und den schönen Wissenschaften bereits durch einen andern ersetzt ist.“ — Dieser bisherige Recensent war ich; denn noch nie habe ich es geläugnet, wenn ich der Verfasser eines Artikels war und selbst einen Leipziger Gelehrten habe ich dadurch zu meinem Freunde gemacht, daß ich ihm offenherzig gestand, ich wäre der Recensent, der ihn getadelt hatte. — Wer aber der jezige Recensent wohl seyn mag? Fragen Sie Ihre tausendzüngige Fama; es kömmt auf die Gütigkeit dieses Weibes an, aus welcher Trompete sie Ihnen antworten will.

„Mein Verfahren soll aber doch für „das Publicum ein Beweis werden, wie „sehr ich mich vor dem Antikritikus fürchte.“ Was für ein Verfahren? Daß ich den Auf-

trag befolge, den ich von einem höhern Orte bekam? Oder daß ich Ihnen einige Sotisen ausgestrichen habe, die Sie so in der ersten Hitze hingeschrieben haben? Daß ich mich vor Ihnen eben nicht fürchte, sehen Sie vielleicht aus diesem Briefe. Ich wüßte auch wahrlich nicht warum.

„Ich verzage an meinem Witze, an „meiner Gelehrsamkeit, an meiner gerechten „Sache; sonst würde ich mich auf eine andere Art wehren. — “

Diese andere Art sehen Sie jetzt — Aber mein lieber Wichmann, mit dem Witze ist es eine eigene Sache; auf Witz im engern Verstande habe ich niemals Anspruch gemacht und Sie thäten wohl, wenn Sie meinem löblichen Beyspiele folgten.

Auch an meiner Gelehrsamkeit verzweifle ich zuweilen und sehe, wie wenig ich weiß, besonders wenn ich **Winkelmanns, Lessings, Klotzens, Herders** und **Moses** Schriften lese. Aber das versichere ich Ihnen, wenn ich in Ihren Antikritikus schaue, so dünke ich mir auf einmal ganz gelehrt zu seyn. Ich frage mich immer bey der Lectüre einer Schrift, ob ich wohl auch im Stande

gewesen wäre, eine solche zu schreiben, es vielleicht besser zu machen, oder nicht. Nachdem die Antwort ausfällt, nachdem dünke ich mir selbst gelehrt oder dumm. — Und überhaupt, wie hätte ich wohl, um auf Ihre Appellation zu antworten, Gelehrsamkeit nöthig? Brauchte ich Gelehrsamkeit, um Ihnen zu sagen, daß Sie sich in dem Namen Ihres Recensenten irren? Oder um auf Ihre höfliche und einem Leipziger Magister Ehre machende Vergleichung von den Schweinen, die alles angrunzen zu antworten? Oder auf das Blümchen von der Trommel und von dem Lermschlagen? — Gewiß nicht, es sey denn, daß ich eine Abhandlung von der Trommel, wie Slawkenbergius von den langen Nasen, schreiben wollte. Geschimpft haben Sie gut; daß es Ihnen wohl bekomme! Wieder zu schimpfen, dazu spüre ich keinen Beruf. Und endlich wie könnte ich in der Gerechtigkeit meiner Sache ein Mißtrauen setzen, da ich bis jetzt noch keine Sache mit Ihnen gehabt hatte? Schreiben Sie immer Ihre Antikritiken fort; zu gewissen Stunden liest man sie mit Vergnügen. Um Ihnen noch

mehr Stoff zu geben, biete ich Ihnen auch die philosophische Bibliothek an, die auf Michael, und die Zeitung, die mit dem neuen Jahre herauskommen wird. — Den Druck Ihrer Blätter suchte ich nie zu hindern; ich wollte nur einigen Schaum abschöpfen, der sich auf der Oberfläche gesetzt hatte. Und nun thun Sie so ungebärdig. Ey, Ey, mein Herr Antikritikus, Sie müssen nicht monitoribus asper seyn.

„Ich taste die alten unwidersprechlichen „Rechte eines Erfurtischen Buchdruckers „an. — Nicht doch! Gehört es denn zu den alten unwidersprechilchen Rechten eines Erfurtischen Buchdruckers, daß der Antikritikus bey ihm Pasquille auf Mitglieder der Churfürstlichen Akademie der Wissenschaften, oder auf einen Professor der Universität drucken läßt? Das dächte ich doch nicht. Nennen Sie mir eine, nur Eine, Universität in Deutschland, wo keine Censur ist, oder wo Schmähungen auf öffentliche Lehrer dürfen gedruckt werden — et Phyllida solus habeto. Uebrigens sind Sie von der hiesigen Verfassung nicht unterrichtet; Sie sind nicht Sachwalter der hiesigen Buchdrucker;

drucker; und überhaupt gehöret daher dieser Handel nicht für das Forum des Antikritikus. — Ob ich durch mein Verfahren gewinnen, oder verlieren werde, das mag das Publikum entscheiden. Aber welches?

— Endlich, weil Sie doch selbst Urtheile über Ihren Antikritikus verlangen, schreibe ich Ihnen noch das meinige mit aller Aufrichtigkeit; diese Kritik können Sie nun antikritisiren, wie Sie wollen.

Eigentlich haben wir von je her Antikritikos gehabt. Die Kunstrichter bekommen allemal noch zuletzt ihre Strafe und ihr Lob, wie sie beydes verdient haben.

Die Strafe bekommen sie selbst von ihren Nachfolgern in der Kritik, oder von denen, die zugleich regieren wollen. So waren die Schweitzer wider Gottsched, die Berliner wider die Schweitzer; die Hallenser sind wider die Berliner und der Herr Canonicus Ziegra ist wider alle. — Unterdessen wäre doch das Unternehmen, ein völliges antikritisches Tribunal aufzurichten, würklich nützlich, wenn es gehörig ausgeführt würde. Ich würde dazu eine Gesellschaft von Männern wünschen, die mit den Talenten

des Geistes gute Eigenschaften des Herzens verbänden, um nicht selbst in Fehler zu verfallen, deren man die Kunstrichter beschuldiget. Keiner müßte zu einer Sekte gehören, keiner partheyisch seyn, keiner einen vorzüglichen Haß wider gewisse Kunstrichter, eine vorzügliche Liebe gegen gewisse Schriftsteller haben; keiner, wo möglich, selbst ein Schriftsteller, wenigstens kein solcher seyn, der sich über die Journalisten zu beschweren hat. Diese zusammen würden alsdenn die Urtheile der Kunstrichter, auch der groben, doch mit Bescheidenheit prüfen, ihnen so viele Gerechtigkeit wiederfahren lassen, als den Autoren zukommt, und kurz jedem dasjenige ertheilen, was ihm gebührt. — Nun, mein Herr Wichmann, prüfen Sie sich selbst, ob Sie und Ihre Gesellen diese Eigenschaften besitzen. — Das können Sie nun nicht leugnen, und selbst in dem Manuscripte, welches ich censirt habe, sind Beweise davon, daß Sie zu der Fahne des H. D. Crusius geschworen haben. Ich schätze die Philosophie dieses Mannes, der sich in einigen Punkten den tiefsinnigen Betrachtungen der

Engelländer nähert; ich habe sie selbst ehemals studirt, allein man muß nur die Lehrgebäude anderer Philosophen dagegen nicht verachten, und nicht in dem Tone die Crusische Weisheit anpreisen, wie ein gewisser Wüstemann sie panegyrisirt hat. Von den theologischen Meinungen des Hrn. Crusius, die man auch im Antikritikus deutlich merket, kann ich, der ich kein Theolog bin, nicht urtheilen. Sie, mein Herr Autikritikus, verrathen sich ferner, daß Sie wider gewisse Kunstrichter vorzüglich eingenommen sind. Das Publicum schließt immer auf die Ursachen, und dann ist der Schluß nothwendig, diese Kunstrichter müssen Ihnen etwas gethan haben. Wahr, oder nicht; ein solcher Schluß ist doch immer fähig, Sie in Mißcredit zu bringen; nehmen Sie sich also künftig in Acht, und z. B. schimpfen Sie nicht auf Hrn. Klotz, wenn Sie einen andern dagegen nur höflich und mit Verbeugungen tadeln; sondern bleiben Sie doch hübsch so im Gleichgewichte, wie es Philosophen geziemet. In dieses Fach gehört auch die Demuth, die den Antikritikus gewiß sehr zieren würde und die Ihnen gänz-

lich

lich fehlet. Sie fiengen in einem sehr hohen Tone an; und jetzt thun Sie schon, als wenn Sie auf einem Throne säßen und sprechen von gewissen Obliegenheiten, die Sie kraft Ihres tragenden Schiedsrichteramts zwischen den Kunstrichter und Autoren hätten. Meine lieben Freunde, wissen Sie wohl, wie viel zu einem solchen Schiedsrichteramte gehöret? Haben Sie sich auch geprüfet, in Ihren antikritischen Busen gegriffen, ob Sie die Kräfte dazu haben? — So wie der Antikritikus jetzt da lieget, ist er nichts weiter, als abermal ein Kritikus, nur mit verändertem Namen, mit den Sylben Anti vermehrt. Eben der Sektengeist, eben die Partheylichkeit, eben der kurzweilige Ton, eben die Begierde zu tadeln — kurz wieder eine Cabale nur in einer andern Gestalt. Daß Sie sich verschiedener schlechten Schriftsteller annehmen, kann Ihnen auch keine Ehre machen. Ich nenne keine unter diesen; es könnte mich etwa einer mit einem moralischen Beytrage heimsuchen, oder einen Artikel wider mich in die Jenaische gelehrte Zeitung einrücken lassen. Ueberhaupt gefällt es mir nicht, daß Sie Ihr

Jour-

Journälchen den mit Unrecht gezüchtigten Schriftstellern als ein Archiv anbieten.

Ein jeder elender Schriftsteller glaubt mit Unrecht gezüchtiget zu seyn; soll ein jeder die Erlaubniß haben sich im Antikritikus zu vertheidigen? Entweder Sie wollen alle eingeschickte Vertheidigungen einrücken, oder nur die, von welchen Sie glauben, daß ihr Verfasser sich mit Grunde vertheidiget hat. Im letzten Falle fürchte ich nach dem, was in dem Journälchen schon vor Augen lieget, daß Sie den Grund des Autors nach ihm, nach sich selbst und nach dem Kunstrichter abwägen werden, wider den er sich vertheidiget, nicht aber nach dem Buche, nach der Kritik und nach der Antikritik. Und wenn Sie das erste wollen; gut, so mache ich den Spaß, und schicke Ihnen eine Vertheidigung meiner Theorie wider die beliebten Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. Sie rücken sie doch ein?

Ich wünschte, daß Sie noch einen kleinen Fehler vermeiden möchten, den Sie unsern Kunstrichtern vorwerfen, dies ist die Grobheit, dies sind die Personalien.

Sie sollten gerade, kraft Ihres tragenden antikritischen Amtes, ein gut Beyspiel geben und selbst groben Kunstrichtern, um sie zu beschämen, höflich begegnen. Aber nun lesen Sie einmal bey kaltem Blute Ihren Eingang, (der, beyläufig zu sagen, das schlechteste Stück im ganzen Journälchen ist), Ihre Artikel von der Hall. Zeit. von der Berlinischen Bibl. u. s. w. — Ist es nicht wahr, was ich gesagt habe, daß Sie eben wieder Kunstrichter von gewöhnlichem Schrot und Korne, nur unter einem andern Namen sind?

Da mir jetzt, bis ich ein Criticus für mich werde, kein Journal offen steht, wo ich meine Meinung von Ihrem Antikritikus sagen könnte, so nehmen Sie diese Gedanken als eine Recension Ihrer Schrift an und schimpfen mich dafür, wie Sie in Ihrer Appellation versprechen, im achten Stücke ritterlich aus! Ich bin in fleißiger Erwartung eines neuen Manifests zum wahren Cordial für mich

Ihr sehr billiger Censor
Riedel.

IIII.

Der Herausgeber des Antikritikus

an den

Herrn Professor Riedel.

Mein Herr Professor,

Ob ich gleich nur der Herausgeber des Antikritikus bin, so will ich doch Ihr Schreiben an denselben beantworten; weil Sie es namentlich an mich gerichtet haben, und ich allein, Ihnen Genüge zu thun hoffe, ohne daß Er nöthig hat, sich zu bemühen. Sie halten ja ohnedieß Ihn und mich für einerley Person: Und so lange Er selbst noch nicht für dienlich erachtet, hervorzutreten; kann ich mir gern gefallen lassen, daß mich

ein jeder, weil es der jenaische Zeitungsschreiber einmal gesagt hat, für den vornehmsten Verfasser dieser Schrift hält. Er selbst entgeht unterdessen den persönlichen Anfällen, die vom Hrn. Klotz, und dessen dienstfertigem Anhange, auf mich gethan werden; und belustigt sich mittlerweile über die Kreuzzüge, welche das wütende Heer der Klotzianer auf die Nebelwolke einiger Namen thut, die durch dieses Medium vielleicht in ein helleres Licht emporsteigen, als sie vorher gestanden hatten. Wenn diese Anfälle über kurz oder lang werden aufgehört haben, (denn sie werden gewiß einmal aufhören;) dann ist es Zeit genug, das Publicum und vornehmlich jene witzigen Herren zu überzeugen, daß sie sich wider ein Gespenst ereiferten, und vergebens alle Zaubereyen und Beschwerungsmittel gebrauchten, dasselbe zu bannen. Inzwischen stehe ich gern für alles, was sich in dem Werke befindet, und rechne mir es zur Ehre, für den Mann gehalten zu werden, der den Despoten im Reiche der Litteratur so fürchterlich ist, daß sie, nicht zufrieden mit ihrem Witze, oder mit ihrer problematischen Gelehrsamkeit,

welche

welche sie wider ihn aufgeboten haben, ihn von allen Seiten, wo sie nur einigen Einfluß haben können, mit der schweren Hand des weltlichen Armes niederzudrücken suchen. — Also zur Sache! Dem Antikritikus selbst mag es vorbehalten bleiben, demjenigen Genüge zu thun, wozu meine Kräfte etwan unzulänglich seyn möchten.

An den Herausgeber ihres bisherigen Briefwechsels mit dem Antikritikus, Hrn. J. G. C. Gleichmann, den ich nicht kenne, Sie aber desto besser kennen werden, will ich Sie der Kürze halber, am Ende meines Schreibens, etwas zu bestellen bitten.

Ihr Schreiben an den Antikritikus hat im Großen meinen aufrichtigen Beyfall um desto mehr, weil es das beste, das anständigste, das edelste und gründlichste ist, was bisher noch wider ihn geschrieben worden. Es verdient daher mit Achtung beantwortet zu werden: und ich habe mich mit Vergnügen niedergesetzt, den natürlichen Bewegungen meines Herzens freyen Lauf zu lassen; weil ich es dießmal mit einem Gelehrten zu thun zu haben glaube, mit dem sich eine vernünftige Streitigkeit führen läßt.

„Woher der Antikritikus die Nachricht „ hat, daß Sie das Censor-Amt über seine „ Blätter verlangten „? — Ich könnte, mit dem Antikritikus, antworten: „ Von „ der tausendzüngigen Fama. „ Und obgleich Ihr Herausgeber dieses Weib eine große Lügnerinn nennt, und Sie mich an ihre doppelte Trompete erinnern; so könnte ich doch dagegen erwiedern, daß bekannter Maaßen von dem, was das öffentliche Gerüchte sagt, immer ein Theil wahr ist, wenn es auch sonst aus einem Kinde von ungewöhnlich großen Ohren einen Wechselbalg mit Krallen und Pferdefüßen macht. Jedoch ich habe mehr vor mir, daß ich Ihnen nur mit einem Finger andeuten will: Erinnern Sie doch Ihren Freund, den Herrn Geheimden Rath Klotz an das altdeutsche trau, schau, wem! und sagen Sie ihm: es sey ihm mit seinen Freunden zum Theil nicht besser ergangen, als mir. Er hat gesagt, und andern so gar geschrieben: „ es würde dem Herrn Professor „ Riedel nur ein Wort kosten; so könnte er „ dem Antikritikus die unerträglichste Cen„ sur auf den Hals wälzen, und allenfalls „ gar ein Verbot wider den Druck in Er-

„ furt

„ furt auswirken. „ Wenn dem Herrn Klotz sein glückliches Gedächtniß, wie gewöhnlich zu statten kömmt; so wird Er am besten wissen, an wen er sich dieserhalb zu halten hat. Sie aber, mein Herr Professor, können es dem Antikritikus nicht verdenken, daß er so gut, wie Herr Klotz, dergleichen Nachrichten zu Schlüssen nutzt, ob Er gleich den Verräther haßt. Vergessen Sie auch nicht, Ihren Freund zu warnen, daß Er seine Manuscripte, (z. E. wenn Er eine auf beiden Füßen hinkende Vergleichung zwischen dem Don Quixote und den vermeynten Antikritikern auskünstelt,) einem jeden auf seinem Schreibtische sehen lasse, wofern Ihm das mindeste daran gelegen ist, daß es nicht im voraus bekannt werde. Wie es mit solchen Vertraulichkeiten immer hergeht; einer sagt es dem andern ins Ohr; endlich wird das Reden davon allgemein: und wie kann es fehlen, daß es alsdann auch der Antikritikus, oder einer von seinen unerkannten Freunden hört, der es ihm wiedersagt? — Aber, Geschichten bey Seite gesetzt, mein lieber Herr Professor, warum kömmt denn die Censur eben an Sie? Auf andern Universitäten

gehören die Journale entweder vor den Dechant der philosophischen Facultät, oder vor den ordentlichen Lehrer der Geschichte; und Sie sind keines von beiden. — Noch mehr, wenn Sie es so gar wären, wenn Ihnen so gar von Rechtswegen die Censur zukäme, so bald einmal Censur seyn sollte; so bleibe ich noch immer bey dem, was ich in dem Vorberichte zur Appellation bereits erkläret habe, daß Sie um Ihrer eignen Ehre, und selbst um der Vermeidung des bösen Scheins willen, eher Ihr Aeußerstes hätten anwenden sollen, die Censur an einen andern, und in aller Welt, selbst in des Antikritikus Augen unparteyischen Mann zu bringen, als daß Sie Sich selbst durch Annehmung der Ehre verdächtig machten, ein Herkules an den wehrlosen Papieren des Antikritikus zu werden, wie ich diese Heldenthat mit Bewunderung Ihrer Stärke und Herzhaftigkeit an dem zurückgekommenen Manuscripte der Appellation gesehen habe. Da Ihr Verhältniß gegen den Herrn Klotz in ganz Deutschland bekannt ist, und Sie mir, nach Ihrem Schreiben zu urtheilen, fast nichts übel nehmen, als daß ich, Ihren Gedanken nach,

die-

diesem ihrem großen Gönner und Beförderer zu wenig Ehrerbietung beweise; wie können Sie hoffen, das Publicum werde Ihnen glauben, daß Sie die Ehre des Censor-Amtes über den Antikritikus nicht verlanget haben? Ihres eignen Geständnisses gegen den Buchdrucker Straube, welches in dem Vorberichte zur Appellation befindlich ist, hier nicht zu gedenken.

„Der Minister überließ Ihnen die Arbeit„. Das glaube ich selbst, angebrachter Maaßen. Indessen deucht mich auch, man überläßt keinem eine solche herkulische Arbeit, der sich nicht selbst dazu erboten hat. Mir hätte man so etwas, als ein Onus ex officio, anbefehlen müssen, ehe ich es übernommen hätte. (Und hätte ich gesehen, daß die Sache mich selbst angienge, so daß ich natürlicher Weise als Partey betrachtet werden müßte, nachdem mich der Antikritikus dafür einmal erkläret gehabt; so hätte ich seine Blätter gar nicht censiret, sondern ohne mein Vidi zurückgegeben.) — Philosophen, mein guter Herr Professor, wählen ihre Worte; Sie drückten Sich nach der Wahrheit aus; aber ich verdenke es Ihnen, daß Sie Sich

das Wort (überließ) entwischen ließen. — Uebrigens geben Sie doch zu, daß mehr als einmal gewisse Vergünstigungen höhern Orts erschlichen, und mehr als einmal in der Welt auch gerechte und billige Richter hintergangen worden sind.?

„Woher der Antikritikus weis, daß Sie „ihn angegriffen, haben„? — Die Frage ist schon in der Appellation beantwortet. Auch widerlegen Sie die tausendzüngige Fama dadurch noch lange nicht, daß Sie (S. 6.) den Antikritikus durch Verdrehung einer Stelle seiner Appellation zu verkleinern suchen; daß Sie Sich fremd stellen, als ob Sie nimmermehr errathen haben würden, wo Ihr Angriff geschehen seyn sollte, wenn er nicht die jenaische Zeitung genannt hätte; daß Sie die Fama eine schändliche Lügnerinn nennen, und (S. 9.) die Versicherung geben, Sie hätten Sich einmal zu einer Recension bekannt, die ihnen mehr Ehre machte. — Ein Kind sieht, daß alle diese Argumente Fehlschlüsse sind, die die Sache so wenig treffen, daß sie vielmehr eben darum den Bericht der Fama im gegenwärtigen Falle bestärken, weil ein Philosoph sonst an-

ders beweist. — „ Der Antikritikus soll die „ Fama fragen, wer nun wohl sein jenai„ scher Recensent sey? „ Zu welchem Ende denn, Herr Professor, da Sie das, was Fama vorher gesagt hatte, noch nicht widerleget haben? Ihm ist es es einerley, ob Herr Professor Riedel zu Erfurt, oder Hr. Riedel zu Jena; ob Hr. Heinz, oder Hr. Kunz, Verfasser des Artikels ist. Ihnen aber muß es nicht einerley seyn, ob man Ihnen denselben zurechnen soll, oder nicht: und Ihnen kann es auch nicht an Mitteln fehlen, das öffentliche Gerüchte zu widerlegen; wofern eine Widerlegung möglich ist. Wie aber eine solche Widerlegung beschaffen seyn müsse, wenn sie überzeugen soll, darf ich, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, die ein Magister einem Professor schuldig ist, Ihnen nicht vorsagen.

Ob Sie dem Antikritikus Sottisen ausausgestrichen, oder in seine Appellation Sottisen hinein censirt haben, mag das Publicum beurtheilen, da nunmehr die Appellation einem jeden vor Augen liegt; mir kömmt es nicht zu, hierinnen zu entscheiden.

Die

„Die Art, wie Sie Sich wehren, soll „der Antikritikus aus ihrem Briefe sehen?„ Mein lieber Riedel, Ihr ganzer Brief, und selbst die Eilfertigkeit, mit der Sie ihn drucken ließen, ist ein Beweis ihrer Furchtsamkeit. Was konnten Sie weniger thun, so bald Sie hörten, daß ich das Manuscript der Appellation reclamiret, und Ihre Censur schlechterdings verworfen hätte? Nicht wahr, Sie durften doch mit Ehren nicht ganz vor dem Publicum schweigen? Etwas mußten Sie wohl sagen? Was würde das Publicum gedacht haben, wenn Sie ganz geschwiegen hätten?

„Sie machen keinen Anspruch auf Witz?„ Das gereicht Ihnen zur Ehre: „und preisen „mir Ihr löbliches Beyspiel hierinnen (S. „10.) zur Nachfolge an?„ Das weis ich Ihnen Dank: denn auch von noch jüngern, als Sie sind, nehme ich gern eine nützliche Lehre an. So sey es dann um die Ehre des Witzes! und nun lassen Sie uns, als Philosophen, aus Gründen streiten; ich hoffe, es wird uns beiden zum Ruhme gereichen, daß wir auf den Titel witziger Köpfe feyerlich Verzicht thun.

Von den Helden in der Gelehrsamkeit, deren Ehrensäulen Sie in Ihrem Briefe (S. 10.) aufstellen, will ich Ihnen nur im Vorbeygehen sagen, daß ich sie etwas anders geordnet haben würde, so daß der letzte vermuthlich der erste geworden wäre. Doch auch der moralische Geschmack ist verschieden, ob ich gleich nicht zweifle, daß der eine besser sey, als der andre. Es gehört eine große Geschicklichkeit, und die Uebung einer langen Zeit dazu, ehe man Fliegen mit einem Griffel tödten, oder Erbsen durch ein enges Loch werfen lernt; ich gestehe aber, daß ich den Hrn. Klotz noch nie beneidet habe, wenn Er bewies, daß Er die Erbsen noch besser durchwerfen könne, als Winkelmann.

„Wenn Sie in den Antikritikus schauen, „so dünken Sie Sich auf einmal ganz gelehrt?„ Ob dieses gleich, im Ganzen genommen, ein klein wenig in dem Tone des leßingischen jungen Gelehrten ist; so wünsche ich Ihnen doch von Herzen Glück zu dieser edlen und aufmunternden Zufriedenheit mit Sich selbst, die nicht einem jeden gegeben, und mir leider! ganz versaget ist. Ih-

re Versicherung, „daß Sie auch wohl im „ Stande gewesen wären, einen solchen An„ tikritikus wie er da liegt, zu schreiben, „ und es vielleicht besser zu machen, „ erfreuet mich um so viel mehr, weil ich mir desto herrlichere Dinge von Ihrer Philosophischen Bibliothek und Ihren Erfurter gelehrten Zeitungen verspreche. Denn nun habe ich doch Hoffnung, daß ich endlich einmal gründliche Widerlegungen der irrigen Sätze oder Lehren lesen werde, die im Antikritikus etwan behauptet worden sind; und mir geht die Wahrheit über alles, der Antikritikus gewinne oder verliere dabey. Sie sollen es sehen, ich bin der erste Proselyt, den Sie machen, wenn Sie den Antikritikus zur Befriedigung eines unparteyischen Freundes der Wahrheit widerlegen.

„Ob Sie Gelehrsamkeit nöthig hatten, „ um auf die Appellation zu antworten?„ —. Das hat der Antikritikus nirgends gesagt, noch gemeint. Weder Witz noch Gelehrsamkeit, können hierbey etwas thun. Alle Beweise der Gegner wider die Appellation müssen historisch seyn. — Sie weichen von der Streitfrage aus; mein Herr Professor;

und

und warum? — Weil Sie dem Hautvor-
wurfe ausweichen wollen. — Ich muß Sie
nur zurückführen: Der Status Controuerſiae
war der: „Wenn Herr Profeſſor Riedel,
„ wie die Fama ſagt und der Antikritikus
„ vorausſetzte, Verfaſſer des plumpen je-
„ naiſchen Artikels iſt, und nunmehr nicht
„ leiden will, daß der Antikritikus dieſen
„ Artikel plump nenne, und durch ein ge-
„ gebnes Beyſpiel (wenn Er eben ſo ſchrei-
„ ben wollte, wie der Verfaſſer des Zei-
„ tungs Artikels geſchrieben hat,) darthue,
„ daß der gedachte Artikel plump ſey; wenn
„ er ferner den ſchweren Arm der weltlichen
„ Obrigkeit zu Hülfe ruft, um die Conni-
„ venz zu erſchleichen, daß Er ſelbſt als Un-
„ terrichter, den Beweis ſeiner Gegenpar-
„ tey vernichten, oder doch äußerſt ſchwä-
„ chen und verunſtalten dürfte: ſo folgt,
„ daß er ſich jenes Artikels, als eines plum-
„ pen Aufſatzes, heimlich ſchämt, daß er ſein
„ vormaliges Vertrauen auf ſolche vermeynt-
„ lich witzige Ein- und Ausfälle im gegen-
„ wärtigen gefährlichen Falle mit dem fürch-
„ terlichen Antikritikus, welcher ihn nicht
„ von der Klinge läßt, verloren giebt; daß

„ er mit jener Recension vor dem Publicum
„ nicht mit Ehren länger durchzukommen
„ hofft; daß er auch nicht einmal den Schein
„ des Rechten, durch gelehrte Widerlegun-
„ gen irriger Sätze im Antikritikus, zu be-
„ haupten im Stande ist; und daß es ihm
„ folglich weh thut, als ein solcher vor ganz
„ Deutschland berüchtiget zu werden, der ein
„ kleiner Marschall von der klotzischen Con-
„ föderation wider die Glaubensfreyheit der
„ Dissidenten und Nicht-Unirten im Reiche
„ der Litteratur ist, und der mit fertiger
„ Hand, ohne an die Folgen gedacht zu ha-
„ ben, ins Gelag hinein schimpfte, bloß weil
„ Se. Wohl- und Hochedelgeboren, der Herr
„ Geheimde Rath Klotz, ihm den Befehl
„ zugefertigt hatten, daß er zum Beweise
„ seiner getreuen Anhänglichkeit zuerst schreyen
„ sollte.„ Q. E. D.

Was nun besonders die Vergleichung mit den Schweinen betrifft, mein Herr Professor, so haben Sie darinnen vollkommen Recht, daß dieselbe an sich unhöflich seyn, und einem leipziger Magister eben so wenig Ehre machen würde, als die Vergleichung mit Gänsen, die alles anschnattten, oder

das noch pöbelhaftere Gleichniß vt Arcadiae Pecuaria rudere credas, einem erfurter Professor Ehre machen könnte. Posito, Sie seyen der Erfinder von der letztern saubern Vergleichung, und ich hätte diese Höflichkeit geradezu mit der erstern erwiedert; verdienten Sie die Vorwürfe der Grobheit, oder ich? Wären Sie es, oder ich, der den andern mit Schimpfwörtern ausgefodert hätte? Wenn das Recht, Repressalien zu gebrauchen, bei den Federkriegen der Gelehrten, in seinem ganzen Umfange Statt finden kann; fände ich nicht in dem höchst ungezognen jenaischen Artikel, wo nicht die vollkommenste Rechtfertigung, doch wenigstens eine gültige Entschuldigung meiner Antwort? Sie sollten ungestraft schimpfen dürfen, und ich müßte schweigen? — Aber so weit ist der Antikritikus nicht einmal gegangen; und geradezu hat er die gedachte Höflichkeit nicht einmal erwiedern wollen. Lassen Sie uns die Stellen gegen einander setzen, damit das Publicum desto zuverläßiger urtheilen könne.

Sie sagen im 34sten Stücke der jenaischen Zeitung: „Es hat sich eine Gesellschaft „von notgleidenden und preßhaften Scriben-

„ ten zusammengethan, unter welchen der
„ M. Wichmann zu Leipzig, bisheriger
„ treufleißiger Uebersetzer ums Tagelohn,
„ der vornehmste ist. Diese Herren wollen
„ nun endlich auch einmal ihre Stimmen
„ erheben, und sie erheben sie auf eine sol-
„ che Art, vt Arcadiae pecuaria rudere cre-
„ das: sie schnattern, wie die Gänse um
„ das Capitol, alles an,„ u. s. w.
Hr. Klotz wiederholt nur einen Theil die-
ser Grobheiten. Er sagt im 37sten Stücke
seiner Zeitung: „Die Verfasser werden in
„ der jenaischen gelehrten Zeitung mit den
„ Gänsen im Capitol verglichen, und noth-
„ leidende und preßhafte Scribenten ge-
„ nannt.„ Hierauf antwortet der Antikri-
kus (S. 34. der Appellation): „Die
„ Vergleichung ist plump und pöbelhaft.
„ Es wundert mich, daß Hr. Klotz, der
„ sonst ein Mann von Geschmack seyn will,
„ sie adoptirt. Wie nun,„ fährt er fort,
„ wenn ich Hrn. R** und seines Gleichen
„ mit den Schweinen vergleichen wollte,
„ die alles angrunzen und alles umwühlen?
„ Würde der Hallische Recensent diesen
„ Einfall auch als witzig bewundern und

nach-

nachschreiben?„ (Und mit diesen Worten schließt sich die ganze vorherige lange Parenthese, die offenbar im Ganzen nichts weniger, als des Antikritikus wahre Gesinnung gegen die jenaische Zeitung überhaupt enthält, sondern ein bloß nachgeahmtes Beyspiel ist, wie dreist und entscheidend die Gegner des Antikritikus zu schreiben pflegen.) „So ungefähr,„ heißt es weiter, „könnte „ich die jenisch-witzige Vergleichung, und „deren Wiederholung beantworten, wenn „ich gewohnt wäre, so zu verfahren, wie „Hr. Riedel oder Hr. Klotz. Ich will „es aber nicht thun.„ Hat nun der Antikritikus diese Art, einander in gelehrten Streitigkeiten zu behandeln, gebilligt; oder hat er sie nicht vielmehr durch ein Argumentum κατ' ἀνθρωπον, durch eine deutlich erläuternde Instanz, als verwerflich vorgestellt? Nunmehr dächte ich doch, ich könnte Ihnen mit gutem Fug zurückgeben, was Sie (S. 10. unten) sagen: „Geschimpft „haben Sie gut; daß es Ihnen wohlbekomme?„

„Aber Sie sind nicht der jenaische Re„censent des Antikritikus!„ — Wie sehr

wünschte ich, daß Sie das Publikum, den Antikritikus und mich davon überzeugen wollten! Um Ihret willen selbst möchten Sie es daran nicht fehlen lassen; denn Sie sehen wohl, daß ich und der Antikritikus nicht so viel darunter verlieren, als Sie, wenn Sie die Beschuldigung der Fama unwiderlegt lassen.

„Den Druck des Antikritikus suchten Sie „ nie zu hindern. Sie wollten nur einigen „ Schaum abschöpfen, der sich auf der „ Oberfläche gesetzt hatte?„ — Dieß ist nur Deckmantel Ihres ungesetzmäßigen Verfahrens, mein Herr Professor: und wem sollte das nicht in die Augen fallen, da nunmehr die Appellation authentisch abgedruckt ist, und jedermann sehen kann, daß nicht der Schaum sondern die Masse selbst, durch Ihre Censur angegriffen wurde? Durch Ihre Censur wäre beynahe der eigentliche Zweck der Appellation verloren gegangen, wenn sie so gedruckt worden wäre, wie Sie sie castriret und interpoliret hatten. — Aber Sie wusten vermuthlich weder die Pflichten, noch die Rechte der Censur. Die Bemühung, Schaum abzuschöpfen kömmt keinem Censor

zu.

zu. Er steht weiter für nichts, als daß nichts wider Gott, den Staat, die Obrigkeit und die guten Sitten in einer Schrift befindlich sey; ob sie Schaum, oder Realität enthalte, geht ihn nichts an. Sonst könnte ja jeder Censor alles, was er nicht verstünde, für Schaum ansehen, und alles vernichten, was wider seine Grundsätze oder sein Interesse wäre. Die Schriften werden doch wohl für das Publicum, nicht für den Censor, gedruckt?

„Ey, ey, mein Herr Antikritikus, Sie „müssen nicht monitoribus asper seyn, „sagen Sie? — Ist es möglich? — „Ey, ey, „mein lieber Riedel, höre ich den Antikritikus sagen, „seit wenn sind wir denn so vertraut worden, daß ich mir Ihre hofmeisterlichen Erinnerungen ausgebeten hätte? „Ordentlicher Weise, habe ich immer gedacht, geben ältre Leute dergleichen den „jüngern; und so hat es noch einen ganz „natürlichen Anstand: Sie haben aber doch „wohl einmal gehöret, wie man das nennt, „mein guter junger Herr Professor, wenn „junge Leute der Kitzel so tief sticht, daß „sie dergleichen gegen ältre wagen? — Kann

„ man wohl ernsthaft bleiben, wenn sie „ es übel nehmen, daß ein Mann über die „ altklugen Erinnerungen eines Jünglings „ lächelt und den Kopf schüttelt?„

Was in Ihrem Schreiben (S. 11) weiter folgt, ist schon in dem Vorberichte zur Appellation beantwortet. Ich habe weiter nichts hinzuzusetzen, als daß ich mir von Ihnen bey der ersten Gelegenheit eine Erklärung ausgebeten haben will, was Sie unter einem Pasquille verstehen; und ob z. E. der jenaische, die hallischen und der altonaische Artikel vom Antikritikus, Pasquille sind? In der klotzischen Schule ist es seit einiger Zeit bräuchlich worden, einen jeden zum Pasquillanten zu machen, der seinem Tadler, welcher ihn namentlich getadelt hatte, namentlich antwortete, oder dem man zur Befriedigung des Publikums gar nicht antworten konnte. — Wenn übrigens die Appellation, Schmähungen und Pasquille auf öffentliche Lehrer enthält; so weis ich nicht, was Sie mit ihrer Frage wollen: in solchem Falle, dächte ich fast, wäre keine einzige Universität in Deutschland, wo nicht Schmähungen und Pas-

quille

quille auf öffentliche Lehrer gedruckt würden.

„Der Antikritikus ist nicht Sachwalter „ der erfurter Buchdrucker; ihre Rechte und „ Privilegien gehören nicht vor sein Forum.„ Da haben Sie Recht; nur Schade, daß Sie mit der Entdeckung dieser wichtigen Wahrheit zu spät kommen. Wäre der Antikritikus Sachwalter der Buchdrucker Ihres Orts gewesen; oder hätte die Sache vor seinen Richterstul gehöret: so würde er wohl nicht erst an Sie geschrieben, sondern sogleich andere Wege eingeschlagen haben. Ich komme nunmehr mit Ihnen zu dem wichtigsten Theile Ihres Schreibens, welcher eigentlich das enthält, was mir das angenehmste ist, weil es mir eine weit beßre Meynung von Ihnen beygebracht, als ich nach der allgemeinen, und noch immer fortdauernden Rede, Sie wären Verfasser des jenaischen Schmähzettels, von Ihnen fassen konnte, und zugleich den ernstlichen Wunsch eingeflößt hat, daß Sie es Ihrer Ehre nicht zu klein halten möchten, Sich wegen dieser öffentlichen Anklage auf eine anständige Art zu rechtfertigen. Denn blo-

kes Läugnen, Widersprechen, und Chicaniren dessen, der die Stimme des allgemeinen Rufs annimmt, weil sich keine andere hören läßt, ist entweder keine, oder doch eine elende, und allemal zweideutige Rechtfertigung. Mir ist es wahres Vergnügen, jemanden besser zu finden, als ich geglaubt hatte; weil es einen der süßesten Wünsche meines Herzens befriedigt, die Zahl der besserdenkenden Menschen vermehret zu sehen. Und hätten Sie der Wahrheit nur die Ehre angethan, und Sich erkläret, daß Sie den jenaischen Artikel selbst mißbilligten, daß Sie die Art seines Verfassers, den Antikritikus zu behandeln, selbst für plump und grob hielten; hätten Sie nur redlich zugestanden, daß Sie Sichs zur Schande rechnen würden, solche Repressalien veranlasset zu haben, wie sie der Antikritikus in seiner Appellation zu gebrauchen für nöthig befunden hat; wahrhaftig, ich wollte der erste gewesen seyn, der nicht allein den Argwohn selbst abgelegt, sondern Sie auch vor dem Publikum von dieser auf alle Fälle nicht rühmlichen Beschuldigung zu befreyen gesucht hätte. So aber, wie die

Sache

Sache steht, geben Sie selbst nur allzugroßen Anlaß, zu glauben, daß Sie gewohnt sind, zwo verschiedene Rollen, eine unter dem Wunsch, und eine andre öffentlich zu spielen; ungefähr so, si parua licet componere magnis, wie der Verfasser der Sympathien sich nannte, der Verfasser der Comischen Erzählungen hingegen das Incognito behaupten wollte. — Ich, mein Herr Professor, gehe gerade durch. Thue recht, und scheue nichts, ist mir eine ewige Regel. Ich habe das Herz, dieser Regel nach meiner Ueberzeugung zu folgen, und zugleich den Stolz, zu glauben, daß es wenig Menschen, und also auch wenig Gelehrte giebt, die den unzuermüdenden Muth hätten, ein Gleiches zum Besten der erkannten Wahrheit zu thun. Werde ich darum angefeindet, oder gar verfolget? das rechne ich mir zur Ehre: niemals ist es einem eifrigen Vertheidiger der Wahrheit besser geworden, und wird auch niemals einem solchen besser werden, so lange es noch Menschen giebt, welchen die Finsterniß lieber ist, als das Licht, weil sie ihre Ursachen dazu haben. Auch schlagen die Schwierigkei-

ten und Hinderniſſe meinen Muth ſo wenig nieder, daß ſie ihn vielmehr erheben und nur mehr anfeuern. Ich weiche augenblicklich, ſo bald ich meines Irrthums oder Unrechts überzeuget werde; und ich fühle es in mir, daß ich weder Muth, noch Kräfte habe, der Stimme der Wahrheit zu widerſtehen, ſo bald ſie ſich hören läßt; weil die Liebe zur Wahrheit und zum Rechte mit meinem Innerſten verwebt iſt, und beide meinem Herzen theurer und köſtlicher ſind, als ich und meine perſönliche Ehre oder mein zeitliches Glück. Aber ſo lange ich Recht habe; ſo lange ſage, rede, dichte, lüge, läſtre, ſchmähe, pasquilliſire, ja martre man mich, daß alles thut weiter keine Wirkung, als daß mit jedem neuen Anfalle von außen, der felſenmäßige Entſchluß von neuem in mir beſtärket wird, Tu contra audentior ito.

Sie haben (S. 12 u. f.) Ihre Gedanken eröffnet, wie ein antikritiſches Tribunal beſchaffen ſeyn müſſe; und nunmehr bin ich willens, darüber mit Ihnen zu ſprechen.

„Wir haben von jeher Antikritiker gehabt„, ſagen Sie — Das kann ſeyn,

aber

aber in welchem Verstande? In dem, wie Nicolai ein Antikritikus von Klotzen, und Klotz ein Antikritikus von Nicolain, oder wie Ziegra ein Antikritikus von beiden, und beide Antikritiker von Ziegran sind. Das nenne ich controvertirende Kunstrichter. Was Nicolai lobt, tadelt Klotz; was Klotz lobt, tadelt Nicolai: was beide loben, tadelt Ziegra; was Ziegra lobt, tadeln sie beide. — In diesem Verstande gebe ich Ihren Satz zu. — Oder in der Bedeutung, daß wenn sich Ein Kunstrichter müde geschrien hat, ein anderer auftrat, der ihn und das Publicum wieder überträubte? — Auch das, und vielleicht noch einige mögliche Bedeutungen Ihres Satzes kann ich Ihnen einräumen. Aber einen eigentlichen Antikritikus, wie der dermalige seyn will, einen Mann, der sich ein eignes Geschäffte, und eine Pflicht daraus gemacht hätte, bey solchen von Kunstrichtern und recensirenden Journalen wimmelnden Zeiten ein antikritisches Tribunal aufzurichten, vor dasselbe nicht Bücher, sondern Journale zu ziehen, deren Werth und Unwerth zu bestimmen, das unter-

drückte Verdienst gemißhandelter gleichzeitiger Gelehrten zu vertheidigen, die Ehre gelehrter und verdienstvoller Männer in Schutz zu nehmen, und den eitlen Rauch des geschwätzigen Kunstrichter-Lobes, welches an elende oder mittelmäßige Köpfe verschwendet wurde, zu zerstreuen; einen solchen Antikritikus, das dächte ich doch, hätten wir noch nicht gehabt. Denn daß die Nachwelt gemeiniglich gerechter richtet, als die Mitwelt, wissen wir alle; wenigstens thut sie es unfehlbar auf Seiten der Mängel der Schriftsteller, die von den Kunstrichtern der Mitwelt verkleistert und wegpanegyrisirt wurden; aber wie hält es um die Schriften, die durch den Neid und andere strafbare Affecten gewissenloser Kunstrichter niedergedrückt, und von dem unglücklichen Buchhändler aus Verzweiflung ins Maculatur geworfen wurden, bloß weil entweder der Verfasser nicht der Eitelkeit, oder der Verleger nicht dem Geize der Kunstrichter opfern wollte? Wie soll die Nachwelt den Verfassern solcher Schriften, wie soll sie ihrem innern Werthe Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn sie die

Werke

Werke nicht mehr habhaft werden kann, und selbst das allgemeine Vorurtheil ihre Neugierde schwächt, Nachfrage deswegen zu thun? Dieß, mein Herr Professor, ist das Augenmerk des dermaligen Antikritikus. Und da das Journalschreiben so sehr zur Mode geworden ist, daß manche Leute fast nichts andres lesen, als Journale; so war es um des Nutzens des Publicums willen nothwendig, ein solches Tribunal zu errichten, vor welches die Journalisten gefodert würden.

„Es wird dazu eine Gesellschaft von „ Männern erfodert, die mit den Talen„ ten des Geistes gute Eigenschaften des „ Herzens verbinden„. Recht! beides ist nothwendig. Der Antikritikus hofft auch dieser Foderung jederzeit Genüge zu thun. Wem es an Talenten fehlt, dessen Arbeit könnte ohnedieß nicht gebrauchet werden; und wer wider Vermuthen ein böses Herz beweist, wird von der Zahl seiner Gehülfen ohne Bedenken ausgeschlossen.

„Keiner müßte zu einer Secte gehören, keiner parteyisch seyn„. Ebenfalls eine billige Foderung, so weit sie nämlich,

in

in ihrer ganzen Ausdehnung genommen, menschlich und möglich ist. Wir gelangen nicht anders zur Erkenntniß der Wahrheit, als durch stufenweise Ablegung der Vorurtheile, wie Herr Hofrath Kästner in einer seiner Vorreden vortrefflich ausgeführt hat. Ich kann aber für gewisse Autoren eingenommen seyn, weil ich meine Befriedigung bey der Lectüre ihrer Schriften im Großen gefunden habe. Die Parteylichkeit, solche Autoren zu vertheidigen, sie zu rühmen oder anzupreisen, ist auf meiner Seite so lange keine fehlerhafte Parteylichkeit, bis es von den Gegnern dieser Autoren erwiesen ist, daß jene den Beyfall, den ich ihnen gab, nicht verdienen; sie werden mich aber unfehlbar zu ihrem Lobe anfeuern, wenn sie weiter nichts thun, als diese Autoren ohne Beweis schimpfen und verkleinern. (Ich vermuthe, dieses sey Wüstemanns Fall gewesen: doch gestehe ich, daß ich ihn zu wenig kenne, um es mit Gewißheit zu behaupten.) Denn man wird doch nicht verlangen, daß mir von Wahrheit und Irrthum, eines so gleichgültig seyn soll, wie das andre. Wenn dieses zu dem Gleichgewichte gehört, wel-

welches einen Philosophen geziemt; so giebt es kein lächerlicheres Thier unter dem Monde, als einen Philosophen. Wer hat etwas hierwieder zu erinnern? — So bald hingegen etwas Gründliches wider einen meiner Lieblings-Autoren gesagt wird; so denke ich mit dem Verfasser der Ephémérides du Citoyen: C'est de la vérité, c'est du *bien public*, qu'il doit être question: ce n'est ni des *Personnes*, ni des mots. Hat nun der Antikritikus „eine vorzügliche Liebe gegen „gewisse Schriftsteller„, wider die Sie, mein Herr Professor, etwas zu erinnern haben; so benehmen Sie ihm dieselbe durch Beweise, „daß diese Schriftsteller solche „vorzügliche Liebe nicht verdienen„.

„Keiner müßte einen vorzüglichen Haß „wider gewisse Kunstrichter haben„. Wider die Person des Kunstrichters nie. Ferne sey eine solche strafbare Triebfeder! Aber warum sollte er die Methode des Kunstrichters, warum seine Grundsätze nicht hassen, wenn sie verderblich sind? — Darf man z. E. den Hrn. Klotz öffentlich loben, daß er den Muth hatte, dem berliner Despotismus zu steuern, wie sich Hr. M. Schmidt ausdrückt;

so verdient es doch wohl keinen Tadel, wenn der Antikritikus ihm selbst, dem Hrn. Klotz, den tyrannischen Scepter, dessen er sich an Statt der Berliner anmaaßt, wieder aus der Faust windet, um ihn zum Feuer auf den Altar der Freyheit zu bringen? u. s. w. Der Antikritikus muß, ja er muß den Stolz derer hassen, die sich dem unabhängigen Staate der Gelehrten gleichsam zu Selbsthaltern aufdringen. Ohne römischen Haß gegen die Unterdrückungssucht ward niemals eine Republik von Tyrannen befreyet. Und wenn die Paolis aus dem Wege geräumt sind, dann, Corsica! — ilicet, acta est fabula.

„Keiner soll, wo möglich, ein Schrift„steller seyn„. — Auch nicht ganz übel, wo es möglich wäre. Doch leidet, (wenn das nicht ganz so seyn könnte,) eine solche Regel billig die Einschränkung, daß der Schriftsteller, der an dem Antikritikus selbst Theil nähme, entweder sich selbst nie vertheidigen, und zu seiner Vertheidigung wo sie nöthig wäre, einem andern Mitarbeiter bloß die Grundsteine und Materialien liefern dürfte, so daß der letztre den Bau aufzuführen hätte; oder daß er seine Vertheidigung,

gung, wie jeder Fremder, mit seines Namens Unterschrift begleitete, damit das Publicum wisse, an wen es sich zu halten hätte; in welchem Falle er nicht als Gehülfe des Antikritikus, sondern als Partey, als Autor anzusehen wäre, der die Beweise seiner gerechten Sache vor dem Tribunale des Antikritikus dem Publicum vor Augen legte. Als Gehülfe des Antikritikus selbst, müßte der Schriftsteller niemals wider den Kunstrichter schreiben, von dem Er vorher beleidiget wäre, ehe er an dem Antikritikus Theil nahm; oder, wenn ihm das ja zugestanden würde, dürfte er es doch nie anders, als durch Gründe und Beweise von der Ungerechtigkeit oder Unwissenheit des Kunstrichters thun.

„Wenigstens„, sagen Sie, „müßte „ der Schriftsteller der ein Antikritikus „ seyn wollte, kein solcher seyn, der sich „ über die Journalisten zu beschweren hät„ te„. Das meynen Sie doch hoffentlich so: „Der Antikritikus müßte keine Ursache „ gehabt haben, sich über eine Beleidigung „ von Seiten der Kunstrichter, die ihm wie„ derfahren wäre, zu beschweren, ehe er

„ Antikritikus wurde „? Wenn Sie es so „ meynen; so bin ich über diesen Punct mit Ihnen vollkommen einig. Der Urheber, und selbst der Herausgeber eines solchen Journals, müssen gerade solche Leute seyn, um ohne Leidenschaft entscheiden zu können, was in dem Journale Statt finden könne oder nicht. Lassen Sie uns itzt von dem Herausgeber, von mir, reden. — Wo bin ich, ehe ich Herausgeber des Antikritikus wurde, in irgend einem Journale, in irgend einer gelehrten Zeitung beleidiget worden, den einzigen Punckt wegen der vermeynten Anmerkungen zum Gordon ausgenommen in dem ersten Stücke der Hallischen Zeitung? Ich hatte mich wegen dieses Punctes in den Hamburger Nachrichten, im 37sten St. v. 1766. gerechtfertigt; und kein Mensch hat bis diese Stunde wider meine Rechtfertigung eine Sylbe eingewendet. Ja, ich habe so gar die Satisfaction gehabt, daß selbst der Professor Hausen bey der Recension des Gordon in seiner Pragmatischen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts (S. 36. f.) von den vermeyntlichen Anmerkungen nicht eine Sylbe erwähnet, und dadurch dem hallischen Zeitungs-

tungsurtheile selbst tacite widersprochen hat. Konnte ich mehr verlangen, oder habe ich jemals mehr verlanget? Ich war zufrieden und ruhig, so bald ich mir Recht verschaffet hatte; und mein Herz weis nichts von Grolle oder nachgetragnem Hasse. Man frage einen meiner Bekannten, welchen man will; so wird man hören, ob jemand in der Welt leichter und lieber verzeiht, als ich. Die Herren Göttinger kritisirten einige Stellen meiner Uebersetzung, die der Hallenser ohne Ausnahme gelobt hatte. Die Berliner Bibliothek sagte von der Uebersetzung, sie sey hin und wieder steif. Ich habe das Lob des Hallensers verbeten; ich habe den Göttingern öffentlich Recht gegeben; ich habe dem Urtheile der deutschen Bibliothek nie widersprochen. Warum das alles? — Weil das Werk aus einem unreifen Concepte wider meinen Willen gedruckt war, und ich selbst am besten wußte, wie sehr ihm noch die letzte Hand fehlte.

Weil ich einmal von mir selbst reden muß; so erlauben Sie mir ohne Zweifel, noch mehr zu sagen. Der Jenenser nennt mich einen treufleißigen Uebersetzer ums Tagelohn.

Grobheit des Ausdrucks dießmal bey Seite gesetzt, so kann ich, ohne eben meiner Ehre einen wahren Nachtheil zuzufügen, allenfalls gern gestehen, daß ich seit dreyzehn Jahren großen Theis von der Feder, und vom Uebersetzen vornehmlich gelebt habe. Nirgends habe ich mich genannt, als bey dem Beausobre, und bey einer kleinen Schrift, die einem Minister zugeschrieben wurde, der von langer Zeit her mein und meines Bruders Wohlthäter gewesen ist. Ich habe eine Menge Schriften übersetzet, an einer Menge großer Werke als Uebersetzer Antheil gehabt; und ich mußte dieses als ein Mittel betrachten, einen großen Theil meines Unterhalts zu erwerben, weil kein andres meinem Temperamente und meiner Denkungsart so gemäß war. Ich suchte keine große Ehre in dem Namen eines guten Uebersetzers, ob ich mir gleich zur Pflicht machte, nichts zu unterlassen, diesen Namen zu verdienen. Mir war es, weil mir zu wichtigern Unternehmungen die Muße gebrach, Beruhigung genug, daß keine von allen meinen Arbeiten, die ich aus eigner Wahl, oder auf Verlangen selbst herausgab, jemals gemißbilligt wurde; ich

habe

habe vielmehr das Vergnügen gehabt, sie immer unparteyisch gebilligt und gelobt zu finden: Denn dann ist das Lob unfehlbar unparteyisch, wann der Recensent selbst nicht weis wen er lobt. Meine Arbeit ist selbst in klotzischen Journalen, ja was noch mehr ist, so gar nach der Erscheinung des Antikritikus gerühmt worden; ob ich gleich gern glaube, daß man mir ganz anders mitgespielt haben würde, wenn man gewußt hätte, daß das, was man lobte, von dem Herausgeber des Antikritikus herrührte. Aus dem Grunde weis ich es auch dem Herrn Mag. Schmidt eben so wenig Dank, daß er mir, in den Zusätzen zu seiner Theorie der Poesie, die Ehre hat erweisen wollen, mich als Verfasser der neuen Uebersetzung des Shaftesbury zu nennen, (eine Arbeit, die offenbar noch viel weniger Tagelohn abwirft, als der Beausobre,) als es ihm der Herr Rector Martini zu Regenspurg Dank weis, daß er ihn als Verfasser eines gewissen Aufsatzes in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften ausgekundschaftet und namentlich angezeigt hat. Ich bleibe noch

heute

heute hey dem, was ich bey Gelegenheit des Gordon dem hallischeu Recensenten sagte: „ Es ist wenigstens muthwillig, den, „ der sich hinter seiner Malerey, sie sey gut „ oder schlecht, aerbnrgen hält, nm die „ Urtheile der Kenner und der Gecken in der „ Stille anzuhören, bey dem Zipfel seines „ Mantels hervorzuzerren, und ihn wider „ seinen Willen dem Publikum zu präsenti„ ren.„ Doch tröstet mich das im Voraus' daß jedermann die Urtheile, die aus dem Sprengel des klotzischen Gebietes kommen, nunmehr als blosse Rachgier wegen des schrecklichen Antikritikus, nicht als Urtheile über meine Arbeit betrachten wird; sie müßten denn eben so gründlich, sorgfältig und ernsthaft abgefaßt seyn, als es die Sache erfodert.

Nun mein lieber Riedel, frage ich Sie im Angesicht der Welt, was haben Sie weiter wider den Charakter des Herausgebers vom Antikritikus einzuwenden? Oder, nenn es Ihnen beliebt, mich für den vorehmsten Verfasser zu halten, was haben Sie wider mich, als Verfasser, betrachtet? Ich bin, als Schriftsteller, selbst nie

wenig=

wenigstens nie unter meinem Namen hervorgetreten; ich habe mich, ehe ich Antikritikus wurde, über keinen Kunstrichter zu beschweren gehabt; denn mein erwähnter Handel mit einem hallischen Recensenten, den ich nicht kenne, und niemals zu wissen begehre, war ein kurzes Mißverständniß, das durch meine Erklärung auf einmal gehoben ward. Und es ist mir diese Sache nicht einmal mehr beygefallen, da ich das Urtheil des Antikritikus über den I. Theil der hallischen Zeitung durchlas, um es zum Drucke abzusenden, so sehr waren alle Gedanken des Grolles von mir entfernet, da der Antikritikus sein Tribunal eröffnete. Denn konnte ich nicht, wenn es mir beygefallen wäre, und ich es noch für nöthig erachtet hätte, die Paar Worte einrücken: „Wider die Beschuldigung, „ die dem M. W. S. 6 zur Last gelegt „ wird, hat sich H. W. S. 289 der Hamb. „ Nachr. v. 1766 zur Genüge gerechtfer„ tigt„?

Man hält meinen Bruder für einen Gehülfen des Antikritikus? Gut. Auch Er hat niemals Händel mit Kunstrichtern

gehabt; denn er ist nie als Autor aufgetreten. Die Danziger Berichte haben einmal eine kleine Uebersetzung von ihm recensiret; aber seine Arbeit wurde gebilligt. Sollte ihn das gekränkt haben?

Herr Prof. Schmidt wird, als Theilnehmer am Antikritikus, vornehmlich und fast noch schmählicher gemißhandelt, als ich und mein Bruder. Dieser Mann ist Autor, und schreibt meines Erachtens zu viel, und dieses vielleicht zu zeitig. Dabey liest er täglich sechs bis sieben Stunden Collegien. Schriebe und läse er weniger; so ließe es sich hören, wenn man sagte, daß er an dem AntiKritiKus großen Antheil nähme. — Was der AntiKritiKus von seiner Streitschrift wider Voltairen denke, hat er in der Appellation gesagt. Sollte Hr. Schmidt iemals wirklichen Theil an unsrer antikritischen Arbeit nehmen; so können Sie doch versichert seyn, daß ihm niemals ohne ausdrückliche Unterschrift seines Namens gestattet werden wird, sich wider den Hrn. Klotz, oder einen andern seiner erklärten Gegner nur zu vertheidigen, geschweige anders, als mit Gründen, oder ohne Namen

in

in andern, als fremden Angelegenheiten zu schreiben. Es fehlt auch diesem geschäfftigen jungen Gelehrten weder an Gelegenheit, noch an Muthe, mit seinen Gegnern in Vorreden zu kämpfen; so daß er den Antikritikus, wenigstens zu seiner Rettung, so bald nicht nöthig haben wird.

Ich komme von meiner Ausschweifung zurück zu der andern Bedeutung, die Ihre Regel haben kann. Wenn Sie nämlich verlangen, „daß sich der Antikritikus auch „alsdann über keinen Journalisten sollte zu „beschweren haben, nachdem er als Antikri„tikus aufgetreten wäre„; so verlangen Sie etwas platterdings Unmögliches. Denn wie der Antikritikus schon erwiesen hat, so geht es maschinenmäßig zu, und ist etwas ganz Unvermeidliches, daß seichte und rachgierige Kunstrichter schreyen und schmähen, so bald sie gestraft werden sollen: Und da dieses eine Sache außer allem Streit ist, so würde eine solche Foderung nichts geringeres verlangen, als daß der Antikritikus den seichten Kunstrichtern drey bis vier Finger lähmen ließe, damit sie nicht wider ihn schrieben, und ihnen die Zun-

gen ausschnitte, damit sie nicht wider ihn diktiren könnten. Doch ich glaube gern, daß Sie etwas so ungereimtes nicht verlanget haben.

Was in Ihrem Schreiben folgt, ist, mit Ihrer Erlaubniß, zu unzusammenhängend, als daß sich eine zusammenhängende Antwort ohne Weitläufigkeit darauf geben ließe. Ich will sie daher in einzelne, und so viel möglich kurze Sätze fassen.

Die Beweise, daß ich, oder vielmehr „ der Antikritikus, zur Fahne des „ Herrn Dr. Crusius geschworen hätte„, will ich mir um desto mehr ausgebeten haben, weil das Journal selbst mehr als einen überzeugenden Beweis vom Gegentheile enthält. So lange Sie diese Beweise schuldig bleiben, können Sie nicht verlangen, daß Ihnen das Publikum glauben soll. Und wenn eine solche Beschuldignng nicht bewiesen wird, nachdem der Urheber derselben öffentlich dazu aufgefodert worden ist; so wissen Sie selbst, ohne daß ich es Ihnen zu sagen brauche, für was man sie zu halten hat.

„Das man die Lehrgebäude anderer „Philosophen gegen das crusiußische System „nicht verachten, und den Crusius nicht „wie Wüstemann, übertrieben panegyrisi„ren müsse„, erinnern Sie zu spät, nach dem der Antikritikus (im 2ten Stücke S 216 u. f.) diesen lieben Satz ex instituto ausgeführt hat. Hoffentlich aber werden Sie es dem Antikritikus nicht verdenken, wenn er mit allem möglichen Eifer für die von ihm selbst erkannte Wahrheit, jedoch mit aller erfoderlichen Mäßigung im Ausdruck, in manchen Fällen die Sache des Herrn D. Crusius eben so gewissenhaft, als die Sache eines andern Gelehrten führt, dem die Kunstrichter Unrecht gethan haben? Herr D. Crusius braucht zwar kaum einen Vertheidiger wegen der Gerechtigkeit seiner Sache; aber er braucht zuweilen einen Sachwalter wider diejenigen Gegner, die ihn ohne Grund, und mit bloßen Schmähungen anfallen. Er selbst liebt den Frieden so sehr, daß er in keiner von seinen Schriften einen lebenden Gelehrten nennt, von dessen Meinungen er abgeht, und hat überl dieß der Arbeit bey seinen Aemtern zu vie

als daß er sich in Streitigkeiten einlassen könnte. Ich weis freylich wohl, daß es dem, nach dem Modetone gestimmten Publicum schon etwas Unleidliches ist, den Herrn D. Crusius mit Achtung nur zu nennen; und vielleicht haben Sie Sich durch die anständige Art, mit der Sie ihn anzuführen wagen, bey einigen Modeschribenten schon Schaden gethan: ich denke aber doch, es könne kein vernünftiger Mensch dadurch beleidiget werden, wenn man die Einwürfe, die etwan wider die Philosophie des Hrn. D. Crusius gemacht weden, beantwortet; wenn man die Zweifel seiner Gegner hebt; wenn man ihn wieder die Vorwürfe, die ihm ohne Grund gemacht werden, rechtfertigt, und die Schmähungen, die wider ihn, da er Niemanden beleidigt, ausgestoßen werden, zurückweist. Dieses ist kein Angriff, sondern einerechtmäßige Vertheidigung; und in solchem Falle streitet der Antikritikus pro aris et focis, dieß heißt, für die Rechte der beschimpften Wahrheit, uud für die Ehre eines frommen und wahrheitliebenden Gelehrten.

„ Daß der Antikritikus wider gewisse „ Kunstrichter vorzüglich eingenommen sey, „ verräth er selbst „? — Er verräth es nicht, mein Herr Professor; er sagt so deutlich, als man es nur verlangen kann, daß er den Hrn. Klotz mit seinem ganzen weitläuftigen Anhange, so wie ihn der Herausgeber des Vademecum in der Zueignungsschrift vor seinem 4ten Bande geschildert hat, einige Mitarbeiter an der berliner Bibliothek, und den Verfasser der hamburger Nachrichten für Journalisten hält, die sich jeder für sich, zu Despoten aufwerfen, und keine Einwendung leiden wollen. Sehen Sie einmal S. 127. des 2ten Stücks vom Antikritikus nach.

„ Der Schluß ist nothwendig, diese „ Kunstrichter müßten dem Antikritikus et„ was gethan haben „? Ja freylich ist dieser Schluß bey allen denen nothwendig, die selbst nie anders, als aus Privat-Affekten wider andre zu schreiben gewohnt sind; bey allen, die nicht fassen können, daß es Leute giebt, die das Herz haben, aus eignem Antriebe, und ohne dazu durch äußre Ursachen genöthigt zu seyn, mehr für die

Wahr-

Wahrheit, ja mehr für andre, als für sich selbst und ihr zeitliches Glück zu thun. Mitleiden hatte der Antikritikus mit seinen Gegnern, so oft er ihre Beschuldigung las, das Er aufgetreten sey, sich an ihnen zu rächen. Und wie Richardsons Clarissa einstmals zu Lovelacen sagte: „Meine „ Seele ist größer, denn deine„; so sagte Er, als Er die klotzische Ankündigung seiner Schrift las. — Ist es möglich, mein Herr Professor, daß ein Philosoph diesen Schluß für nothwendig halten konnte, ohneauf die Ursachen zurückzugehen, warum derselbe bey dem größten Haufen nothwendig ist, und ohne sich selbst zu fragen, ob er bey allen nothwendig sey und es keine Ausnahmen gebe?

„Ein solcher Schluß ist doch immer fä„ hig, den Antikritikus in Mißkredit zu „ bringen„? — Nur bey denen, hoffe ich, die nicht fassen können, was ich eben sagte; und Mißkredit bey diesen, lieber Herr Professor, gilt dem Antitritikus nicht mehr, als Mißkredit bey den Kunstrichtern, von welchen diese geblendet sind.

„Der Antikritikus soll nicht auf den

Herrn

„ Klotz schimpfen, wenn er seine Einwen-
„ dungen gegen andre Kunstrichter mit
„ Merkmaalen seiner Hochachtung vorträgt„.
Die Erinnerung, vergeben Sie mir, ist ganz unnöthig. Er hat es nicht gethan, und wird es auch nicht thun. Er hat Leute abgewiesen, die sich zu seinen Gehülfen anboten, und sich dadurch ein Verdienst bey ihm zu machen glaubten, daß sie aus allen Kräften auf den Herrn Klotz und seine Anhänger schimpften; und er hat ihnen ihre Aufsätze als unbrauchbar zurückgegeben. — Den andern Vorwurf zu beantworten, muß ich Sie, mein Herr Professor der Philosophie, eine Kleinigkeit belehren, die Sie nicht zu wissen scheinen; damit ich doch Ihre guten Dienste mit willigen Gegendiensten erwiedre. Höflichkeit heißt, meines Erachtens, so viel, als die äuserlichen Merkmaale der innerlichen Hochachtung; und Hochachtung gründet sich bey dem Autikitikus, und wie ich glaube, bey allen vernünftigen und tugendliebenden Gemüthern, allemal noch mehr auf moralische Vorzüge des Herzens, als auf schimmernde Eigenschaften des Witzes oder Verstandes, oder

auch

auch auf Gelehrsamkeit. Nun belehren Sie mich wieder, daß diese Sätze unrichtig sind; oder daß Hr. Klotz, nach denselben, die Hochachtung des Antikritikus eben so sehr verdiene, als die, welche er, wie Sie Sich auszudrücken belieben, „ nur höflich und mit Verbeugungen tadelt „. Mich deucht, ich errathe, was Sie meynen: aber ich dächte doch, es wäre in allen Betrachtungen ein kleiner Unterschied zwischen einem Klotz und einem Ernesti! Und wenn dieser Unterschied real ist; so dächte ich auch, Ihr „ philosophisches Gleichgewicht „ wäre ein utopisches Ding aus einer utopischen Philosophie.

In der Beurtheilung der Kritiken, mein Herr Professor, das lassen Sie Sich einmal für allemal gesagt seyn,) wird der Antikritikus niemals demüthiger, und auch niemals hochmüthiger seyn, als die Kunstrichter, die er vor seinen Richterstul zieht. Ihnen, als gewesenem und zukünftigem Kunstrichter, kömmt es zu, Gesetze anzunehmen und nicht vorzuschreiben. Sie und Ihres Gleichen, (d. i. junge, und eben aus Jugend verwägne Kunstrichter,)

wird

wird die Demuth allerdings zieren. Lasden Sie Sich die Befolgung der Gesetze, die der Antikritikus S. 125 bis 127 solchen Kunstrichtern auferleget hat, bey Ihrer Philosophischen Bibliothek, und bey Ihrer Erfurter Gelehrten Zeitung nur gewissenhaft angelegen seyn; so werden Sie Sich über sein antikritisches Tribunal nicht zu beschweren haben.

„Ob der Antikritikus und seine Gehülfen wissen, wie viel zum Schiedsrichter„ Amte zwischen den Autoren und Kunstrich„ tern gehöre; und ob sie die Kräfte dazu ha„ben„? Das ist eine ganz wunderliche Frage von dem, der so gar nicht im Stande gewesen ist, nur etwas Gründliches wider die Art einzuwenden, mit welcher der Antikritikus sein Amt bisher geführt hat. Lesen Sie nur seine Anrede An das Publicum, und lernen Sie sie verstehen; so können Sie Sich die Antwort auf Ihre Frage selbst geben.

Das folgende, „ vom Sektengeiste, von „ der Parteylichkeit u. s. w. „ ist zum Theil schon oben wiederleget; zum Theil beruht

es auf der Beantwortung der Fragen, zu der ich Sie aufgefodert habe.

„So lange Sie Bedenken trugen,„ die „ verschiedenen schlechten Schriftsteller „ zu nennen, deren sich der Antikritikus angenommen haben soll; so lange sollten Sie auch mit dieser Beschuldigung zurück geblieben seyn. Ist dieß nicht leeres Geschwätz?

Sie haben Recht, wenn Sie sagen, „ jeder elende Scirbent glaube mit Unrecht gezüchtigt zu seyn„. Der Antikritikus hat den Casum in Terminis: Und wenn Er es niemals geglaubt hätte; so erfährt er es itzt an den Kunstrichtern, die er als elende, und doch verwägne Scribenten gezüchtigt hat.

Hier haben Sie, und zugleich das Publicum, die Erklärung des Antikritikus über den wichtigsten Zweifel, den Sie aufgeworfen haben, und der noch den besten Schein der Gründlichkeit hat: Nur diejenige Vertheidigung soll im Antikritikus eingerückt werden, deren Verfasser sich mit Grunde vertheidiget hat. Mit Grunde aber, mein Herr Professor, heißt so viel, als mit Argumenten; nicht mit Schreyen, mit Schimpfen, mit Schmähen und

Lästern, oder bloß mit höhnischer Bitterkeit und Satyre, der gar zu gewöhnlichen Rache beleidigter Schriftsteller, wider den Kunstrichter. — Ich dächte aber immer, das wäre schon deutlich genug in der Vorrede (S. 24 u. f.) gesagt worden. — Sie verstehen doch, was für Schlüsse hieraus folgen? — Nicht? — Nun, so will ich mir die Mühe geben, sie Ihnen zu ziehen: — Daß nicht allein wirklich gründliche, sondern auch gründlich scheinende Vertheidigungen Platz finden; bloß mit dem Unterschiede, daß die letztern mit kurzen Einwürfen begleitet werden, die dem Antikritikus dabey eingefallen sind. Folglich, mein Herr Professor, wird der Grund des Autors nicht nach ihm, nicht nach der persönlichen Denkungsart des Antikritikus, nicht nach dem Kunstrichter, wider den sich der Autor vertheidigt, sondern nach der Methode abgewogen, mit der er es thut. — Wenn Ihnen dieses Verfahren gerecht genug ist; und Sie Ihre Theorie nach dieser getroffnen Einrichtung des Antikritikus gegen die Hamburger Nachrichten vertheidigen wollen; so steht

Ihnen ein Platz, wo nicht im fünften, doch gewiß im sechsten Stücke offen: ob ich gleich nicht glaube, daß Ihnen Hr. Klotz mit irgend einem seiner vielen Journale entstehen sollte.

Die Grobheit, die Personalien, deren Sie den Antikritikus beschuldigen, werden Sie die Gütigkeit haben zu beweisen, wenn Ihnen das Publicum glauben soll. Uebrigens kann es seyn, daß die Antwort auf die Angriffe, die man auf den Antikritikus gethan hat, glimpflicher seyn könnte; es kann seyn, daß diese Antwort von Seiten ihres wahren Gehalts nicht viel verloren haben würde, wenn ich auch einige vermeynte Personalien oder hartscheinende Ausdrücke vernichtet hätte: allein es weis auch ein jeder, daß man im Feuer der Dispüte die Worte eben nicht mit der Goldwage abwägt.

Ihr Urtheil über den Eingang des Antikritikus ist, ohne Beweise, eben so viel werth, als das über die Artikel von der hallischen Zeitung und der berliner Bibliothek; d. i. — o Daß Ihnen dieser Eingang so wohl, als das Uebrige, verhaßt genug sey, glaube ich gern. Hinc illae lacrumae! — Und aus diesem, nehmen

men Sie mirs nicht übel, nichtssagenden Urtheile getrauen Sie Sich doch, den wichtigen Schluß zu ziehen, „daß der Antikritikus „und seine Gehülfen Kunstrichter von gewöhnlichem Schrot und Korne sind?„ Denn was ist ein Urtheil ohne Beweis? Ueberhaupt scheinen Sie, mein Herr Professor der Philosophie, ein geschworner Feind der Beweise zu seyn; wie man auch aus Ihrer Censur aufs deutlichste ersehen kann. Einen Philosophen, dächte ich jedoch, geziemte dieses nicht gar zu wohl. Hüten Sie Sich vor diesem Fehler inskünftige; denn dergleichen bloße Machtsprüche zeigen jedesmal einen seichten Kunstrichter an.

Uebrigens hat der Antikritikus eigentlich keinen Kunstrichter aufgefodert, daß er seine unmaaßgebliche Meynung über dieses Unternehmen anzeigen soll. Wo wäre es denn geschehen? Jeder gerechte und gegründete Widerspruch wird ihm allerdings willkommen seyn; allein was sagen Sie? — Nichts! Nichts gründliches in der Welt, was Er selbst nicht längst gewußt, längst gesagt, längst befolget hätte. Daß Er den Umfang und die Pflichten des Schiedsrichters

ter-Amtes, zwischen Autoren und Kunstrichtern besser eingesehen habe, als Sie, beweist seine Einleitung allein, die Sie entweder nicht recht gelesen, oder wenigstens noch nicht verstanden haben müssen. Als ein zukünftiger Kunstrichter können Sie jedoch manches daraus lernen, das Ihnen in der Folge nützlich seyn dürfte.

Wo hat denn der Antikritikus in seiner Appellation versprochen, „daß er seichte „Kunstrichter, die ein leeres Geschwätz über „seine Schrift führten, ausschimpfen wollte?„ Und warum befürchten Sie denn, ausgeschimpft zu werden? Entweder Sie hatten kein gutes Gewissen, und waren Sich bewußt, es zu verdienen; oder Sie sahen den Antikritikus nicht für den an, der er ist; oder Sie hatten, welches das Wahrscheinlichste ist, mit dieser nur vorgeblichen Vermuthung die schlaue Absicht, Ihn der Grobheit verdächtig zu machen. — Jedoch könnte ausschimpfen bey Ihnen auch wohl eben das heißen, was bey uneingenommenen Leuten nichts andres ist, als Wahrheiten beweisen. Die verzweifelten Beweise! sie sind auch von je her al-

len

len seichten Scribenten, wenn sie Unrecht hatten, der Tod in Töpfen gewesen! — Wer wollte sich wohl unterstehen, sich im Schimpfen und in der Grobheit mit Hrn. Klotz oder einem Klotzianer zu messen? — Es weis ja alle Welt, daß Hr. Klotz und seine Anhänger allein das Privilegium haben, ungestraft schimpfen zu dürfen; und daß Hr. Klotz augenblicklich mit der eisernen Hand der Obrigkeit da ist, die Leute Iniuriarum zu belangen und strafen zu lassen, die ihm Gleiches mit Gleichem vergelten, wie wir in Leipzig den weltkündigen Casum in Terminis an dem Oekon. Secret. Hrn. Wilke, haben. Der Antikritikus und seine Gehülfen sind allesammt Männer, die in öffentlichen Bedienungen stehen; keinen ausnommen, als den Herausgeber, der bisher noch kein Amt begehret, und schon mehr als eines, das seinem Genie nicht gemäß war, verbeten hat. (Außer den Göttinger Anzeigen, daß ich es im Vorbeygehen sage, ist wohl kaum ein Journal in Deutschland, von dem man mit Fug ein Gleiches sagen könnte.) Ich lebe, als akademischer Bürger, unter dem Scepter einer Obrigkeit,

die aufs zärtlichste über die guten Sitten ihrer Bürger wacht, und die mich unfehlbar strafen würde, wenn ich denen, die draussen sind, Injurien zugefügt hätte. Unterdessen müßte ich, als Herausgeber des Antikritikus, da ich niemals ein Geheimniß daraus gemacht habe, daß ich dieses sey, unvermeidlich für alle in dem Journale befindliche Injurien stehen, sie möchten von mir, oder einem andern herrühren. Doch das wissen Sie ja selbst, mein guter Herr Riedel; und daß Sie es wissen, beweist ja Ihr Verfahren, da Sie das Manuscript der Appellation, H. Klotzen zu Liebe, abgeschrieben haben, und die Abschrift, zur Eventual-Klage, von diesem schon längst hier eingegangen ist.

Sie preisen mir und dem Antikritikus auch an einem Orte Ihres Schreibens die Bescheidenheit an? Recht wohl. Bescheidenheit ist eine Pflicht, die man großen Männern von allgemein anerkannten und unwidersprechlichen Verdiensten schuldig ist. Der Antikritikus hat sich diese Bescheidenheit zum Gesetze gemacht. Die Bescheidenheit wird aber durch das Freyschreiben an sich nicht verletzet. Niemand be-

fürch-

fürchtet schlimme Folgen von der Freyheit zu schreiben, als wer sich bewußt ist, daß Er selbst strafbar sey. Der freyschreibende Antikritikus zieht die strafbaren Kunstrichter aus ihren Schlupfwinkeln, und setzt ihre Häßlichkeit und Abscheulichkeit ins Licht. Die besten Scribenten haben solche Freyschreiber jederzeit aufgemuntert; weil sie wußten, daß sie sebst sich dabey wohlbefinden, ihre gute Sache von selbst ihren Namen schützen, und rechtschaffne Männer immer bereit seyn würden, ihre Vertheidigung zu übernehmen. Aber öffentlich Schaden zu thun, und es nicht hören, nicht gesagt wissen wollen, ist bloß die Prärogativ der Tyranney.

Nur noch ein Wort an Sie, mein hiermit abgedankter, obgleich so sehr billiger Herr Censor; und dann noch eines zum Schlusse für Ihren Hrn. Gleichmann. — Sie machen Sich im Eingange Ihres Briefes mit Ihrem Phlegma nicht wenig breit; und doch findet jeder kaltblütige Leser stellenweise in demselben eine Menge Beweise, daß ein erkünsteltes Phlegma sich verläugnet. Wenn der Antikritikus in der Appellation Sie traf; so war es kein Wunder, daß Sie

böse und hämisch wurden. Traf er Sie nicht; so wundre ich mich billig, wie Ihr Phlegma Sie in irgend einem Worte verlassen konnte. Denn ist es Phlegma, wenn Sie seine Worte verdrehen; wenn Sie Beweise für Schmähungen, Pasquille, Schimpfreden, u. s. w. erklären; wenn Sie die Blätter des Antikritikus ein Journälchen nennen, u. d. g.? Aber freylich, die Züchtigung mit schwarzen Striemen, die Sie, Kraft Ihres neuen Censor-Amtes, über das arme, von seinem Verfasser entfernte Manuscript ergehen liessen, und die herkulische Arbeit, diesen Stall des Augias zu fegen, hatte Ihr Blut in einige Bewegung gesetzt, die sich nicht auf einmal ganz unterdrücken ließ.

Ihrem Hrn. Gleichmann werden Sie 1) zu sagen belieben, daß es mir eine unbeschreibliche Freude gemacht hat, was von seiner werthen Person zu erfahren; 2) daß es der M. Wichmann eben nicht für eine Trübsal hält, den durch die klotzischen Journale binnen Jahr und Tag so hochberühmt gewordenen Herrn Professor Riedel zu Erfurt, als einen seichten Gegner des Antikritikus, aus der jenaischen Zeitung ken-

nen zu lernen; 3) daß außer den Schulen und Schriften der Klotzianer, Beweise und derbes Ausschimpfen für ganz verschiedne Dinge gehalten werden; daß es mir daher 4) leid thut, wenn ihm seine großen Lehrer verschwiegen haben, wie weit eine Instanz oder ein Argumentum κατ' ἀνθρωπον, und eine wirklich geschehene Vergleichung, dem Wesen nach, von einander abweichen; und daß sein theurer Lehrer nunmehr in den Stand gesetzt sey, ihm diesen Unterschied, den Er bisher selbst nicht gewußt hat, aus dem quästionirten Beyspiele faßlich zu machen; 5) dürfen Sie ihm nur den authentischen Abdruck der Appellation, die nunmehr die andre, und zwar die ekle leipziger Censur paßiret ist, vor Augen legen, damit Er bey Gelegenheit erfahre, wie weit die Rechte eines Censors gehen können, (denn die Appellation ist von mehr als einem geschwornen Censor durchgelesen worden, ehe das Imprimatur unterschrieben ward;) und Er zugleich einsehen lerne, in wie weit sein Freund oder Patron, als erster Censor, bescheiden gewesen sey; 6) können Sie ihn versichern, daß mir sein artiger Einfall,

das Schreiben des Antikritikus an Sie einen feuerspeyenden Brief zu nennen, nicht übel gefallen hat, und ich mir große Hoffnung mache, er werde binnen kurzer Zeit, mit Hülfe der klotzischen Journale, als ein neuer Schwanzstern an dem Ehrenhimmel witziger Köpfe figuriren. Ich habe die Ehre, zu seyn u. s. w.

der Herausgeber des Antikritikus,

C. A. Wichmann.

Memento mori
an den
Antikritikus
von
J. G. C. Gleichmann.

Mein Herr Antikritikus!

Ich antworte Ihnen auf Ihre Fortsetzung des Briefwechsels, zwischen dem Antikritikus, und dem Hrn. Prof. Riedel, ohne mich bey Ihnen zu entschuldigen, oder um Erlaubniß zu bitten, weil Sie Ihre Antwort nicht an mich, sondern an den Hrn. Prof. Riedel gerichtet haben. Warum thaten sie dieses? Sahen sie nicht, daß die Herausgabe des Briefwechsels gleichsam eine Ausforderung von mir an sie war? — Doch, wer könte dieses sogleich errathen!

then! — konte nicht vielleicht wieder eine Chicane darunter verborgen seyn? — Oder war es nicht vielleicht gar eine feine Ablehnung des Streits von dem Hrn. Prof. Riedel, weil er sich für der Kritischen Syäne, dem Antikritikus, fürchtete? — Dies sind Fragen, die sie im Namen ihres Principals (*) an mein Gewissen zu thun scheinen; ich will sie mit aller der Aufrichtigkeit, die mir eigen ist und ohne alle Verunglimpfung beantworten. Doch etwas Muthwillen, der aber nicht so böse gemeint ist, und den ich zuweilen nicht unterdrücken kan, werden sie meiner Jugend wohl erlauben?

Lex haec operculis data est iocosis.
ne possint, nisi pruriant, iuuare!

Und

*) Herr C. A. Wichmann nennt sich nur den Druckdirektor des Antichrists. Wir wissen auch, daß er weiter fast nichts daran gemacht hat, als den spaßhaften Vorbericht. Der Held, welcher in dem Antikritikus am meisten wütet, ist der jüngere Hr. Wichmann, Diener des göttlichen Worts zu Löbstädt und Zwätzen bey Jena. Dieser hat sogar, wie mir meine Jenaischen Freunde geschrieben haben, in dem Wirthshause zu Zwätzen nach seiner Probepredigt eine Catilinariam wider den Hrn. Prof. Riedel abperoriret.

Und so ernsthaft kan ich natürlich nicht thun, als ein anderer, der schon dreyzehn Jahre von der Feder gelebt hat. Für das erste muß ich ihnen sagen, daß ich im Grunde, an allen dem Unglück Schuld bin, das ihnen von Jena und Erfurt aus begegnet ist. Länger zu schweigen, und ihre Streiche auf andere fallen zu sehen, die sie nicht verdienen, wäre unbillig, und meiner Begierde, eins mit ihnen zu wagen, gar nicht angemessen. Wissen sie demnach, daß ich (ärgern sie sich nicht wieder;) ich selbst, J. G. C. Gleichmann ihr Recensent in der Jenaischen Zeitung bin? — „Warum „ (schreyen sie) so naseweiß, junger Herr, „ promoviren sie erst *in Magistrum*, dann „ kommen sie wieder„! — Nicht so hitzig, mein alter Hr. Magister, lassen sie mich nur ausreden; dann zanken sie! Gaben sie nicht durch das Amt, daß sie annahmen, Beurtheiler aller Journale zu seyn, allen, die nur schreiben können, und also auch mir, das Recht, dasjenige an ihrer Schrift zu tadeln, was zu tadeln war?(*) Sie waren selbst

*) Der Antikritikus braußt und wütet wider die Journalisten; ihm ist, so Gott will, alles erlaubt,

Schuld, wenn man ihnen nicht sobegegnete, wie sie wohl wünschten. Bosheit, hämische Verläumdung nennten sie das, was doch nichts anders war, als eine Vergeltung desjenigen Betrugs, womit sie unsere Erwartung, bey ihrem Antikritikus, hintergiengen. Wollen sie es ihren Lesern verdenken, wenn einige hervortreten, in Ermangelung eines kritischen Tribunals, für welchem man sie belangen könte, im Namen aller, Rache an ihnen auszuüben? (*) Sie können glauben,

laubt. So bald aber ein anderer ihm gleiches mit gleichem vergilt, denn schreyt er über Verfolgung, Bosheit, und wer weis was. Eine läppische Aufführung und fast die Aufführung eines Jungens, der erst seine Mitschüler schimpft und dann, wenn sie wieder schimpfen, es dem Rektor klagt! — Haben sie nicht in Leipzig gewinselt wie ein Kranich, und geschrieen, wie ein Uhu, als der fünfte Band der deutschen Bibliothek heraus kam, worinne sie mit ihrem Großvater Don Quichotte verglichen waren? haben sie nicht verlangt, daß das Stück confiscirt würde? — Freylich thut es wehe. Aber warum versündigten sie sich auch, daß sie die Rutde bekommen mußten!

*) Je mehr Hochmuth ein Mensch verräth, desto härter müssen seine Fehler gerüget werden. Ein bloßer Autor kann auf seine Autorschaft stolz seyn; der Kunstrichter, der ihn tadelt, ist es gewiß

ben, uns jungen Leuten war daran gelegen, zu wissen, auf welche Seite der Sieg in diesem critischen Kriege fallen würde. In der That, da wir von dem Antikritikus hörten, wurden wir einigermassen in Verlegenheit gesetzt; wie, dachten wir, eine Kritik über Journale zu schreiben, die schon längst von dem ganzen Publikum, als die Richtschnur des guten Geschmacks, und der feinsten Beurtheilung, wichtiger, und minder wichtiger Werke der Litteratur angenommen waren, und die wir mit unersättlicher Begierde verschlangen, ist dieses wohl ein Unternehmen, woran man nicht verzweifeln müßte?

gewissermassen noch mehr und der Antikritikus, der noch über beyde ein höheres Tribunal errichten will, am allermeisten. — Herab also, Herr Wichmann, von einem Throne, auf den sie nicht gehören und den sie mit ihrer Wenigkeit niemals izieren werden! Uebersetzen sie lieber dafür den Schafresbury; aber nur besser, als die Probe, womit sie uns beschenkt haben, und, vor allen Dingen, ohne dergleichen einfältigen Deductionen, mit welchen uns der Anfang zu bedrohen scheint — Ludewigs Wörterbuch und C. A. Crusii philosophische Bücher sind gute Schriften für einen Menschen, der weder die Sprache versteht, aus welcher, noch die Sachen, die er übersetzt.

müßte? Dies muß von einem Manne üb-ternommen werden, der noch tiefer in den Geheimnissen der schönen Litteratur eingeweihet ist, als jene Männer, (und wie schien das möglich!) welche uns lehrten, Werke die uns schon schön waren, mit mehrerer Gewißheit für schön zu erkennen, die unsern Geschmack befestigten, und ihm den Weg zeigten, richtig und mit Feinheit zu uttheilen. Ein Mann muß es seyn, welcher von aller Verbindung mit Schriftstellern, (und wie war das zu vermuthen!) entfernt, an einem Orte lebt, von welchem er das ganze Gebiet der Litteratur übersehen, jeden Schriftsteller, den jene über Verdienste erhoben, wieder auf seine gehörige Stufe erniedrigen, und jeden von dessen Werken sie nicht nach ihrem Werth geurtheilet hatten, wieder erheben kann? — So dachte ich

et eras mihi magnus Apollo!

Doch, kaum kamen ihre ersten Bogen zur Welt, Himmel! wie ärgerte ich mich, mich so betrogen zu sehen. (*) Was, dachte ich, diese

*) Seit dem grossen Philippi ist wohl nie ein Schriftsteller mit so wenigen Talenten und mit so

diese zum elenden Trost einiger Anhänger einer gewissen Schule, die mit Rechte in eben diesen Journalen waren gepeitschet worden, zusammengeraften Beweise, daß sie es mit ihren Schriften eben so böse nicht gemeint hätten; diese persönlichen Anfälle auf Männer von festgesetzten Verdiensten, diese machen also das ganze Verdienst des Antikritikus aus? — Mein Entschluß entsprach meinem

so vieler Dreustigkeit aufgetreten, als der Antikritikus. Die einzige Critik über den Houbigant nehme ich aus, das andere alles ist elendes, fades Gewäsch, voll von einem gewissen antikritischen Parenthesus, aus welchem man sieht, daß Castor Wichmann und Pollux Wichmann glauben, sie spielten eine grosse Rolle. Einige elende Scribenten mögen ihnen immer zujauchzen; das ist es eben alles. Wir andern begnügen uns, über sie recht herzlich zu lachen. — Freylich werden die Antikritici, und der jüngere Wichmann soll schon in Jena und den umliegenden Gegenden sehr viele Proselyten gemacht haben. Das thut aber nichts zur Sache; denn, welches man im Vertrauen sagen will, diese Proselyten sind lauter preßhafte und nothleidende Scribenten, wie ich sie anderswo genennt habe. Sie mögen also seufzen, wenn andre lachen: ich wünschte, daß ich Verdienste genug hätte, um immer auf der Seite der Lacher zu seyn.

nem durch ihren Betrug erweckten Zorn; weg! — sagte ich

odi profanum vulgus & arceo! —

und gleich setzte ich mich, wie ein plumper Jenenser, unter der Recension ihres Buchs, ihnen wegen der angethanen Beleidigung, ein *Pereat*! zu rufen, wie einer ihrer Collegen Herrn Klotz gethan hat, um ihre Galle aufzubringen, damit sie uns für das Aergerniß, daß sie uns gegeben hatten, auch wieder eine Freude machen sollten. Was kan ich dafür, daß sie es gerade zu auf einen andern schoben, der sich dazumal nicht um sie bekümmerte? (*) Glauben sie, hätten sie sich nur blos an ihren Recensenten in der Jenaischen Zeitung und nicht an den Hrn. Prof. Riedel gemacht, ich würde mich ihnen zu erkennen gegeben, und ein paar Gänge, nach plumpen Jenaischen Gebrauch, mit

*) Wenigstens hatte dieser den Antikritikus noch nicht gelesen, als ich ihm die Recension brachte; und er ließ sie dann erst zum Druck befördern, nachdem ihn andere, denen er mehr trauete, als mir, von der elenden Beschaffenheit des Antikritikus versichert hatten.

mit ihnen gethan haben, und nun wären wir wieder gute Freunde. Sehen sie also, sie sind selbst Schuld daran, daß die Sache so weit gekommen ist! Ich ließ ihnen zwar die Freude, so wie man einem für seinem Ende noch manches erlaubt, auf den vermeinten Recensenten los zu gehen, da ich aber merkte, daß ihre Galle übergetreten war, wagte ich mich öffentlich hervor, und gab den Briefwechsel des Antikritikus mit dem Hrn. Prof. Riedel heraus, und doch gehen sie mich noch nicht an? *)

Kaum hatte ich die Fortsetzung desselben gelesen, als ich beschloß, (denn noch immer war ich zum Spaß zornig auf sie,) noch eine Lanze mit ihnen zu brechen, vielleicht daß ihre Galle, ihr Geblüt, in welchem noch einige Enthaltsamkeit fliessen konte, vollends verdicken möchte!

*) Wenn ich von den Verfassern des Antikritikus rede, so schliesse ich immer denjenigen aus, welcher die vernünftige Kritik, den Houbigant betreffend, eingerückt hat, und nächst diesem den gelehrten Herrn Prof. Vogel zu Erfurt, der die Mühe über sich genommen hat, das Register zu den Stücken des Antichrists zu verfertigen.

Dies ist meine Absicht bey gegenwärtigen Bogen, und ich habe ihnen zugleich auf alles geantwortet, was sie von dem Hrn. Prof. Riedel, als ihrem vermeintlichen Recensenten in der Jenaischen Zeitung, geweissagt haben und noch weissagen werden. Dieser hat mehr zu thun, als daß er sich mit ihnen herumzanken könte. Aber wir beyde, sie mein Herr Christian August Wichmann, und ich, wir sind eher für einander gemacht und es schickt sich gerade für uns, die Welt auf unsere Unkosten zu belustigen. Nun wäre noch zu untersuchen, ob der Hr. Prof. Riedel sich aus Furcht mit ihnen weiter nicht einlassen wollte? dieses werde ich am Ende sub Rubr. de appellat. Anticrit. ad publ. beantworten. Dies ist die Vorrede. Sie haben also nichts mehr zu erinnern Hr. Antichrist? — Gut, ich auch nicht, nun zur Sache! — (*)

Sie

*) Sie werden es nicht übel nehmen, wenn ich im Texte ihren lebhaftseynsollenden Ton zuweilen, doch nur zuweilen, nachmache. In den Noten rede ich meine eigene Sprache. — Bey dieser Gelegenheit soll ich ihnen die Känntniß der deutschen Sprache auf Verlangen einiger guten Freunde anpreisen.

Sie beschuldigten den Hrn. Prof. Riedel S. 20. „daß er nicht zufrieden mit seinem Witze und problematischer Gelehrsamkeit, sie noch mit der schweren Hand des weltlichen Arms, zu unterdrücken suche.„ Und das mit Recht! Nicht Witz, nicht Gelehrsamkeit ist nöthig, um der Welt zu zeigen, was sie sind; noch viel weniger hilft dieses, sie zu bewegen, ihre antikritischen Segel zu streichen, da sie glauben, sie führten die Sache des Publikums. O wüßten sie, wie wenig dieses auf ihrer Seite wäre! (*)

*) Ich wenigstens habe Gelegenheit gehabt, Briefe von solchen Männern zu lesen, vor denen sie eine Magisterverbeugung machen würden, fast so tief als vor ihren Verlegern, wenn ich die Erlaubniß hätte, sie zu nennen. Alle mit Einem Munde erklären die Ausführung ihres Unternehmens für höchst einfältig und lächerlich. Einer unter ihnen schreibt folgendermassen: „Noch habe ich, dem Himmel sey Dank, „den Antikritikus nicht gesehen und ich sehne „mich eben so wenig darnach, weil mir alle „vernünftige Menschen sagen, daß es ein elendes abgeschmacktes Gewäsche sey. Es ist der „Kunstgrif aller schlechter Schriftsteller zu schimpfen, wenn sie nicht weiter können; aber ihre „Schmähungen sind die grösten Lobsprüche. „Wichmann und seine Gesellen ꝛc.„ — Die folgende Stelle ist so hart, daß ich sie nicht abschreiben mag.

Hier wenigstens bey uns, ist fast jedermann, vom Actuarius, bis zum Buchdruckergesellen, bereit, mit gewafneter Hand sie aus ganz Thüringen, als den Verderber des aufblühenden Geschmacks, zu jagen, und an der Gränze der Göttin des guten Geschmacks ihren Antikritikus zum Opfer zu verbrennen — doch ich verirre mich von meinem Zwecke. Sie beschweren sich also im Ernste, daß der Hr. Prof. Riedel „die schwere „Hand des weltlichen Arms zur Hülfe an„genommen?„ Warum sind sie auch so halsstarrig! „Der Herr Prof. Riedel, führt „die Sache des Publikums wider sie, er „mußte also alles anwenden, wenigstens „hier in Erfurt, ihnen das Handwerk zu „legen,„ — so würde ohngefähr jemand urtheilen, und so urtheilen viele, denen die Umstände nicht genau bekannt ist. Der Hr. Prof. Riedel würde sichs nie haben einfallen lassen, fremde Hülfe zu suchen, wenn die Frage zu entscheiden wäre, ob sie dem Werke auch gewachsen wären, das sie übernommen. (*) Es war hier nur die Frage: kür-

*) Ueberhaupt muß ich ihnen mein trauter Wichmann ins Ohr sagen, daß der Hr. Prof. Riedel

dürfen öffentliche Injurien wider die Professores einer Universität, und wider Mitglieder einer Academie auf eben der Universität, an eben dem Orte, ohne Censur gedruckt werden? — Sie waren verwegen genug, es zu verlangen, und zu kurzsichtig es einzusehen, daß es nicht geschehen würde, ohne daß sie vorher censirt wären. Würde nicht die vernünftigere Welt es dem Hrn. Prof. Riedel verdacht haben, ja würde sie ihn nicht einigermassen für den gehalten haben, der ihre Injurien verdient hätte, wenn er solche Animositäten wider sich, und wider Männer, die mit der Universität in Verbindung stehen, geduldet hätte? (*) Würde

 man

del über ihre Angriffe von ganzem Herzen lacht und daß ich ihn nie so vergnügt gesehen habe, als da ich ihm ihre beiden Ausritte brachte.

*) Und wenn Sie auch von Freundschaftsstreichen gegen die Herrn Klotz und Dusch reden wollen; ist es denn eine Schande, ein Freund dieser Männer zu seyn, gegen welche Sie, mein Herr Wichmann, ein unendlich kleiner Bruch sind? Oder ist es unbillig, wenn ein Freund den andern vertheidigt? Ich denke, sie und alle Menschen verfahren auf eben diese Weise. Wenn sie übrigens Herrn Dusch es vorwerfen, daß er Rektor ist, so haben sie gewiß nicht d

man nicht die übelsten Begriffe von der Policey einer Stadt, und Universität bekommen haben, wenn man Injurien öffentlich drucken liesse? Der Herr Prof. Riedel ist genug entschuldiget; es betraf nicht die Frage: ist der Antikritikus gut; dies ist eigentlich das Werk des Kunstrichters; sondern es betraf vielmehr die Frage: Ist es zu dulden, daß man solche Pasquille drucken läßt, da man sie unterdrücken kann? — Dies war ein Werk der Obrigkeit! —

Sie berufen sich immer auf die alten Rechte der Erfurtischen Buchdrucker; ich läugne nicht, daß sie durch eine Anmassung von jeher die Immunität gehabt haben, auswärtige Schriften ohne Censur drucken zu können. Aber vielleicht ist noch kein solcher Fall, wie der itzige vorhanden gewesen, daß man sie hätte einschränken müssen. Doch hiervon

ein

ran gedacht, daß ein Uebersetzer seit dreyzehn Jahren ums Tagelohn und ein Pastor in Zwätzen noch weit weniger sind, als der Professor und Rektor eines königlichen Pädagogii, und daß die Nachwelt den Namen Wichmann nur etwa aus einer Dunciade, Duschen aber aus seinen vortrefflichen Werken als einen Dichter vom ersten Range kennen und lesen wird. Brauchen sie doch Respekt.

ein mehreres, bey dem Vorberichte zu der Appellation des Antikritikus an das Publikum.

Nun mein Herr Antikritikus, also hat das Schreiben des Hrn. Prof. Riedels ihren aufrichtigen Beyfall, weil es das beste, das anständigste, das edelste, und gründlichste ist, das bisher wider sie geschrieben worden? — Es ist bekannt, daß sie die Wahrheit lieben; wie kommt es aber, daß sie in ihrer Antwort ihrem einmal angenommenen Charakter so widersprechen? Verdient ein so anständiger, edler, und gründlicher Brief, eine dem Anstande eines Leipziger Magisters so widersprechende und seichte Antwort? — Ist dieses die Achtung, die sie ihm einmal schuldig zu seyn versprachen? — Gestehen sie es nur, sie bleiben doch der alte AntiKritiKus, und wenn sie auch, statt der Larve eines ungezognen Satyrs, die gefällige Maske eines „Wahrheit liebenden Kunst„richters„ annehmen wollen; eben der Antikritikus, mit dem aufgerißnen Maul, in der Appellation, als mit dem ruhigen Gesichte, das sie in der Forsetzung des Briefwechsels zeigen, und mit welchem sie ihre

Reuige

Neuigkeiten. ausbreiten. Itzt bedaure ich sie würklich! Im Ernste, glauben sie denn alles, was ihnen, nicht die Fama, sondern ihr Buchdrucker berichtet! O! setzen sie immer auf das künftige Stück ihres Antikritikus, statt des vorigen Motto; „trau, „schau, wem?„ So wie sie es dem Hrn. Geheimden Rath Klotz zurufen! Eben ihr Buchdrucker, ihr vertrautester Freund in Erfurt, war es, der ihren Nahmen mit Gewißheit angab, da man vorher nur auf sie gerathen hatte. Und die guten Freunde, denen der Herr Geh. Rath Klotz gesagt und geschrieben, „daß es dem Hrn. Prof. Riedel „ nur ein Wort koste; so könte er dem Antikritikus die unerträglichste Censur auf „ den Hals wälzen, und allenfalls gar ein „ Verbot wider den Druck in Erfurt aus„ würken,„ können diese ihnen nicht einen Nebel für die Augen gemacht haben, um unter der Larve der Freundschaft sie zu verrathen? Und wegen des Manuscripts kan ich sie versichern, daß es von dem Pulte herunter noch naß in die Druckerey gekommen ist, wie hat es also der gute Freund sehen können, zumal da es nicht einmal von dem

Hrn,

Hrn. Geh. Rath Klotz herrührt? — Bald werden sie noch eine lustige Geschichte von ihrem Buchdrucker zu Gesichte bekommen, worüber sie die Zähne zusammen beissen, und mit beklemmter Brust ausrufen werden: wo ist die alte deutsche Redlichkeit? — O Armer Herr Wichmann, ich beklage sie! Ihr Buchdrucker verräth sie, ihre vermeintlichen Freunde hintergehen sie! Fliehen sie in eine Wüste, und rufen sie stummen Felsen zu: trau, schau, wem! — (*)

Itzt fragen sie „warum mein lieber „ Herr Prof. warum kommt eben die Censur an sie? „ Nicht darum weil es in Erfurt an geschickten und wahrheitsliebenden Männern fehlt; sondern weil eben diese Män-

*) Bei dieser Gelegenheit ist es nicht undienlich anzumerken, daß der Buchdrucker Straube mit Unterschrift seines Namens einige Punkte, die er an Wichmannen geschrieben hat, für Lügen erklärt hat, die er dem Magister weis gemacht hätte, um sich nur nicht mit ihm zu erzürnen. Hierher gehören die Auflagen, als wenn Herr Prof. Riedel über die inhonnette Art des Antikritikus geklagt und zugleich versichert hätte, er säbe es gern, wenn einer oder der andere etwas auf die Mütze bekäme und andere Lügen mehr.

Männer theils sich nicht getrauten die Cen-
sur zu übernehmen, ohne in die Nothwen-
digkeit versetzt zu werden, die ganze Appel-
lation durchzustreichen, welches der Herr
Prof. Riedel nicht einmal gethan hat, als
welcher die Appellation nur von Injurien,
auf sich selbst und andre Männer, die mit
der Erfurtischen Universität in Verbindung
stehen gereiniget hat; theils weil eben der
Hr. Prof. Riedel, als derjenige, der der Sa-
che am besten kundig wäre, den Auftrag
von dem Minister bekam, die Censur zu
übernehmen. Und überhaupt, wer hätte
die Censur übernehmen sollen, von dem sie
eine völlige Unpartheylichkeit hätten fodern
können? War nicht jedem der Befehl der
Obrigkeit ein Gesetz? — Und wer sollte
sich vollends freywillig zu einer Arbeit anbie-
ten, die mehr als einen „herkulischen
Muth „erfodert, ein Cloac von Sottisen
zu fegen? Es müßte denn seyn, daß der
Geist des Antikritikus in ihn gefahren wäre!
Bewundern sie die Ueberwindungdes Hrn.
Prof. Riedel, daß er sich so herabgelassen
hat. Sie wissen ja schon, daßderHr. Prof.
Riedel nicht, Parthey ist, sondern daß sie

ihn

ihn aus Kurzsichtigkeit in den Streit gezogen haben; er konnte also die Censur allerdings übernehmen. Q. E. D. (*)

Izt verlangen sie zu wissen was das Publikum würde gesagt haben, wenn der Herr Prof. Riedel zu ihrer Reclamation der Appellation und zu der von ihnen für ungültig erklärten Censur derselben würde geschwiegen haben? Hier ist das Urtheil des Publikums, unterschreiben sie es, sie gehören ihrem Geständnisse nach auch dazu!

„Der Antikritikus wird brummen wie
„ eine Wespe, der man das Nest zerstört
„ hat; der Herr Prof. Riedel wird sie ruhig
„ für seinen Ohren herum fliegen sehen,
„ bis ein Platzregen kommt, der sie zu Bo-

„den

*) Eine Anekdote, die mir hier einfällt, ist zu merkwürdig, als daß ich sie nicht anführen sollte. Ich kam vor einiger Zeit zu einem bekannten Gelehrten und sah in seiner Bibliothek ein Bändgen, auf dessen Rückseite mit lesserlichen Schriften geschrieben stand: Abtritt, auf welchem die elenden Scribenten ihre Nothdurft verrichten. Ich schlug das Ding auf und fand — Antikritikus, erstes Stück. So sehr, mein armer Wichmann, spotten die gottlosen Weltkinder über sie und ihre Gesellen!

„ den schlägt, von welchem sie ihre von Koth „ verdorbenen Flügel nicht wieder erheben „ wird! —

Es macht ihnen aber, (damit ich sie nur ein wenig wieder besänftige) in der That viel Ehre, daß sie „auf ihren Witz feyer„ lich Verzicht gethan haben„; denn freylich, es ist so eine Sache, um den Witz. (*) Lieber sagen sie es heraus, wie sie es meinen, und eben deswegen, da sie izt so offenherzig reden, daß „sie auch von jüngern, „ als sie sind, gern nützliche Lehren anneh„ men„ unterstehe ich mich auch, ihnen, und ihren Brüdern, diese nützliche Lehre zu predigen: daß es besser sey, keinen Anspruch auf Witz zu machen, wie sie, wenn man keinen hat.

Bis hieher also sind sie witzig gewesen? Dank sey es dem Herrn Prof. Riedel, daß er „auf seinen Witz Verzicht gethan hat„ damit es Herr Wichmann auch thun konte.

Aber

*) Man stelle sich nur einmal einen witzigen Meister der freyen Künste vor — so sagt, dünkt mir, Liscow an irgend einem Orte; wenn er lebte, würde er im Antikritikus viele Nahrung für sich finden.

Aber nun werden sie gar philosophisch! — Wie wird mir es ergehen. — Kaum daß ich aufgehört über ihren Witz zu gähnen, als ich über ihre Antikritische Philosophie, die alle Nerven schlaff macht, einschlafen muß! — Seyn sie immer witzig, bald werde ich über die Grimassen lachen, die sie machen, wenn sie die Mäuse von ihren Manuscripten verscheuchen. Schlagen sie zu! zum kräftigen Trost aller Würzkrämer! Schon wieder eine andere Scene! Izt stehen sie für ihrem Antikritikus, den sie eben aus den Zähnen der Ratten gerissen haben, wie groß sind sie auf einmal! Izt sind sie der fürchterliche Mann, mit Blechhandschuhen — „das Schrecken aller Despoten „ in der Litteratur!„ — Thun sie einmal ihren Spiegel weg, und sie sind — Herr M. C. A. Wichmann! — Nun sehen sie wieder hinein, ich will sie gar nicht in ihrem Vergnügen stören; nur hüten sie sich, daß sie nicht ein muthwilliger Satyr überrasche, der sie in dieser ritterlichen Stellung kopire, um sie zum Titul-Kupfer für einen deutschen Hudibras zu setzen! Fein trotzig Herr Wichmann! Nicht so gelehrt,

sonst wären sie lächerlicher als der junge Gelehrte; ums Himmels Willen nur nicht witzig, sonst könnten sie für den Kaps in Leßings Schatze angesehen werden! — Noch ein wenig die Perouque ins Gesichte! — Izt sind sie der wahrhafte Antikritikus, von dem so lange prophezeyt worden! Nein würklich, mein lieber Herr Wichmann, ohnmöglich kan es ihnen jemand nachthun: sie, nur sie sind der Mann mit allerley Gaben, zum Glimpf und Ernste, zu Schutz und zu Trutz, ausgerüstet, der uns solche Werke liefern kan, voll von schönen Raritäten, mit denen ehrliche Leute nicht umgehen können: aber im Vertrauen gesagt, weiter können sie auch nichts leisten; doch was geht mich das an?

non omnia possumus omnes!

Inzwischen lobe ich mir ihr gutes Herz; „sie sehen überall auf die Wahrheit, und „ wenn sie auch auf Kosten des Antikritikus erkauft würde. So uninteressirt haben sie mir niemals geschienen! Warum sagten sie es auch nicht gleich Anfangs? in diesem

sem Falle würde ich sie sehr gelobet haben; nun sagen sie es umsonst. Bedenken sie, drey Bogen vergeblich zu schreiben, ist zu viel, um nicht mehr zu schreiben. Doch warten sie, bey der ersten Gelegenheit werde ich sie dem Publikum anpreissen, verlassen sie sich darauf! Nur pochen dürfen sie nicht auf ihr gutes Herz, fein demüthig müssen sie sich anstellen, wie es Clienten geziemt; zumal da sie sich als Proselyte bey der philosophischen Bibliothek des Hrn. Prof. Riedels gemeldet haben! Nun also fein säuberlich, mein Herr M. Wichmann! Da sie aus obigem wissen, daß ich ihr Recensent in der Jenaischen Zeitung bin, so erlauben sie mir, noch dasjenige hinzuzusetzen, zur Nachricht für das Publikum, was mir von ihnen seit der Zeit weiter bekannt worden.

Sie wissen in was für „ preßhaften Um„ ständen, „ sie sich schon dazumal befanden, als jener Artikel heraus kam; ich hatte Mitleiden mit ihnen, als mit einem Menschen, aus dem noch etwas werden kan, und schikte ihnen, nach dem Recepte ih-

res treufleißigen Mitbruders des S. T. Herrn Heers, (*) wohlverordneten Rektors an der Stadt-Schule zu Sulza „eine „ Prise Tunko „ um ihr Gehirn von der Verstopfung zu befreyen, mit der sie, seit ihrer letzten Uebersetzung, waren befallen worden; allein aller angewandten Mittel ohnerachtet, höre ich daß dieses Uebel ihr Gehirn angegangen und sie so verwir rt schon wären, daß sie nicht nur wie „ Gänse schnatterten, „ sondern auch wie Silens Esel schrien, um so ihre Widersacher zu schrecken, wie er die Giganten, und daß keine Hülfe mehr übrig sey, als daß sie sich trepaniren liessen, wozu ich ihnen Glück wünsche, daß es ihnen wohl bekomme! „ Verdanken sie es dem Hrn. Prof.

Riedel,

(*) Herr Wichmann iunior hat itzt die beste Gelegenheit wider den Hr. Prof. Riedel eine Cabale zu schmieden, welche diesen sehr erbauen wird. Er lebt in einer Gegend, wo alle schlechte Scribenten, wider Hrn. Riedel aufgebracht sind, der zuweilen ihre Scham entblösset hat. Hr. Heer in Sulze, Hr. Welz in Naumburg, H. Hörschelmann in — Gott weiß wo? Und vielleicht auch verschiedene in Jena werden gern mit dem Antikritikus gemeinschaftliche Sache machen und sich gemeinschaftlich mit ihm beschimpfen.

„ Riedel, daß er sich so sehr erniedrigte,
„ den Schaum, der von ihrem jährenden Ge-
„ hirn, in ihre Schrift übergeflossen war,
„ abzuschöpfen. Beklagen sie sich nicht, daß
„ die Masse zugleich mit angegriffen worden„
wer kan wol bey einer solchen Arbeit so behutsam zu Werke gehen, daß nicht etwas von der „Masse mit weggeschöpft werden sollte. — Billig genug noch (um in der Allegorie fortzufahren) daß nicht das ganze *caput mortuum* ihres gesunden Verstandes weg geschüttet worden! Das wäre aber wohl zu toll von einem Censor, „der nicht einmal die Rechte seines Amtes „ kannte.„ Aber, warum schicken sie solches Sumpfwasser in die Druckereyen? — „Das geht ihnen „nichts an, junger Herr; es war für das Publikum bestimmt!„ Vielleicht zu einem Brechmittel? — Schon habe ich seine Würkungen empfunden! — Ey! Ey! Hr. Antikritikus! Sie nehmen doch Lehren an? — Sie haben sie ja von mir verlangt! „Seit wenn sind sie denn so eckel „ worden, von jüngern, als sie sind, Er- „ innerungen anzunehmen? Zwar ordentlicher „ Weise habe ich immer gedacht, ältere

„ Leute gäben solche den jüngern; und
„ so hat es einen ganz natürlichen Anstand.
„ Aber wie sieht es denn aus, wenn die
„ Aeltern der Geck sticht, daß sie selbige
„ nicht annehmen wollen? — kan man es
„ ihnen aber wohl verdenken, wenn sie es
„ übel nehmen, daß ein Jüngling über
„ die kindischen Grimassen, eines Greisses
„ lacht, und den Kopf schüttelt? — Doch, es
ist nur ein Paroxismus bey ihnen, der bald
vorüber geht, schon besinnen sie sich wie-
der ein wenig; aber hüten sie sich, gemei-
niglich kommt er stärker! Izt reden sie
in einem Tone, in welchem ich sie bestän-
dig hören möchte. „ Das Urtheil also, das
„ der Herr Professor von ihrem Antikritikus
„ gefällt hat, ist ihnen das angenehmste. „
Wohl ihnen, sie sind noch nicht ganz ver-
dorben! — Nur die verzweifelten Bedenk-
lichkeiten wegen der Recension: wissen sie
denn nicht, daß ich ihr Recensente bin?
besinnen sie sich doch! An mir rächen sie
sich, ich habe bisher, „ die Rolle unter
„ dem Wusch gespielt, „ die ihnen so man-
chen Seufzer, und antikritischen Fluch ab-
genöthiget hat; izt spiele ich sie öffentlich.

Glück-

Glücklich bin ich wenigstens hierinnen „dem „ Herrn Wieland gleich zu seyn „; und noch glücklicher bin ich, da ich die Ursache gegeben habe, daß sie die Welt haben überzeugen können, „sie thun recht, und „ scheuen niemand; ja daß sie sich lästern, „ schmähen, pasquillisiren liessen, ohne vom „ Flecke zu gehen, gerade (si parva licet com„ ponere magnis,) wie ein stetiges Pferd„! Mit einer solchen Gelassenheit wenden sie sich nun zu dem Herrn Prof. Riedel, um mit ihm, über seine Gedanken von einem antikritischen Tribunal zu sprechen. Zuerst setzen sie den Begriff von einem Antikritikus feste.

„ Herr Nicolai, wenn er wider den Hrn. „ Geh. Rath Klotzen, dieser, wenn er wi„ der Nicolain, und beyde wenn sie wi„ der Ziegran, (*) und der einfältige Zie„ gra, wenn er wider beyde schreibt,

 sind

(*) Zu wissen sey hiemit, daß künftig der Antikritikus auch mit Kupfern ausgeziert werden soll. Vor dem künftigen Stücke prangt Herr Christian Ziegra, Canonikus minor zu Hamburg und Schreiber der schwartzen Zeitung. Seine Mine und Parucke sollen, wie man mir versichert hat, beide sehr naiv seyn. In dem Winkel des Kupfers stehet das apokalyptische Thier, und liebäugelt mit seinem lieben Cristian.

„ sind keine Antikritiker, E. sind sie es, da sie wider alle schreiben. Bündig, sehr bündig! — Sie sind also der Mann, „ der „ das unterdrückte Verdienst gemißhandelter „ Schriftsteller in Schutz nimmt, und den „ eitlen Rauch des geschwätzigen Kunst„ richter Lobes, welches an elende oder mit„ telmäßige Köpfe verschwendet wurde, zer„ streut. „ Ey sie sind ja ein vortreflicher Mann! Ein rechter Buchführer Freund; — Wie wird es ihnen die Nachwelt verdanken, wenn sie so vieler verdienstvoller Männer Schriften aus dem Rachen des Unterganges, mit Herkulischen Armen reissen. Wenn alle Journalisten werden vergessen seyn, dann werden sie erst anfangen zu glänzen, wie ein neblichter Stern! — Ja, ja sie sind der, auf den Jung, und Alt, alle die keine Jonrnale leiden konten, „ hoften. „ Sie verbinden mit dem nöthi„ gen Talente des Geistes noch gute Ei„ genschaften der Seele; sie gehören zu „ keiner Sekte; (also ist das Gerücht falsch, „ daß sie ein ** aner sind? (sie sind un„ partheyisch, sie sind durch stuffenweise „ Ablegung der Vorurtheile zu der Er-

„ käntniß der Wahrheit gelangt, wie Herr
„ Käſtner in einer ſeiner Vorreden vor-
„ treflich ausgeführt hat. Zwar ſind ſie
„ vor einige Autoren eingenommen, weil
„ ſie ihre Befriedigung bey der Lektür ih-
„ rer Schriften, im Groſſen, und im Klei-
„ nen fanden; ſo liebten ſie Wüſtemannen,
„ deſſen Fall ihnen ſo nahe geht, daß ſie
„ ſogar Antikritikus werden.„ Dieſes alles
aber ſchadet nichts, ſie ſind doch der ehr-
liche, der brave, der unpartheyiſche Wich-
mann, der die völlige Anlage hat, hier
in der Zeit lächerlich, um dort bey der
Nachwelt vergeſſen zu werden! Schon, glau-
be ich, träumen ſie von dem Glanze, den
ich ihnen verſprach? — Wie, oder wüthen
ſie, daß ich ihnen denſelben wieder entzog? —
Was für ein Feuer beſeelt ihren Körper,
der lange her unthätig war, mit der Kühn-
heit eines Brutus „den tyranniſchen Zep-
„ ter dem Herrn Klotzen aus den Händen
„ zu reiſſen, um ihn auf dem Altare der
„ Freyheit zu verbrennen? — Raſen ſie? —
Nein! Patriotismus! — Patriotismus! —
meine Herrn! — verbergen ſie ſich! Schon
zeigt der Löwe die Klauen! Wehe dem, den

er ergreift! — Dann — „ilicet - acta est fabula!„ Herbey ihr Deutschen! Elende Schriftsteller, und Uebersetzer! Die ihr so lange schon unter dem Joche und den Schlägen der Journale geseufzet habt, tretet herzu! Seht euren „Paoli den Verfechter eurer Freyheit! Höret ihm zu, und bückt euch zur Erde! (*) Noch nie habe ich, meine Brüder, Anspruch auf den Ruhm eines

(*) Eben izt erhalte ich das erste Stück des zweyten Bandes der Commentariorum de libris minoribus, und zugleich einen Brandbrief, dergleichen ich noch nie gelesen. Sagen sie mir doch, wo sie und ihr lieber Bruder das artige Latein gelernet haben? Seit dem die Epistolae obscurorum virorum (dieses waren auch Antikritiker und Leute, ohngefehr, wie sie beyde, in allem Betracht) erschienen sind, ist ihnen in diesem lateinischen Stile niemand gleich kommen. Sie erlauben mir doch etwas von dem Antrage, den sie den Bremischen Spöttern gethan haben, zu wiederholen? — Nos sumus collegæ, quia vos etiam scribitis vnum diarium eruditum, aut, vt Latini loquuntur vnum Iournalum: ergo nos collegialiter quoque viuamus inter nos et habeamus pacem et faciamus vnum tractatum amicitiæ. — Nos volumus cum vobis facere compagniam, et vos debetis Latine homines irridere, quia nos non sumus exercitati in Latino: quia illa lingva valde grauis est, et nos didicimus vnum compendium Germanicum Metaphysices. Nos igitur

eines Schriftstellers machen können, „noch „ auf den Ruhm eines guten Uebersetzers „ machen wollen, noch nie habe ich unter „ der Geissel der Kritik, ehe ich auftrat, „ geweinet. Zu lange nur habe ich in meinem Kämmerlein bey überhäuften Geschäf=

igitur non sumus stilistæ nos sumus Metaphysici. Nos volumus vero vobis vnum et secundum in aurem dicere. Omnes Wolfianos debetis pedibus conculcare et nasum debetis contrahere super Leibnitium et Wolfium. Crusianos autem debetis cum summo respectu adducere, quia nos sumus Crusiani et debetis dicere, Wolfianos non dignos esse, vt suæ Magnificentix, Domino Doctori Crusio coria calcei soluant. Porro hostem habemus in *Klotzio*, qui est Halæ, et nos tractat vt pauperes diabolos et nos irridet sine fine. Hunc volumus intra facere Latine et Germanice, vt nos sinat in pace. Et quia ille habet centum verba, priusquam nos habeamus vnum, nos debemus nos apprehendere. Nam non est iocandum cum illo, ne ex nobis faciat spectaculum. *Est* etiam in Erfordia *Riedelius*, qui nos vocauit anseres, cum tamen simus homines et ego sim magister, et frater meus fit Pastor. Pastores vero et Magistri non sunt anseres. Ergo ille debet exedere quod intricauit, et vos debetis prius, quam nos contra illum ire. Si res bene it, nos etiam advenie mus. Fatales quoque nobis sunt, qui in Berolino scribunt *Vulgarem Bibliothecam*. Habemus volup-

schäften, Uebersetzungen, und Notenmachen, geschlafen, und unthätig der Verwüstung zugesehn, die von Zeit zu Zeit von Halle und Berlin, unter euren, im Schweiß eures Angesichts geschriebnen Werken geschehen ist. Izt ist es Zeit! — eine Burmannische Seele befeure jeden! verbindet euch mit mir! — Wir wollen herrschen: zu lange schon waren wir Sclaven. Ein Theil versammle sich unter der Fahne meines Bruders, und ziehe nach Halle, ihr übrigen her zu mir: ich gehe auf Erfurt los! — Und du, unsterblicher Schmidt! (*) Trieb-

rad

tatem ad refrigerare nostram mentulam in iis -- Facite igitur ad scire Vestram conclusionem nobis, vt nos posthac dirigamus. Nam est nobis anxietas, vt *Klotzius et Riedelius* nos male tractent et cor iam cecidit nobis in braccas.

Die Zeit wird es lehren, ob sie, wenn sie viel solche Briefe aussenden, eine kleine Antikritische Compagnie sammeln werden.

(*) Wohl zu merken, Herr Christian Friedrich Schmid, der Erbfeind der Leibnizischen und Wolfischen Schriften, und Beurtheiler der Lambertischen Verdienste. „Also ist dies „ses auch verrathen! Alle Ehrlichkeit ist aus der „Welt verschwunden. Meine Freunde verlassen „mich, und entweder sie haben es niemals

gut

rad aller Helden Thaten, die du je von mir hören wirst, du bist zu groß, dich der Gefahr entgegen zu stellen, bleibe du zu Hause, beobachte den Feind, und versorge uns mit Bedürfnissen zum Kriege! — Und du, geistreicher Teller in Zeitz, mein alter Busenfreund, mache Papier und Feder zurechte, um die Chronike meiner Thaten der Nachwelt in einer Sprache zu erzählen, die nur Du sprechen kanst, weil nur Du im Stande gewesen bist, sie zu erlernen. — So ziehe denn hin, tapfrer Paoli deiner Freunde! Bald werde ich dich wiedersehen, so lustig als den Pedrillo, als er aus dem Frosch = Graben stieg! — Nun was denken sie Herr Antikritikus, so weit konten sie mich durch ihre Patriotische Stimme bringen, daß ich mich selbst vergaß, und ihnen nachsah! Haben sie die Wünsche

„Gut mit mir gemeint, oder sie sind mir „nun erst untreu worden, da sie sehen wie „übel es mir geht.„ Das kann wohl seyn, mein lieber Mann! Aber wer hat es ihnen auch geheissen, ein Werbe = Haus zu eröffnen, ihren antikritischen Schild auszuhängen, und allen gelehrten Landstreichern Handgeld anzubiethen?

sche nicht gehört, die ich in dem Taumel der Begeisterung nachgerufen habe? — Auf einmal wird meine Seele so ruhig, so heiter, wie nach einem Gewitter der Wald, hinter dem die Sonne lacht. Sie ziehen mich für Gericht, mich zu verantworten, daß ich ihren Brief an den Herrn Prof. Riedel, herausgegeben. Wie glücklich bin ich, daß sie auch einmal an mich denken. Nur Gnade mein Herr Antikritikus, mit aller Aufrichtigkeit werde ich auf die Punkte, die sie mir vorlegen werden, antworten.

1) „Mir hat es eine unbeschreibli„che Freude gemacht, etwas von ihrer „werthen Person zu erfahren.„ Nicht wahr, das hätten sie niemals geglaubt? Bedanken sie sich also, daß ich ihren Antikritikus recensirt habe: denn wäre dieses nicht, so kennten sie mich wohl noch nicht, und sie wären mir auch unbekannt.

Quod nouus, et nuper factus tibi
præstat amicus,
— — —
hoc per terribiles merui, Wichmanne, labores,
vtsim tiro Tuae semper amicitiæ!

2) „Ich halte es für keine Trübsal

den

„ den Herrn Prof. Riedel, als den Recen-
„ senten, in der Jenaischeu Zeitung er-
„ kannt zu haben.„ Also, noch viel we-
niger kan es ihnen eine Trübsal seyn, „daß
„ sie mich dafür erkannt„, oder erfahren
haben, daß ich ihr Recensent bin, da wir
uns haben kennen lernen. Es muß ihnen
vielmehr eine Freude seyn, daß ich es bin.

3) „Ausser der Klotzischen Schule, ist
„ Beweisen und Schimpfen zweyerley„. Mit-
hin ist in ihrer Schule Schimpfen so viel, als
Beweisen; und Beweisen so viel als Schimpfen?

4) „Aus dem quästionirten Beyspiel
„ folgt, wie eine Instanz von einer Ver-
„ gleichung unterschieden sey. „ Zum Exem-
pel: Herr Wichmann ist eine Ganß, so ist dies
nicht so viel, als wenn Hr. Wichmann
würklich dem Wesen nach eine Ganß sey;
sondern, daß er nur die Eigenschaften ei-
ner Ganß habe, z E. daß er schnattere!

5) „Durch den authentischen Abdruck der Ap-
„ pellation können sie erfahren, wie weit die
„ Rechte eines Censors gehen.„ Nun gut, ich
habe sie aus der Appellation gelernet, sie werden
mir doch antworten, das weiß ich, lassen sie ih-
re Antwort hier in Erfurt drucken, ich will Ge-

brauch

brauch von ihren Rechten eines Censors machen, und ihre Antwort censiren.

6„ Ihr Einfall, von dem feuerspey„ enden Briefe hat mir nicht übel gefal„ len, und ich mache mir grosse Hofnung, „ sie werden binnen kurzer Zeit, als ein „ Schwanzstern an dem Ehren-Himmel wi„ tziger Köpfe, durch Hülfe der Klotzischen „ Schule prangen!„ Ich freue mich recht sehr, daß ich statt des feuerspeyenden Briefs, nicht ein anderes Beywort gewählt habe z. E. daß ich nicht gesagt habe, ihr Brief wäre das Gefäß, worein sie ihre Galle gespien hätten, als sie hörten, daß ihre Appellation censirt wäre. Für ihre Prophezeihung, mein werther Freund, danke ich ihnen verbindlichst, ich kan nicht umhin, ihnen dasjenige zu erzählen, was man ihnen hier prophezeyt: „ der Antikritikus wird noch vor Michaelis „ als ein Pfeffersack in den Würzläden paradiren.„ — Antworten sie bald; in der grösten Erwartung der Fortsetzung unsers Briefwechsels bin ich mit aller Ergebenheit u. s. w.

J. G. C. Gleichmann.

Ueber die Musik
des Ritters
Christoph von Gluck
verschiedene Schriften.

Vorbericht.

Die folgenden Aufsätze betreffen eine große Begebenheit, welche verdient, in den Annalen der Künste, für die Nachwelt aufbehalten zu werden: die Umschaffung des französischen Geschmacks in der Musik, gewirket durch einen Deutschen, im Jahr 1774. Und dieser Deutsche ist Christoph Ritter von Gluck. Der Ritter von Gluck ist, ohne am Anfange seiner Laufbahn die mindeste Unterstützung oder Aufmunterung gehabt zu haben, blos durch

den inneren Antrieb seines großen feurigen Genies das geworden, was er wirklich ist. Die Gelehrten in Böhmen und Sachsen, haben vor einiger Zeit über den Ort seiner Geburt Worte gewechselt: fast so stritten sieben griechische Städte um die Ehre, einen Homer geboren zu haben. Und jetzt wetteifern zwo erleuchtete Nationen um den Ruhm, einen Gluck zu besitzen, und zu belohnen: Dank sey es dem großen Cäsar! die Deutschen haben gesiegt, wie sie zu siegen gewohnt sind. Glucks Vaterland ist die Oberpfalz; er studirte aber in Prag, wie man sonst daselbst zu studiren pflegte. Dies ist die authentische Entscheidung der vorher berührten Streitigkeit über seinen Geburtsort: authentisch, weil sie aus dem Munde desjenigen ist, über den man gestritten hat.

Die Jugend in Prag wird frühzeitig zur Musik angeführet. Hier fühlte sich Gluk, wie sich das Genie fühlt, wenn es den Gegenstand seiner Bestimmung auch nur von fern her erblickt. Schon damals bewunderte man bald seine Fertigkeit, verschiedene Instrumente zu beleben; doch das war nur

die

die nidrigste Staffel seiner Bestimmuug. Welschland war die große Akademie seiner Kunst; dahin eilte er, mit der ersten besten Gelegenheit. Dort wollte er lernen, um lehren zu können, nicht durch Theorien, sondern durch Muster und Meisterstücke. Das Feuer seiner Talente erlaubte ihm nicht, lange im Parterre zu sitzen. Er componirte frühzeitig eine Oper, wo ich nicht irre, zu Mayland, die man beynahe nicht gespielt hätte, weil man mistrauisch war auf die Talente des Jünglings, und, welches noch ärger schien, des Deutschen. Aber sie wurde gespielt, nnd entschied seinen Ruhm. Die ältesten italiänischen Meister erstaunten über die Gaben dieses jungen Tedesco; die Uebelgesinnten beneideten ihn, und, die Gutartigen fiengen an, ihn aufzumuntern. Sein Name wurde bald durch ganz Welschland bekannt; seine Opern wurden zu Rom, Mayland, Neapel, Venedig, Parma, u. s. w. mit dem größten Beyfalle aufgeführt; sie erhalten sich noch in ihrem Glanze, und werden sich erhalten, so lange in Italien Musik ist. Ich springe schnell hinweg über diese Periode von mehr als dreyßig Jahren;

ich zähle selbst die Lorbern nicht, die Gluck von Zeit zu Zeit in Wien, London und Paris eingeerndet hat, um nur näher zu meinem Zwecke zu kommen.

Der Ritter von Gluck hatte, als sein Ruhm gegründet und festgestellet war, unter den großen Hauptstädten von Europa seinen Wohnplatz zu wählen! er wählte Wien.

Franz der erste, glorwürdigsten Andenkens, und die Großen seines Hofs überhäuften ihn mit Gnaden, denn sie erkannten seine Verdienste, und wußten, daß es die Pflicht und der Ruhm der Großen dieser Welt erfodert, Verdienste zu belohnen; und dieß nennt man an andern Orten Gnade.

Wäre das plus ultra nicht ein eigenthümlicher Charakter des wahren Genies, so hätte Gluck ruhig auf seinen Trophäen gesessen, wie die Statue des Prinzen Eugenius in dem Belvedere, ruhig sich mit der Ehre begnügt, die er schon durch sein Genie, seinen Fleiß und seine Nachtwachten erarbeitet hatte. Zwar lebte er einige Jahre in einer anscheinenden Unthätigkeit, oder

viel-

vielmehr in einer philosophischen Muße; er bewohnte einen angenehmen Garten, welcher bald der Sammelplatz aller Freunde des guten Geschmacks ward. Selbst ein Kaunitz, ein Dietrichstein kamen, um die Töne dieses musikalischen Zauberers zu hören. Und alle Fremdlinge, welche die Merkwürdigkeiten der Hauptstadt sehen wollten, fragten in den ersten Tagen ihrer Ankunft: wo wohnt Gluck? Jedermann konnte ihnen den Weg zeigen.

Gluck war indessen nicht so müßig, als er schien. Er setzte Klopstocks Hermanns Schlacht in Musik, und indem ich dieses schreibe, wird vielleicht Herr Klopstock zu Carlsruhe den Meister selbst hören, und ihm danken, daß er über ihn erstaunen kann. Es ist hier der Ort zu sagen, daß Gluck ungefehr der Klopstock für die Musik, so wie Klopstock der Gluck für die Poesie ist. Ferner componirte Gluck zu dieser Zeit viele von Klopstocks Oden, einige von Gellerts geistlichen Liedern; er dachte an ein neues Stabat Mater, und wälzte überhaupt immer große Gedanken in seiner erhabenen Seele.

Der grösste unter diesen Gedanken, welcher ihn nie verließ, und welcher ihn schon bey seiner Alceste, die alle Alcesten übertrifft, begleitet hatte, war der Gedanken der Oper, diesem Schauspiele, zu dessen Vollkommenheit alle schönen Künste mitwirken, und welches man füglich den Galatag der Künste nennen könnte, eine neue Form zu geben. In der Zueignungsschrift vor der Alceste findet man sein System über diesen Punkt, welches ich so wenig wiederholen will, als die Vorwürfe eines sehr kleinen seynwollenden Kunstrichters, dessen sehr kleiner Tadel nun durch die That widerlegt worden ist. Noch niemand hat so gut gegen seine Kunstrichter geschrieben, als Herr Gluck gegen die seinigen gehandelt hat.

Um ein Originalwerk von seiner Art zu liefern, sah er drey große Schaubühnen vor sich: Deutschland, Italien und Frankreich. Die beyden ersten schienen ihm aus guten Ursachen bedenklich: Deutschland, weil wir eigentlich jetzt keine deutsche Oper haben, und weil die Versuche, die man auf kleinen Theatern gemacht hat, ihm entweder unbekannt waren, oder er nicht Lust hatte,

auf

auf dieser Laufbahn mitzurennen. Italien, weil die Art wie man dort den Opern beywohnt, der Gattung, welche er schaffen wollte, ganz entgegen ist. Man geht in Welschland nur in die Oper, um in Gesellschaft zu gehen, man interessirt sich nicht für die Handlung, man hört nur etwa ein paar Favoritarien, und selbst diese nicht sowohl, um die Kunst des Compositors, als vielmehr um die Kehle des Sängers zu bewundern. An die Situation der Scene denkt man nicht einmal.

Dem Ritter von Gluck blieb also nur Paris übrig, und die Bemühungen des Herrn Bailli de Roulet erleichterten ihm den Weg zu seinem Endzwecke zu gelangen. Dieser würdige Mann, welcher in unserer Hauptstadt sowohl wegen der Gaben seines Geistes, als wegen seines edlen Herzens, durchgängig verehret wurde, nahm es über sich, eine der berühmtesten Tragödien des großen Racier für die lyrische Scene zuzubereiten. Dieß war die Iphigenie; der Erfolg hat den Wünschen des Dichters und des Tonkünstlers entsprochen.

So bald der Ritter Gluck mit dieser Poesie versehen war, machte er sich ein eignes Geschäffte daraus, alles andere zu vergessen und die Anstrengung seines ganzen Genies auf diesen einzigen Punkt zu richten. Der dieses schreibt, war ein täglicher Augenzeuge von der Arbeit, welche die Oper Iphigenie ihrem großen Meister gekostet hat: dieses Meisterstück, dieses non plus ultra der menschlichen Kunst, welches ihn allein verewigen würde, wenn auch nicht seine vorigen Werke bereits in das Register der Unsterblichkeit eingeschrieben wären. Ohne hier weiter ins Detail zu gehen, begnüge ich mich nur anzumerken, daß Herr Gluck eben die Stellen, welche seine Gegner getadelt haben, zuerst so componirt hatte, wie es die Tadler verlangten; daß er aber nach der reifesten Ueberlegung sie umschuf und so bildete, wie sie jetzt sind. Er konnte alles das machen, was seine Kunstrichter zwar nicht machen können, aber doch von ihm fordern. Er will es nicht; ohne Zweifel hat er gute Ursachen dazu. Eben das hat auch Herr Arnauld bemerket, der es aber nicht so anschauend bemerken konnte,

te, als ich, weil ich der Entstehung der Iphigenie gleichsam beygewohnet habe.

Diese Oper war fertig; Herr Gluck sollte abreisen, um sie auszuführen; aber die Noten waren noch nicht geschrieben. Dieser große Künstler componirt die weitläuftigsten Werke bloß im Kopfe; er löscht Noten im Kopfe aus, und setzt andere hinein mit eben der Leichtigkeit, mit welcher wir Schriftsteller auf dem Papiere corrigiren. Ich habe ihn mit vieler Mühe überredet, einige Klopstockische Oden zu schreiben; die Hermanns Schlacht aber, mit der er so oft schon seine Freunde in Erstaunen gesetzt hat, steht noch immer bloß in seinem Gedächtniß.

Endlich wurde die Iphigenie geschrieben, und Gluck begleitete sie nach Paris. Der Beyfall, welchen dieses große Werk daselbst gefunden hat, die Bewegungen der Cabale gegen dasselbe, und die endliche große Revolution des französischen Geschmacks, die es verursacht hat; dieß sind die Gegenstände der folgenden Aufsätze, die ich mehr in einem Auszuge, als in einer Uebersetzung liefere. Die Liebe des Vaterlandes,

veranlaßte mich zu dieser Bemühung; ich wollte gern, durch die Urtheile einer der aufgeklärtesten Nationen Europens, meinen Landsleuten, die Idee lebhaft machen, daß der Deutsche zu allem fähig ist, wenn er nur will. Aber wie kalt sind wir Deutschen! wie kindisch in unsern Urtheilen über die Verdienste! Vor vier Jahren tadelte man in Berlin an der Alceste des Ritters von Gluck unter andern, daß er die Trombони bald Posaun bald Bosaun, daß er chalamaux anstatt chalumeaux und, welches noch wichtiger ist, Violonzelli anstatt Violonzelli geschrieben hätte. Vielleicht hat die Iphigenie ähnliche Fehler.

Der Ritter von Gluck wurde von dem französischen Monarchen, für seine Verdienste um die französische Musik, königlich belohnt, und so, wie Gallien seit geraumer Zeit Eroberungen in Deutschland zu machen gesucht und wirklich gemacht hat, so suchte man auch, diesen großen Mann seinem Vaterlande zu entziehen, nicht mit Gewalt, sondern durch Kränze des Ruhms, durch Palmen für seinen Sieg und durch glänzende Belohnungen. Theresia aber und Joseph

thaten mehr; sie überwanden, und Glück bleibt ein Bürger seines Vaterlandes, mit der Erlaubniß, zuweilen unsere eifersüchtigen Nachbarn, durch seine Gegenwart und durch seine neuern Werke zu entzücken und zu belehren.

Dieß alles hatte ich in der Vorrede zu der neuen Auflage der Theorie der Künste beynahe prophezeihet! Denn Glucks mächtige Töne hatten mich entzückt, und ich weißagte.

I.

Brief

des Herrn von ** an die Frau Grä: fin von** über die neue Oper (*).

Der Antheil, den ich an dem Beyfalle nehme, mit welchem das Werk des Herrn Ritters von Gluck aufgenommen worden, hat

(*) Der Herr Abt Arnauld zu Paris, einer der größten Verehrer der Gluckischen Muse, trägt kein Bedenken mehr, sich als Verfasser dieses Briefes öffentlich nennen zu lassen.

hat keine andere Quelle, als meinen Geschmack an den Künsten, oder vielmehr meinen herschenden Hang für dieselben. Ueberhaupt schien mir die Musik in unsern Opern eher unruhig, als thätig, und in den welschen weniger schön, als reich zu seyn; ich fand zwar in den letztern Recitative und Arien von der größten Stärke und Wirkung; aber diese Schönheiten bieten sich nur selten dar, und immer an der Seite von handwerksmäßigen Schlendriansstücken, ohne Absicht, ohne Charaktere und ohne Wahrscheinlichkeit. Ich wünschte einmal ein großes musikalisches Ganzes zu sehen, von eben dem Plane mit eben der stufenweisen Fortschreitung, mit eben der Entwickelung, mit eben dem zunehmenden Interesse, wie in einer gut ausgeführten und gut gemachten Tragödie: alles das glaube ich nun in der Iphigenie des Herrn Ritters von Gluck gefunden zu haben. Hören sie nur die Eröffnung! (*)

(ou-

(*) Mit gutem Vorbedacht nenne ich es Eröffnung, nicht Symphonie zum Anfange. Denn dieses ganze Stück ist ein musikalischer Prolog, welcher die Exposition der ganzen folgenden Handlung ent-

(ouverture) Nicht durch vage Vrhältniße, sondern durch die Formen selbst, knüpft der Musikus den Anfang an den Gegenstand an, und auf einmal stürzt er alle Instrumente auf eine Note; sie erhebeu sich miteinander, und vereinigen sich in der Oktave dieser Note; schnell theilen sie sich, aber jedes trägt das Seinige dazu bey, die Seele zu einer großen Begebenheit vorzubereiten. Während daß sich die höhern Instrumente mit einer Geschwindigkeit bewegen, welche die Empfindung des Rhythmus schwächen könnte, so legt der Compositor, um diese Empfindung beyzubehalten, in die übrigen Instrumente, den Anapästus, welcher unter allen Tonfüßen sich am besten zu Kriegsgesängen schickt. Um aber das Ohr ausruhen zu lassen, und um zugleich die sanften und empfindsamen Theile des Schauspiels anzudeuten, läßt er gleichsam aus dem Schooße dieser kriegerischen und affektvollen Töne einen Gesang heraus fließen, welcher, ohne

enthält. Jede Note hat ihre Bedeutung; und beynahe könnte man die ganze Tragödie aus dieser Musik in Worte übersetzen, so wie sie der Compositor aus den Worten in Töne übersetzt hat. A. D. U.

ne matt zu werden, eine liebenswürdige und sanftreizende Wendung nimmt. Diesen Gesang führet er mit dem richtigsten Gefühl und der größten Feinheit fort, bis zu edlen und rührenden Klagen, welche den pathetischen und tragischen Theil der Handlung anzeigen. Wenn ich mit jungen Künstlern redete, so würde ich sie aufmerksam machen, auf die durchgängige Nettigkeit in der Zeichnung, auf die Contraste der verschiedenen Theile, auf die Art wie diejenigen Gedanken, welche sich zuerst des Ohrs bemächtigen, sich entwickeln und in Dialogen verändern; dann würde ich ihnen lebhaft zeigen, was die Kunst vermag, wenn sie vom Genie regieret wird.

Der edle Anfang des ersten Akts hat Sie gerührt. Aber Sie sagen mir nichts von den feyerlichen Wünschen des Calchas, die immer von dem Orchester zurückgestossen werden, welches von diesem Augenblicke an, den Charakter einer erzürnten und unerbittlichen Gottheit annimmt. Bemerken Sie die Harmonie, wie sie seufzt unter den Worten: que de cris! que de pleurs! die in Einem Tone gesungen werden. Ueberhaupt wer-

werden Sie bey der ganzen Harmonie dieser bewundernswürdigen Stelle empfinden, zu welcher Höhe des Ausdrucks und des Lebens, die musikalischen Proportionen durch das Talent können gebracht werden. Bey dem Gebete Agamemnons, kann man nicht genug bewundern, mit welcher Wahrheit die Musik auch alle Kleinigkeiten ausdrückt. Hören Sie die Bäße in dem Augenblicke, wo sich dieses Gebet anhebt; ihr Gang steigt immer aufwärts, und wirklich dies ist die einzige Fortschreitung, die uns einen Begriff geben kann, von den Bewegungen einer Seele, die einen Anlauf nimmt. Halten Sie das nicht etwa für die Anmerkung eines Enthusiastens, der sich in den Kopf gesetzt hat, alles zu bewundern! Sie dürfen nur die Progreßion umkehren, mit Beybehaltung der harmonischen Verhältnisse der Töne, und Sie werden sehen, daß die ganze Nachahmung und alle Wahrheit dahin ist. Aber was das Erhabenste, und was bloß das Eigenthum einer tiefen Empfindlichkeit ist, die vom Genie erweckt und in Bewegung gesetzet worden, das ist die Art, wie der Musikus das Geschrey der

Natur, tief in dem Herzen Agamemnons, ankündigt und ausdrückt. Diese seufzende Stimme der Hörner, die dumpfe Antwort der Bäße, die chromatische Fortschreitung des Gesangs und der Instrumente, die ihn immer von fern begleiten, dieses harmonische Zwischenmurmeln, welches den Raum zwischen den klagenden und abgebrochenen Tönen der Hörner und Bäße erfüllt, und dadurch alle Theile des Orchesters zusammenstimmt und vereinigt, ohne der Wirkung des Dialogs zu schaden: dies sind Schönheiten, von denen eine einzige hinreichend wäre, tausend Fehler zu bedecken. O! wie gut haben sie solche empfunden, da Sie mir schrieben: „ Dieser Gesang Agamem„ nons hat auf mich einen Eindruck ge„ macht, der mir bisher unbekannt war. „ Dreymal habe ich eine Bewegung vor„ wärts gemacht, ohne zu wissen warum. „ Vielleicht wollte ich diesem unglücklichen „ Vater zu Hülfe kommen. „

Aber warum sagen Sie mir nichts von dem Eintritte der Iphigenie? Wie interessant ist dieser Augenblick! Wie sanft ist das Chor! Wie jugendlich! Wie frisch! Wie

jung-

jungfräulich! Wie verschieden von der vorhergehenden Musik! Besonders, wie verschieden von der traurigen Lage Agamemnons, während, daß rund um seine Tochter her alles frölich ist!

Der Zuschnitt und die Form des Duo sind italiänisch, ich gestehe es; aber Sie werden mir auch einräumen, daß der Compositor die Kunst verstanden hat, sie zu biegen, und nach den Worten zuzurichten, ohne der Sprache die mindeste Gewalt anzuthun. Wenn man auf diese Art borgt, wenn man mit Geschmack borgt, so macht man auf das Ohr ungefehr eben den Eindruck, welchen eine glückliche und neue Metapher auf den Geist macht, gleichwie eine schöne Person durch einen fremden und ungewöhnlichen Kopfputz reizender wird. In dem dialogischen Theile dieses Duo liegt noch eine Absicht, deren Feinheit Ihnen schwerlich entwischt ist. Achilles beklagt sich über den Verdacht der Iphigenie; Iphigenie antwortet ihm auf das zärtlichste und rührendste, gleichwohl wiederholet Achilles seine Klagen und Vorwürfe. Aber Iphigenie läßt ihm keine Zeit mehr, sie zu vol-

lenden. Unruhig und ungeduldig, unterbricht sie ihn mitten im Verse, und nimmt selbst das Wort. Sie hat keine Zeit zu verlieren, um ihren Liebhaber zu besänftigen; sie will eine Sprache nicht mehr hören, die ihr das Herz zerreißt; keine Blume ist so zart, so weich, als das Herz eines jungen fühlbaren Mädchens, welches zum erstenmal den Eindrücken der Liebe gehorchet. Ja! Tibull, Racine und Fenelon hätten unseren Compositor um die Bewegung beneidet, welche hier seine Musik ausdrückt. Herr Gluck hat in denjenigen Theil das Duo, wo sich die Stimmen vereinigen, die reizende Lebhaftigkeit gelegt, welche die Worte erheischen. So bald er aber auf eine Anrufung des Hymen kommt, ändert er die Bewegung; ernsthafte und feyerliche Accente schneiden den bisherigen frölichen und und leichten Gesang ab. Diese Accente (die übrigens, weil sie nicht lange dauern, weder die Einheit der Zeichnung, noch der Melodie, welche in dieser Stelle herrscht, aus unserer Empfindung auslöschen) haben ihm ohne Zweifel nöthig geschienen, theils um uns an die Würde des

Stoffs

Stoffs und der Gattung zu erinnern, die er behandelt, theils um die Würde des Charakters und der Lage der handelnden Personen beyzubehalten. Jetzt kommt er zum Duo zurück, und jetzt hören Sie die Töne, welche er, aus dem Ganzen der Harmonie heraus, um eine Oktave höher hebt, und mit glänzenden Trillern schmückt, die für das Ohr das sind, was das Schimmern des Lichts für das Auge ist; diese Töne schweben auf dem Orchester und erwecken von neuem alle Formen des Gesangs, den man schon gehöret hat.

Die Passacaille (*) ist eines der schönsten Stücke der Instrumentalmusik, die man jemals auf den Operntheatern gehöret hat. Der Musikus hat, wie ich glaube, mit dem richtigsten Gefühle den edlen und erhabnen Styl durch zwey muntere Tänze gemäßigt, die Rameau gern für die seinigen erkannt haben würde. Das Stück, welches Sie tyrolisch nennen, gehört für Sklaven, denen man die Freyheit wieder geschenket hat.

(*) Eine Musik im Tripeltakt für das Divertissement.

Es ist nicht edel; aber muß es denn eben edel seyn? wenigstens ist es anziehend und wirklich Original; gewiß sind Sie doch gerührt worden von der Mannigfaltigkeit der Modulationen, welche der Verfasser in einem sehr engen Zeitraume durchläuft. Dieß ist eine Art von harmonischem Labyrinthe; man ist froh, sich wieder zu finden, nachdem man mehr als einmal in der Unruhe gewesen ist, sich auf immer verirret zu haben. Ohne Zweifel haben Sie bemerkt, daß die Formen des Chors im ersten Akt, das verwirrte und turbulente Gewühl des aufrührischen Volks so getreu als es immer möglich ist, darstellen. Die andern Chöre, sagen Sie, haben Ihnen weniger gefallen. Sollte nicht der Grund hievon darinnen liegen, weil Sie von je her gewohnt sind, von unsern Chören bloß eine bis zur Uebertreibung verzierte Musik zu hören? In den meisten unserer Opern sind die Personen des Chors fast immer müßig; ihr Amt ist das Amt der Orgelpfeifen, mittelst welcher ein schönes Stück vorgespielet wird. Hier aber sind alle Chöre in Handlung; so bald man sie auf eine allzukünstliche

liche Art figurirt, so stöhret man den Sinn und verdunkelt die Worte, anstatt sie zu verschönern, oder zu verstärken. Eben deswegen hat unser Compositor nicht nur die Chöre fast von Wort zu Wort forthandeln lassen, sondern auch die Harmonie soviel als möglich zusammengerückt. Denn je näher man die Töne zusammen hält, desto reiner und deutlicher fallen die Worte aus, desto mehr verbirgt sich die Kunst, desto mehr gewinnt die Wahrscheinlichkeit. Bemerken Sie noch, daß das Chor: Chantons, celebrons notre Reine, das einzige, welches ohne Bewegung und ohne Handlung ist, auch das einzige ist, dessen einzelne Theile der Künstler auf eine hervorstechendere Art verzieret hat.

Ich weiß, daß verschiedene gute Köpfe behauptet haben, es sey kein Gesang in dieser Oper, — weil in dieser Oper kein einziges Cantabile ist. Auch höre ich, daß sich manche von dieser Behauptung haben einnehmen lassen; denn dergleichen gute ehrliche Leute trifft man überall an, die immer bereit sind, ihr Gefühl den Meynungen aufzuopfern, sollten diese Meynungen auch nur

entlehnt seyn. Kommen wir den Schwächen zu Hülfe! Bey einer jeden Arie sind die wesentlichen und Grundnoten des Gesangs zu unterscheiden von den zufälligen Noten und von denen, die bloß zur Verzierung bestimmt sind. In einem Cantabile setzt der Compositor die Grundnoten in sehr beträchtliche Entfernungen voneinander; er giebt hierdurch dem Sänger die Freyheit, das Talent seiner Stimme und seine Geschicklichkeit glänzen zu lassen. Mithin ist das Cantabile, eigentlich zu reden, weiter nichts, als eine ausgedehnte und durchmengte Melodie. Man darf, um sich hiervon zu überzeugen, nur die Augen auf eine Partitur werfen. Ueberall, wo die Grundnoten der Melodie näher zusammen gedrängt sind, wo sie den Gesang nervigter und völler machen, wird man sehen, daß die Bäße sich mit jedem Augenblicke verändern, anstatt, daß sie bey einem Cantabile durch drey bis vier Takte auf Einer Note bleiben. Die Stücke von der letzten Art können in Wälschland ihr Glück machen, wo man in die Oper geht, nicht um einer theatralischen Handlung beyzuwohnen, sondern als gie-

ge man in ein Concert. Das heißt, man hört dort zwo oder drey Arien, ohne sich weder um das Vorhergehende, noch um das Nachfolgende zu bekümmern. In Frankreich, wo der Zuschauer beständig interessirt seyn will, würden, wie Sie leicht empfinden, die ausschweifenden und gesuchten Verzierungen die Handlung stören und verkälten. Doch man könnte über diesen Punkt noch etwas besseres sagen, was ganz natürlich ist. Hier sey es: „ Man errinnert sich „ noch zu Rom, zu Neapel, zu Mayland, „ zu Venedig an die Cantabile des Herrn „ Gluck. Die Talente der berümtesten Sänsgerin Italiens in unsern Tagen, der „ Dem. Gabrieli haben sich niemals vortheilhafter entwickelt, als in Stücken von „ dieser Art und von der Composition unsers grossen Meisters. Indessen hat der „ letzte in seine Iphigenie kein einziges Cantabile gebracht. Ohne Zweifel hat er „ seine Ursachen dazu gehabt, und es könnte wohl möglich seyn, daß seine Ursachen besser wären, als die, welche wir „ ihm entgegen setzen; wir, die wir keine „ Opern gemacht haben, die wir keine Com-

„ positoren, die wir nicht einmal Musici „ sind. „ — Aber nach einigen glücklichen Beyspielen hat man allgemeine Maximen festgesetzet, ausgestreut, öffentlich bekannt gemacht, und sie haben Beyfall gefunden; jetzt würde es uns zuviel kosten, sie aufzuopfern. Es ist also weit rühmlicher, weit gemäßer unserer Eigenliebe, solche Maximen zu rechtfertigen, zu vertheidigen. Eitle Einbildung! Eitle Bemühung! Und wenn die besten Köpfe Bemerkungen gehäuft, Theorien gebaut, Gesetze geschaffen und gegeben haben; siehe da! Es kommt ein Mann von Genie, und wie ein Strom, der alle entgegen gesetzte Dämme durchbricht und mit sich dahin reißt, macht er auf einmal, daß die Gesetze, samt dem Gesetzgeber vor ihm verschwinden.

Als ich aus der vorletzten Probe heraus gieng, hörte ich einen seynwollenden Liebhaber, den man um seine Meynung über die Oper befragt hatte, ganz kaltblütig antworten: die Musick zu den Balleten schien ihm sehr schwach zu seyn. Im Augenblicke erinnerte ich mich, daß ein seynwollender Kenner der Malerey, nachdem er einmal

lan-

lange genug ein Gemälde von Annibal Caracche untersucht hatte, weder von der Großheit in der Anordnung desselben, noch von der Schönheit der Zusammensetzung, noch von der Richtigkeit der Zeichnung, noch von der Wahrheit des Ausdrucks, noch von der klugen Austheilung des Lichts und Schattens sprach, sondern er urtheilte sehr ernsthaft, daß an dem Ende eines Gewands einige Falten wären, die ihm nicht gut zu seyn schienen.

Wenn man statt jener Tänze, deren Charakter sich mit dem Drama gar nicht verträgt, und zu welchen Herr Gluck die Musik nur aus Gefälligkeit gesetzet hat, edle, feyerliche, kriegerische Tänze geben wird, dergleichen schon Noverre zu der dichterischen und malerischen Musik dieses Compositors gemacht hat; dann wüßte ich nicht, worinn noch unser Theater, das Theater von Athen beneiden sollte.

Was Sie, Madame, vom Recitativ sagen, ist fein und tief gedacht, und setzt eine große Kenntniß der Sprache und der Musik voraus. Aber wenn man, wie Sie es zu wünschen scheinen, in dasselbe die

Zwangstimmen, Läufer, falsche Cadenzen, Triller, und dergleichen einführen wollte; so würde man das Wesen desselben zerstören, es wäre alsdann nicht Recitativ, sondern Gesang im eigentlichen Verstande; und wir würden dann alle Unschicklichkeiten und Fehler beybehalten, deren uns zu entledigen, wir schon lange bemüht gewesen sind. Es gibt in der Musik des Herrn von Gluck ein dreyfaches Recitativ: das erste ist fast nur hergesagt, das andere nimmt mehrere Biegungen an, und nähert sich mehr dem Gesange; und das dritte ist das pathetische Recitativ, welches man sehr ungeschickter Weise recitatif obligé nennet. Sie erlauben mir, daß ich Sie im Vorbeygehen frage: ob Sie nicht erstaunen, daß gerade das Wörterbuch der belebtesten unter den Künsten das unbelebteste unter allen Wörterbüchern ist? Sie gestehen ein, daß auf den Lippen der Demoiselle Arnoult das Gluckische Recitativ nichts Unangenehmes hat. Sie werden also nicht auf die Rechnung des Herrn von Gluck die Beleidigungen schreiben, welche vielleicht andere Schauspieler ihren Ohren zugefügt haben.

Um die Einförmigkeit der weiblichen Endungen zu vermeiden, die immer entweder mit einer matten und einfältigen Haltung der Stimme, oder mit einem Triller verknüpft sind, der alle Wahrscheinlichkeit zerstört, läßt unser Compositor, nach dem Beyspiel der Wälschen, die ganze Phrase durch den Baß endigen. Die vorletzte und letzte Sylbe haben bey ihm nicht verschiedene Noten, sondern Einen und denselbigen Ton, so daß, indem alles sich in der vorletzten concentrirt, die letzte, wie es der Charakter unserer Sprache mit sich bringet, nur einen schwachen Wiederhall tönet. Uebrigens werden Sie mir zugeben, daß er das Sylbenmaaß immer auf das heiligste beobachtet hat. Stößt man zuweilen bei ihm auf Gänge der Harmonie, an welche unsere Ohren noch nicht gewöhnet sind, so muß man desfalls an unsere Musiker sich halten, die, seit dem berühmten Lulli, sich beständig in einerley Gränzen eingeschlossen und es für eine heilige Pflicht angesehen haben, eine jede einmal angegebene Modulation weitmöglichst auszudehnen. Allein, besonders beym Recitativ, wo man die Beyhilfe einer

festen und bestimmten Mensur nicht hat, muß die Schnelligkeit in den Veränderungen der Modulation, der Accorde und der Läufer der Schnelligkeit in den Bewegungen der Seele des Akteurs entsprechen. Dies ist der wahre Triumph der Musik, und das einzige Mittel, die musikalische Deklamation zu beleben.

Hier wäre der Ort, Ihnen Madame, ein Wort von den pathetischen Recitativen des Agamemnon und der Clytemnestra zu sagen, ingleichen von dem bewundernswürdigen Trio des zweyten Akts, von dem Quatuor am Ende, von dem Abschiede der Iphigenie, von dem Wüten des Achilles, von den Bewegungen des Orchesters, welches Herr Gluck in eine Menge affektvoller und beredter Schauspieler verwandelt hat, und endlich von dem Werthe des Ganzen, welchen das Publicum noch nicht gefühlt hat, weil es bisher gewohnt war, nur einzelne Schönheiten in unsern Opern zu finden. Um Ihnen aber über alles dies Genüge zu leisten, müßte ich die Partitur vor mir liegen haben. Ich merke also nur noch an, daß es kein Wunder ist, wenn unsere Mu-

sik

sick so lange gezögert hat, sich mit dem pathetischen Recitativ (*) zu bereichern. Der Grund liegt, wo ich nicht irre, in dem Unterschiede zwischen unserer und der italiänischen Versification. Wenn der Wälsche seine Verse hersagt, so läßt er beträchtliche Zwischenräume zwischen den Worten; diese Zwischenräume sind für den Musikus eben so viel Tage geworden, die er benutzt, die Lage der handelnden Person bald anzukündigen, bald zu erklären und zu entwickeln: und dies ist gerade die einzige Absicht dieses Recitativs. Hingegen in unserer Versification, wo das Zusammenlaufen von Worten, die sich durch Vokalen berühren, niemals erlaubt ist, indem dieseWorte sich miteinander vermischen, und sich in Eines und dasselbe verweben, hat der Musikus sich lange Zeit darauf einschränken müssen, blos die Worte zu begleiten. Dieser Gedanke hat noch Erläuterungen nöthig; allein es wird bequemer und vorzüglich auch angenehmer seyn, das weitere mündlich hinzuzusetzen. Dieser Brief ist ohnehin bereits nur allzulang,

aus-

(*) Recitatif obligé.

ausserdem ermüdet der Kopf, die Ideen ersterben, und nur Ihre Gegenwart kann sie wieder beleben. Ich bin ꝛc. ꝛc.

II.

Brief

An die Frau von ***,

über

die Oper Iphigenie en Aulide,

Paris vom 26. April 1774

Wie, Madame! Sie zanken im Ernste mit mir? indem ich aus der Oper komme, finde ich von Ihnen einen Brief voll von Vorwürfen. Sie haben gesehen, mit welcher Entzückung ich mehrern Stellen der Oper Iphigenie beygefallen bin; Sie vermuthen daher, mein Geschmack habe sich verän-

ändert; Sie beschuldigen mich, daß ich leichtsinnigerweise ein Liebesdiener der Neuheit geworden sey, und auf einmal dem Vergnügen entsage, welches mir seit langer Zeit die Schönheiten unserer musikalischen Werke gewähret haben. Ich muß Ihnen diese Meynung benehmen und Ihnen meine Denkungsart über diesen Punkt vorlegen.

Ich glaube und habe immer geglaubt, daß das Genie, Eines und dasselbe ist: und daß man nie seinen lebhaften und tiefen Eindrücken ausweichen kann. Hoch über unsern Häuptern herrscht die Sonne, ohne Unterschied über alle Wesen, und breitet ihr Licht in einem Augenblicke über den ganzen Horizont aus. Auf eben diese Art herrschet das wahre Genie über die ganze Welt. Mitten von seinem Brennpunkte gehen tausend Strahlen aus, treffend für alle Nationen. Aus welchem Lande man seyn, welches Clima man immer bewohnen mag, so darf man nur Augen haben, um das Licht zu sehen; man darf nur eine Seele haben um die Eindrücke des Genies zu empfinden.

Setzen wir also den seichten Unterschied zwischen Nationen und Gattungen bey Seite,

te, einen Unterschied, der nur für die Unwissenheit gemacht ist. Mag doch ein Autor mein Landsmann, oder ein Fremdling seyn; mag die Gattung, in welcher er arbeitet, alt oder neu seyn! wenn nur sein Werk gut ist! Fleißige und handelnde Völker sehen es gern, wenn in ihren Gegenden neue Landstrassen eröffnet werden; denn diese sind neue Oeffnungen für ihre Handlung. Warum sollen die Künste nicht eben so gut den Werth eines neuen Weges empfinden? Raphael und Albane sind auf verschiedenen Wegen zu Einem Ziele gekommen, ihre Pinsel in dem Tempel der Unsterblichkeit niederzulegen. Eben das Feld, auf welchem Corneille seine Lorbeern geerndet hat, brachte die grünenden Palmen hervor, welche die Stirn seines Nebenbuhlers umlaubten. Bourdaloue mit seiner donnernden Beredsamkeit auf der Kanzel; Molliere auf dem Theater, wenn er die Menschheit entlarvet; Lafontäne unter seinen Thieren, denen er fein natürlich und einfältig die tiefsten Wahrheiten dictirt: sie haben alle uns die erhabenste Moral gelehrt. Eine jede Gattung ist gut, wenn sie gut behandelt

delt wird (*), wenn sie der Seele zu denken und dem Herzen zu empfinden giebt. Sie, Madame, und alle denkende Köpfe werden sich nicht an die gegenwärtige Cabale binden (**). Beurtheilen wir das Werk und nicht den Verfasser! Wieviel gibts nicht Leute, die aufs Wort entscheiden, ohne zu verstehen worüber, die laut schreyen, und deren Gesetz gleichwohl nur das Geschrey der Cabale ist, so wie dem leichtgläubigen Alterthume das Gemurmel der Bäume zu Dodona, welches doch nur der Wind verursachte, ein Wink der Gottheit war. Doch ich entferne mich von meinem Zwecke, von der Oper Iphigenie. Sie wollen mit Gewalt wissen, was ich davon denke; ich bin sehr gelehrig; ich muß wohl gehorchen. Wohlan!

(*) Und gleichwohl tadelt der Verfasser dieses Briefes in der Folge am meisten die Gattung der Iphigenie. Wie leicht ist es sich selbst zu widersprechen, indem man andern mit aller Gewalt widersprechen will! A. D. U.

(**) Die Cabale war eigentlich wider die neue Gattung. Aber das Gente triumphirte, und die heftigsten Gegner der Iphigenie wurden ihre eifrigsten Bewunderer und Lobredner. A. D. U.

Es wird Sie sehr befremden, wenn ich Ihnen nach dem wiederholten Händeklatschen, über welches Sie mir so viele Vorwürfe machen, sage: daß dieses Werk nicht meinen ganzen Beyfall hat, daß es mir vielmehr in vielen wesentlichen Punkten sehr fehlerhaft scheint. Plaudern wir ein wenig hierüber, um zu sehen, was eigentlich eine Oper bey uns seyn muß. Ich rede von einer guten Oper, Armide, Dardanus, zum Beispiele. Wie ist diese Gattung aufgekommen.

Es schien mir oft, als sähe ich den ganzen Parnaß zusammen gerufen, und die Musen Untersuchungen anstellen, um ein Schauspiel zu schaffen, in welchem man alle Künste vereinigen, alle Leidenschaften erregen könnte. Sie schufen die Oper! Melpomene, Polyhymnia und Terpsichore, unter andern, wetteiferten, diese neue Gattung bey ihrer Geburt auszustatten. Venus, Amor und die Grazien gaben ihre Beysteuer. Flugs verwendeten sich alle Götter, um daraus ein Meisterstück zu machen. Dann ließ sich Apoll hören; er rief den Mann von Genie und sagte zu ihm:

Geh auf die Erde, und gib ihr ein Bild von den Vergnügungen des Olympus. Wir eröffnen dir ohne Ausnahme alle unsere Schätze: Nimm nach Belieben, jetzt sind wir deine Sklaven. Alle Elemente, alle Götter, alle Künste sind dein; Poesie, Musik, Tanz, Malerey; Grausen, Wollust, alles ist in deiner Gewalt; rede, wähle, alles soll dir gehorchen.

Was für Mittel sich einzuschmeicheln, zu gefallen, und zu bezaubern! Was kann nicht ein Mann von Talenten aus allem diesem machen! Er kann sich aller unserer Empfindungen bemächtigen, alle ihre Triebfedern in Bewegung setzen. Welche Laufbahn? Welcher Flug für einen solchen Mann! Aber wie viel Genie muß er haben, um nicht auf dem Wege stecken zu bleiben.

Dies Madame! soll eigentlich unsere Oper seyn. Die Vermählung aller schönen Künste, das System aller Empfindungen; dies unterscheidet sie von allen Schauspielen der Welt, und aus diesem Gesichtspunkte hat sie Quinault betrachtet, ihr unnachahmlicher Schöpfer. Warum sollte

man Reichthümer einschränken, ihre Quelle verstopfen? Wenn ich einen Acker habe, der fruchtbar genug ist, für alle Jahrszeiten, soll ich denn eigensinnig genug seyn, ihn nur einmal und nur eine einzige Fruchtgattung tragen zu lassen?

Aber dies ist eben, was ich vornemlich an der Oper Iphigenie auszusetzen habe. Man findet in derselben nur Eine Gattung der Schönheit der Scene, ich rede von der belebten Scene; denn ich zweifle sehr, ob die Recitative unsere guten Werke übertreffen, oder auch nur mit denselben verglichen werden können. Ja! Madame, mitten unter dem Enthusiasmus eines Theils des Publici, habe ich die Keckheit zu glauben, daß die meisten Recitative im Dardanus und im 5ten Akt des Castor von Lulli pathetischer und wahrer sind, als die in der Iphigenie. In den letzten hab ich wenig edle Grazie gefunden, dafür aber Trockenheit und Monotonie. Der Eigensinn des Componisten, alle seine Phrasen mit höheren Tönen zu endigen, verursacht, außer der Monotonie, einen Ausdruck, welcher der wahren Declamation

tion ganz entgegen ist, kraft welcher der Ton gegen das Ende eher sinkt als steigt. Noch habe ich auch in der Anbringung der Intonationen wenig Geschicklichkeit gefunden. Sie wissen, daß einige derselben den Ausdruck einer heftigeren Leidenschaft anzukündigen scheinen. Verfehlen sie diesen Endzweck, so würken sie weiter nichts, als eine Dissonanz, die dem Ohr unangenehm und in der Declamation falsch ist; dieß ist eben, als wenn Ihnen jemand eine ganz gewöhnliche Redensart im Tone des Fragens, oder des Bewunderns hersagen wollte. Würden Sie nicht mit Rechte seine Art zu sprechen übel finden? Schon längst habe ich unserm Recitative besondere Noten gewünscht, um den Sinn und die Absicht der Worte näher zu bezeichnen. Lulli hat eine solche Note für die Frage erfunden; man hat ihr aber bald ihre ursprüngliche Bedeutung genommen, indem man sie überall ohne Ursache gebraucht hat. Es war die kleine Terz.

Dieser Lulli verstand sich aufs Recitativ, und hat keinen der Fehler begangen, von welchen ich rede. Ich glaube, daß

er das wahre Muster ist, und immer seyn wird. Man versuche es, seinen Gesang von den Fehlern zu reinigen, mit welchen man ihn angesteckt hat, und ihn so auf das Theater zu bringen, wie er ursprünglich componirt ist, und man wird sehen, ob die Rollen der Medea, Arcabone, des Atys, Rolands und so viele andere nicht einen stärkern Eindruck machen, als die Rollen des Achilles und der Clytemnestra in Betreff des Recitativs.

Ich gestehe, daß in der pathetischen Handlung der Verfaßer der Iphigenie unübertrefliche Schönheiten hat. Agamemnons Arie im ersten Akt, wo er mit dem Calchas zu thun hat, der Auftritt des Achilles mit der Iphigenie in eben diesem Akte, das Trio und der Monolog Agamemnons im zweyten und dritten Akt, der Abschied der Iphigenie und des Achilles; dies sind Stellen von der größten Stärke und Energie des Ausdrucks, es ist zu wünschen, daß sie zu Mustern dienen mögen, unser Theater zu bereichern. Aber das ist noch nicht alles. Das Zepter des lyrischen Spiels hat zwey Aeste, den Dolch Melpomenens

und

und die Zauberruthe der Circe. Nur dadurch wenn man das Spiel beyder mit Geschmack und Einsicht verbindet, kann man eine gute Oper im Ganzen hervorbringen. Und vielleicht alles zusammen genommen, wäre es besser, wenn eine Oper schwach in der Musik, als wenn sie des Schmucks der Mythologie beraubt wäre. Denn, wenn wir weiter nichts, als Tragödie wollen, so haben wir schon ein unerschöpfliches Theater, wo diese Gattung weit vortheilhafter behandelt ist, wo die dramatische Kunst Zeit und Mittel hat, sich auszubreiten, ihre Charaktere festzusetzen, und zu entwickeln, ihre Handlungen, die sich durch sich selbst unterhalten und allein durch das Triebrad der Leidenschaften zu ihrem Ziele gelangen, einzuleiten und fortzuführen. Nicht so in der Oper! Die Musik, so geschickt sie ist, Bilder und große Leidenschaften zu mahlen, kann gleichwohl nichts hinzusetzen; sie zerstört vielmehr die Stärke eines Räsonnements, oder den Eindruck einer Empfindung, die bloß sanft und sinnreich ist. Der Abschnitt der Verse, welchen der musikalische Rythmus erheischt, schadet der Versifikation. Dies beweiset die Oper Iphigenie. Sie ist das

Werk eines geistreichen Mannes, und macht ihm Ehre. Aber blos deswegen ist sie nicht sehr angenehm, weil sie die prächtigen Verse verunstaltet, die mit ihrem ganzen Pompe noch in unserm Gedächtnisse ertönen, während daß in den Ohren der Rhythmus sie schwächet.

Ich wiederhole es, die Musik ist eine allzueingeschränkte Kunst, um ein ganzes Werk bloß mit dem Dialog auszufüllen. Man muß sich der Vortheile bedienen, die sie darbietet, um verschiedene Empfindungen zu erregen, die Wirkungen derselben zu verändern und die langweilige ermüdende Monotonie zu vermeiden, die das ganze Interesse zerstört. Hierzu sind Feste von verschiedener Art nöthig, Chöre, Ballete und dergleichen: man muß sie herbey zaubern Oft muß der Dolch der Zauberruthe Platz machen.

Doch daß man nur dieses Hülfsmittel nicht zu weit ausdehne! Man hat, ich gestehe es, seit langer Zeit in der Oper die Freyheit, Feste zu geben, gemißbrauchet. Weil die Auftritte durch die Art, wie man sie spielte, außerordentlich langweilig wur-

den,

den, so glaubte man, dieses Uibel könne nicht besser gehoben werden, als wenn man aus den Tänzen die Hauptsache machte. Das hätte man freylich nicht thun sollen. Man hätte bedenken sollen, daß man sich bey den Werken eines Quinault, indem man sie liest, gerührt findet, daß sie folglich auf dem Theater eine noch stärkere Wirkung thun müssen, daß also der Mangel des Interesse nicht ein Fehler des Werks, sondern ein Fehler der Vorstellung ist. Das Publikum hat in diesem Punkte am besten gewußt, was zu thun sey; denn sein beständiges Händeklatschen, begleitete jenen rührenden und erhabenen Schauspieler, welcher die wahre Manier zu handeln auf unser Theater zurückgeführet hat. (*) Anstatt daß man von den Schauspielern eine träge schleppende Stimme verlangte, hätte man ihnen wohl einprägen sollen, eine Scene sey eine Scene, nicht aber eine Künsteley von gezwungenen Stimmen, von falschen, zu oft und am unrechten Orte

(*) Es wäre unnöthig, hier den Herrn l'Arrivée zu nennen.

angebrachten Cadenzen; man könne die Zuhörer nicht rühren, ohne verständlich zu reden, und man müße die Worte, die man zu sagen hätte, vorher lernen aussprechen. Mit dieser Vorsorge würde man die Aufmerksamkeit des Publici, welches immer bereitwillig ist, sich von einer Vorstellung rühren zu lassen, gefesselt haben. Noch einmal: die Gattung unseres Recitativs ist gut; gut, in Ansehung der Composition. Anstatt es, wie bisher geschehen ist, mit einer schleppenden Stimme vorzutragen, soll man es declamiren, nicht wie in der Iphigenie, wo es vielleicht zuweilen Trockenheit und übertriebene Härte hat, sondern in der Mittelstraße: der Erfolg wird zeigen, ob ich mich betrogen habe.

Was die Chöre betrifft, so haben Sie nicht einen Augenblick gezweifelt, daß die in der Iphigenie weit unter den unsrigen stehen. Ich nehme das Chor des ersten Akts aus, wo die Griechen auf eine Erklärung des Calchas dringen; dieses enthält wirklich große Schönheiten.

Es ist der Mühe nicht werth, von der Musik der Tänze zu reden, oder sie mit der un-

unsrigen zu vergleichen: mit dieser bei uns so mannigfaltigen, so frölichen, so reizenden Musik, die uns in diesem Fache zu Herren von allen europäischen Theatern gemacht hat. Nur ein Wort an die Eiferer für die neue Oper! Da sie den Balleten ihren Beyfall nicht geben konnten, so haben sie aus Rache die ganze Gattung verächtlich gemacht und sie abgeschildert als ein Talent musikalischer Lehrbuben.

Und! Woher wissen Sie denn, meine Herren, daß dieses Talent so leicht ist? Sie können davon urtheilen, wenn sie die wenigen Genies zählen, denen es von der Natur geschenkt worden. Für die Kunst des Schauspiels giebt es grosse Meister genug. Italien hat seine Leo, seine Pergolese, seine Majo, seine Jomelli, Zacchini, Piccini, Traetta, und viele andere. Für den Tanz hingegen hat ganz Europa nur den einzigen Rameau; und Terpsichore, die ihm ihren Tambourin geliehen hatte, band ihn fest an unser Theater, auf daß er das Muster seiner Nachfolger und das Ziel ihres Weltlaufens würde. Ganz Europa ist hiermit einverstanden. Alle Thea-

ter

ter der Welt haben die Musik unserer Tänze angenommen und uns den Vorzug in dieser Gattung eingeräumet. Unsere Ehre erfodert es also, diese Gattung zu bebauen, sie in ihrem Flor zu erhalten und noch mehr zu verschönern, wenn es möglich wäre.

Aber bei uns läuft oft der Geschmack und die Vernunft mit der lebhaften Einbildung davon. Die Oper Iphigenie hat schöne Auftritte, die durch sich selbst anziehend sind: folglich sind die Tänze verderblich und lächerlich: folglich soll man sie von der Schaubühne verbannen und künftig blos dramatische Werke hören. Der Tanz schadet dem Interesse! Freylich, wenn das Gedicht nicht für den Tanz gemacht ist; aber dann hat der Poet unrecht. Will er eine Oper schreiben, so soll seine erste Sorge die Wahl eines Gegenstands seyn, der für diese Gattung gemacht ist. Nun, meine Herren, heben Sie ihre Augen auf! Sehen Sie einen Quinault, wie er mitten unter den Musen die Armide und den Atys vorliest. Hören Sie den Beifall, den er in dem geheiligten Thale empfängt: Armide, Atys, Meisterstücke in ihrer Art, vielleicht die einzigen,

zigen, und die allein uns die Idee eines vollkommenen Ganzen gegeben haben. Wie reich ist der Stoff! Wie interessant die Handlung! Wie reizend die Versifikation! Welcher Adel! Welche Grazie! Welche Menge von hinreißenden und mannigfaltigen Gemälden! Und von der Seite des Tonkünstlers: welch ein Pathos! Welcher edle, rührende und wirklich tragische Ton in seinen Recitativen! — Aber die Feste schaden dem Interesse! — O! denken sie doch an den vierten Akt des Dardanus! dieses Gefängniß, in welchem der Held schmachtet, aller Unterstützung beraubt, verschönert sich auf einmal durch die Zauberkraft Ismenens, und setzt unsere Seele durch eine so angenehme, so freudenreiche Empfindung in Entzücken; dies Duo, worinn die Liebe angerufen wird, welches sich in ein allgemeines Chor verbreitet; diese himmlischen Lieder, aus welchen das Divertissement besteht — alles dies schadet dem Interesse? Wie! die treffenden Reitze des Vergnügens, die Vereinigung aller Schönheiten von allen Gattungen, Musik, Poesie, Malerey, Tanz — dies schadet dem Interesse? Kein

Wort

Wort mehr, Madame! Man hat ja eben so gut Sinnen, als man eine Seele hat: und der geschickte Mann, welcher die Sinnen mit der Seele zugleich zu interessiren weiß, hat gewiß mehr gethan, als ein anderer, der vergißt, daß die Bewegungen des sinnlichen Vergnügens, nicht bloß Empfindungen, sondern wirkliche Gesinnungen, und wenn sie mit Klugheit angebracht werden, ein wichtiger Punkt für das Interesse der Seele sind.

Ich kehre wieder in meinen Weg zurück. Obgleich die Oper Iphigenie erhabene Schönheiten darbietet; obgleich die tragischen Leidenschaften darinn mit der größten Stärke behandelt zu seyn scheinen; obgleich darinn die Stimme der Natur sich oft mit ihrem gewaltigen Ausdrucke hören läßt; obgleich vielleicht die Musik noch nie etwas hervor gebracht hat, was die Rolle Agamemnons und die letzte Scene zwischen dem Achilles und der Iphigenie überträfe; so glaube ich doch immer, daß das ganze fehlerhaft und nicht das ist, was eine Oper zu Paris seyn soll; daß Melpomene, Polyhymnia und Terpsichore, eine jede ihre

eigne

eigne Statue, auf unserm Theater haben, deren Fußgesims gemeinschaftlich ist; und daß es ärgerlich seyn würde, wenn wir unsere Operngattung aufgeben wollten, die, so viel man immer von der Geringfügigkeit unserer Musik gepredigt hat, sich gleichwohl ununterbrochen seit 120. Jahren erhält, und, wohl zu merken, sich bloß durch ihren vorzüglichen Schmuk erhält. Unter allen Künsten ist unstreitig die Musik den meisten Veränderungen unterworfen. Selbst in Italien nutzen sich die Compositionen ab und mißfallen in kurzer Zeit; eine Oper, die vor zehen Jahren Beyfall gefunden hat, ist nach Ablauf derselben nichts mehr. Die Ohren verlangen immer neue Eindrücke. Bei uns hingegen werden die Empfindungen immer geschmeichelt, immer geweckt durch die mannigfaltigen und anziehenden Reitze unseres Schauspiels. Noch einmal: unser tragisches Theater ist vortreflich; aber die tragische Rührung ist nicht das einzige, was man in der Oper suchen muß. Man muß alle Hülfsmittel benutzen, welche diese Gattung darbietet; alle Künste gewinnen dabey; und die Mythologie aus der

Oper verbannen zu wollen, das hieße die Oper selbst verbannen.

Aber zu eben der Zeit, wo ich mit der Gattung der Iphigenie unzufrieden bin, beuge ich meine Knie vor dem erhabenen Genie des Compositors. Mit Thränen in den Augen, und mit einem bewegten Herzen, voll von den tiefesten Eindrücken, falle ich mit Enthusiasmus den unzähligen Schönheiten bey, die er in seiner Oper ausgestreut hat, und ihm sage ich: Erhabener Mann, empfindungsvolle Seele, der Sieg der handelnden Scene ist dein! Nimm noch die andere Hälfte des Scepters, dann wirst du ohne Mitbuhler regieren.

War es jemals möglich, sich diesen Wunsch einfallen zu lassen, so ist es jetzt. Wir haben vortreffliche Schauspieler. Die beyden Personen, welche den Agamemnon und die Iphigenie vorstellten, haben uns die höchste Stufe ihrer Kunst gezeigt. Die Rolle des Achilles wurde durch die Schönheit der Stimme, durch die Kenntniß der Musik und durch die Wärme des Schauspielers, in einem hohen Grade belebt. Unsere Tänze sind zu einer solchen Vortreff-

lichkeit

lichkeit empor gestiegen, daß sie die Tanzkunst selbst zu übertreffen scheinen. Unser Orchester nimmt täglich an Vollkommenheit zu; selten kann man ihm Fehler vorwerfen; es ist zu allem gleich geschickt; jedes Instrument wird durch den Fleiß in der Ausführung ein Akteur. Das Publikum läßt sich mit Entzücken hinreissen, und scheint, nachdem es lange genug unentschlossen war, nunmehr seinen Entschluß zu fassen. Könnten wir die Talente eines Quinault für die Poesie, eines Lulli für das pathetische Recitativ; eines Rameau für die Tänze und Chöre, mit dem feurigen erhabenen und wirklichen tragischen Genie des Verfassers der Iphigenie vereinigen; dann könnten wir kühnlich behaupten, das vollkommenste Werk zu besitzen, welches jemals gewesen ist.

Dies, Madame, hatte ich mit Ihnen zu sprechen. Sie hatten mir befohlen, Ihnen stückweise mein Urtheil über dieses neue Werk zu sagen, welches so vieles Aufsehen gemacht hat; ich habe Ihnen gehorcht und bitte Sie nur, statt einer Belohnung meines Gehorsams, das Geheimniß zu bewahren,

und diesen Brief, der nur für Sie geschrieben ist, nicht etwa bekannt zu machen, u. s. w.

Anmerkung des Uebersetzers.

Es gibt zwo Gattungen der ernsthaften Oper, die prächtige und die pathetische. Herr Gluck, indem er die pathetische Oper zuerst in Frankreich einführt, verwirft deswegen die andere Gattung nicht. Sein Orpheus beweist es, daß dieser große Compositor die Wirkungen der mitarbeitenden Künste eben so gut, als Lulli und Rameau zu benutzen, eben so gut miteinander zu vereinigen weiß. Allein nicht jeder Stoff verträgt die Zierrathen, die unser Briefsteller in der Oper für wesentlich hält. Iphigenie würde sie nicht vertragen haben. Orpheus vertrug sie. Ich setze zu dieser Anmerkung das Urtheil eines französischen Kunstrichters: die Gattung der Opern mit Balleten, die unserer leichtsinnigen Nation so eigen ist, wird wenigen Antheil an der Verbesserung des Herrn von Gluck nehmen. In der reichsten Billdergallerie ist nicht alles Michael Angelo, Tintoret u. s. w.

Das

Das Auge ruht gern auch bei einem Albane oder Correggio aus. Locus est & plurimus umbris. Der Riter Gluck schließt die Pforten zum Tempel des Geschmacks nicht hinter sich zu; genug ist es für seinen Ruhm, daß er sie dem Genie aufgeschlossen hat.

III.

Gespräch.

zwischen Lulli, Rameau und Orpheus

in den elisäischen Feldern.

Von

Herrn M * * *

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci

Horatius.

Vorbericht.

Dieses Gespräch ist veranlaßt worden, durch den ausserordentlichen Eindruck, welchen die Musik des Ritters von Gluck in dieser Hauptstadt gemacht hat, seitdem seine Opern Iphigenie und Orpheus aufgeführt worden, und durch die Umschaffung unsers Nationalgeschmacks, welche wahrscheinlicherweise dadurch bewirket werden muß.

Zwar

Zwar waren die Meynungen über den Werth dieser Opern Anfangs getheilt; allein so viel ist gewiß, daß die wahren Liebhaber, das ist, jene kleine Zahl aufgeklärter Richter, die da fähig waren, alle Schönheiten dieser erhabenen Musik zu erkennen und zu würdigen, ihr bereits die eklatanteste Gerechtigkeit haben wiederfahren lassen. Schon die einzige Stimme des berühmten Bürgers, (Rousseau) dessen Talente ganz Europa bewundert, könnte hinlänglich seyn, den Sieg des Ritters von Gluck zu entscheiden, und es ist nicht zu zweifeln, daß dieses Beyspiel bald die Stimme des Volks nach sich ziehen wird.

Unter den vielen Vorurtheilen, an denen wir noch fest halten, wäre das Lächerlichste für unsere Nation dies: zu wähnen, als wenn unsere Musik einen Vorzug vor der wälschen, oder deutschen hätte. Ich will deswegen nicht sagen, wie man schon hat vorgeben wollen, daß wir gar keine Musik haben; dieser Vorwurf ist zu allgemein und ungegründet. Aber indem ich die Talente eines Lulli und Rameau verehre, indem ich zugestehe, daß sie oft,

ein jeder in seiner Art, bewundernswürdige Wirkungen hervorgebracht haben; so darf ich zugleich behaupten, daß sie noch nicht so weit gegangen sind, als sie hätten gehen können. Es wäre leicht, dieses zu erweisen. Man vergleiche nur die verschiedenen Schönheiten ihrer Werke mit jenen des Ritters von Gluck, und man wird leicht begreifen, daß meine Behauptung nicht übertrieben ist. Uebertrieben könnte sie vielleicht in den Augen derjenigen scheinen, welche der Enthusiasmus für die Verdienste eines Rameau verblendet. Doch diese Idee der Vergleichung, die jetzt nur projektweise hingeworfen worden, kann mit der Zeit den Gegenstand eines interessanten Werks abgeben. Jetzt wollen wir uns nur bemühen, mit Beobachtung der strengsten Unpartheylichkeit, die Gegner des Ritters Gluck von seinen Vorzügen vor Lulli und Rameau zu überführen.

Ein blasphemischer Gedanke! werden ohne Zweifel die Bewunderer dieser zween berühmten Compositoren schreyen. Sie werden sagen, die Sache sey unmöglich, besonders sey der Ruhm eines Rameau unver-

letzlich,

letzlich, und man müsse ihn immer als den Orpheus von Europa betrachten. Allein Worte sind keine Gründe, und so lange man sich nicht anderer Waffen bedienen wird, so wird dem Ritter Gluck der Sieg gewiß bleiben. Wir wollen ihm denselben nicht ohne Grund zueignen; noch einmal gesagt: eine genaue Würdigung der Schönheiten unserer Autoren soll uns statt der Waage dienen, bei dem Urtheile, welches wir über sie fällen werden. Bis der Ritter von Gluck uns noch mehrere unsterbliche Werke liefern wird, wollen wir einstweilen uns dessen erfreuen, was er schon für die Ehre unserer Sprache gethan hat; für seine eigene Ehre ist dies unstreitig sehr viel; aber es ist noch nicht genug für unsere Ergötzlichkeiten und für unsern Geschmack; nicht genug, um der einsichtsvollen Bewunderung zu entsprechen, welche die Hauptstadt seinen Talenten gezollt hat. Er wird durchdrungen seyn von den Gnadenbezeugungen der großen Königinn, die aller Herzen durch ihre erhabenen Eigenschaften fesselt; er wird sich bemühen, seine Dankbarkeit durch neue Werke seines Genies an den

Tag zu legen; und wir können ihn versichern, daß bei jedem seiner neuen Meisterstücke, die Zahl seiner Bewunderer sich vermehren wird, oder vielmehr daß jedermann, getroffen von dem Glanze seiner Verdienste, sich beeifern wird, das Urtheil zu bestätigen, welches in dem nachfolgenden Gespräche, Orpheus über diesen erhabenen Compositor ausspricht.

Gespräch.

zwischen

Lulli, Rameau und Orpheus

in den elisäischen Feldern.

Lulli.

Immer nichts, als von ihren Opern, mein Herr Rameau! Ich kenne den Werth derselben; aber, mit Gunst, lassen sie doch auch der Gattung von Musik, deren Schöpfer ich bin, Gerechtigkeit widerfahren, und, nehmen sie ein wenig Rücksicht

auf

auf das Jahrhundert, in welchem ich gelebt habe.

Rameau.

Sie verdienen ohne Zweifel die erste Stelle an der Seite der berühmten Männer, die das Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten verewigt haben. Ihr Genie hat die französische Musik aus ihrem Nichts hervorgezogen, und diese galante und kriegerische Nation muß sie als den Stifter ihrer Oper betrachten. Aber dafür werden sie mir zugestehen, daß sie die Kunst nicht verstanden haben, alle die Wirkungen in die Musik zu legen, deren sie fähig ist.

Lulli.

Was für Wirkungen?

Rameau.

Das heißt: sie verstanden nicht so gut, als ich, die ganze Stärke der Harmonie, und handen sich zu sehr an eine einfache und melodische Deklamation.

Lulli.

O! lassen sie dies Vorurtheil fahren! Ich habe ihre Abhandlung von der Harmonie gelesen, und sie schien mir eben so schwer verständlich zu seyn, als ein geometrisches

Problem: Indessen betrachten sie nur einmal mein schwächstes Werk, und sie werden sehen, daß ich gerade derjenige bin, welchem sie den größten Theil ihrer Kenntniße zu danken haben; ich war ihr Wegweiser auf der Laufbahn des Theaters, und wenn sie mir meine einfache Deklamation vorrücken, so ist dies der größte Lobspruch, den sie mir machen können. Die Musik soll alle Leidenschaften malen, die lebhaften Empfindungen der Seele, die sanften Wallungen des Herzens, samt allen Eindrücken der Furcht und des Mittleidens.

Rameau.

Das ist ja eben das, was ich in meiner Abhandlung bewiesen habe. Je mehr man sich nähert der höchsten Stufe der Kunst, desto mehr nähert man sich der Natur.

Lulli.

Aber man entfernet sich oft von der Natur, indem man sie nachahmen will; oft sind wir in diesen Fehler gefallen. Um ihre Eigenliebe nicht zu beleidigen, führe ich keine Beispiele an. Ueberhaupt, wenn sie allenfalls einen Vorzug vor mir haben, so haben sie ihn in ihren Compositionen für die

Bal-

Ballete, weil diese selbst von den meisten auswärtigen Nationen angenommen sind.

Rameau.

Es ist wahr, daß fast alle Ausländer, die ich hier antreffe, mit Enthusiasmus davon sprechen; und wirklich müssen mir die Franzosen ewig dankbar dafür seyn, daß ich durch die Anstrengung meines Genies eine Kunst zur Vollkommenheit gebracht habe, worinn sie nun Meister sind.

Lulli.

Das glaube ich selbst, daß Ihre Tänze unnachahmlich sind. Gleichwohl sagt man mir doch, daß ihre Opern nicht eben den allgemeinen Beifall hatten. War es nicht ein heroisches Ballet, welches machte, daß ihr Zoroaster nicht gefiel?

Rameau.

Ja! aber das Gedicht selbst that der Musik den meisten Schaden, und das Carneval auf dem Parnasse (*) drückte sie vollends zu Boden. Doch das müssen sie wissen, daß die Stadt Paris einen ungewöhnlichen Aufwand machte, um die Pracht dieses neuen Schauspiels zu unterstützen!

Lulli.

(*) Eine damals erschienene fliegende Schrift.

Lulli.

Es war also ein Meisterstück?

Rameau

Ich will es nicht entscheiden; aber man glaubte es damals.

Lulli.

Ich bin hiervon nicht unterrichtet; mir wenigstens ist so etwas nicht geschehen.

Rameau.

Weil sie glücklicher waren als ich. Sie waren der Schöpfer der französischen Musik: sie hatten keine Hindernisse zu überwinden, keine Nebenbuhler zu befürchten. Dem ungeachtet habe ich mich nicht sehr über das Unrecht, was mir damals wiederfuhr, zu beklagen. Es vergrößerte meine nachherigen Siege. Mit der Zeit öffneten sich die Augen des Publici, die vorhin durch die Neuheit geblendet waren. Meine Zeitgenossen ließen meinen Talenten Gerechtigkeit widerfahren, und endlich übertrug mir ganz Frankreich das Scepter des lyrischen Schauspiels.

Lulli.

Freylich haben sie einen Theil meines Ruhms verdunkelt. Aber da sie nunmehr kei-

nes

nes Vorurtheils, keiner Vieleinbildung mehr fähig sind, so gestehen sie, daß das Urtheil, was man gewöhnlichermassen von allen Werken der Musik zu fällen pfleget, fast immer von der Mode, oder von einer zufälligen Meinung abhänget.

Rameau.

Nein! Nur große Geister können große Veränderungen bewirken. Wahr ists, daß Schönheiten, die gewisse Personen auf das lebhafteste rühren, oft auf andere nicht den mindesten Eindruck machen; alles hängt davon ab, aus welchem Gesichtspunkte und wie man die Gegenstände betrachtet. Aber nach und nach klärt sich der Geist auf; das Ohr gewöhnt sich an die erhabene Melodie; und mit der Zeit vereinigt sich der Geschmack des großen Haufens und wird fest. Fontenelle, dem sie gern beypflichten werden, sagt etwas in seinem Buche, über die Mehrheit der Welten, was einigermaßen hieher gehört; „ Zwey Dinge sind der Grund der „ ganzen Philosophie: Der Geist ist neu„ gierig und die Augen sind schwach. Hät„ tet ihr bessere Augen, als ihr habt, so „ würdet ihr wohl sehen, ob die Sterne

„ Wel-

„ Welten sind, oder nicht sind. Und wä-
„ ret ihr weniger neugierig, so würdet ihr
„ euch nicht darum bekümmern. Aber man
„ will mehr wissen, als man siehet, und
„ das ist die Schwierigkeit. Sähe man
„ alles, was man sieht, genau; so wäre
„ alles Gesehene Kenntniß; aber man sieht
„ die Dinge anders, als sie sind. Daher
„ bringen die wahren Philosophen ihr Le-
„ ben damit zu, daß sie nicht glauben, was
„ sie sehen, und sich bemühen zu errathen,
„ was sie nicht sehen: ein Zustand, der
„ nicht sehr zu beneiden ist. Ich bilde mir
„ immer ein, die Natur sey ein großes
„ Schauspiel, welches der Oper gleicht:
„ Aus eurem Standorte seht ihr das Thea-
„ ter nicht ganz so, wie es ist; man hat
„ es so eingerichtet, daß es in der Entfer-
„ nung eine angenehme Wirkung thut; die
„ Maschinen aber verbirgt man vor euren
„ Augen. Auch bekümmert ihr euch nicht
„ sonderlich um die Wirkung der verstec-
„ ten Räder und Gewichter. Nur vielleicht
„ lauscht hier oder da im Parterre ein
„ Maschinenmeister, welcher über einen
„ Flug unruhig wird, der ihm ausserordentlich
„ schien,

„ schien, und welcher sich plagt, die Art
„ zu entdecken, wie dieser Flug wohl hätte
„ mögen ausgeführet werden. Dieser Me-
„ chaniker gleicht ziemlich unsern Philoso-
„ phen, nur mit dem Unterschiede, daß
„ diese mehr Schwierigkeiten vor sich fin-
„ den, als jener. Die Triebräder der Na-
„ tur sind so künstlich versteckt, daß man
„ sich von jeher umsonst bemühet hat, nur
„ zu errathen, welches die wahre Ursache
„ der Bewegung in der Welt sey. Schi-
„ cken wir einmal alle unsere Weisen in
„ die Oper, vom Pythagoras, Plato und
„ Aristoteles an, bis auf die Neuern, de-
„ ren Namen berühmt sind: sie sollen se-
„ hen, wie Phaeton von den Winden ent-
„ führt wird, sie sollen die verborgenen
„ Seile nicht entdecken können, nicht wis-
„ sen, wie der hintere Theil des Theaters
„ eingerichtet ist; was werden sie sagen?
„ Der eine: es ist eine geheime Kraft, welche
„ den Phaeton entführt. Der andere: Phae-
„ ton ist zusammengesetzet aus gewissen
„ Zahlen, die machen, daß er in die Höhe
„ steigt. Der dritte: Phaeton hat einen
„ gewissen freundschaftlichen Hang für die

„ Decke des Theaters, er befindet sich nicht
„ wohl, so lange er nicht daselbst ist. Der
„ vierte: Phaeton ist eigentlich nicht zum
„ fliegen gemacht; aber doch will er lieber
„ fliegen, als das Theater in der Höhe
„ leer lassen. Und hundert Träumereyen
„ mehr! Endlich kommt Cartesius mit ei-
„ nigen Neuern, die da sagen: Phaeton
„ fliegt, weil er mit Seilen gezogen wird,
„ und weil das Gegengewicht, welches
„ hinab steigt, schwerer ist! als er, —
„ schnell glaubt man nun, ein Körper
„ könne sich nicht bewegen, ohne von
„ einem andern Körper gestossen, oder
„ gleichsam mit Seilen gezogen zu werden. „

Auf eben diese Art macht man täglich neue Entdeckungen in der Musik.

Lulli.

Man kann nichts angenehmers über eine so ernsthafte Materie plaudern; aber, um wieder auf unsere Sache zurück zu kehren, sagen sie mir, ob die musikalischen Werke, die nach mir gekommen sind, den Beyfall des Publici gehabt haben?

Rameau.

Mit vieler Mühe. Die berühmtesten Compositoren nach ihnen, haben mit Furcht

und

und Zittern für das Theater gearbeitet; so sehr überzeugt waren sie, wie schwer es sey, dem Publiko nach einem solchen Vorgänger zu gefallen.

Lulli.

Auch war ein solches Unternehmen in der That gefährlich.

Rameau.

Ich habe einen gekannt, der schon eine Oper angefangen hatte, aber seine Arbeit aufgab, weil er an einem guten Abend auf seinem Tische folgende Verse antraf, deren Verfaßer ihm, so wie mir, niemals bekannt wurde.

Qui pourroit, sans montrer un esprit impoli,
Refuser son hommage aux Mânes de Lulli?
Le dirai-je? En donnant merveille sur merveille,
Il a trop aux beautés accoutumé l'oreille:
Modele inimitable, il jette dans l'ennui
De ne voir rien qu'on puisse admirer comme lui.

Lulli.

Die Hyperbel ist ein wenig zu sehr Hyperbel. Indeß mache ich mir doch gerne

das Vergnügen zu glauben, daß ich in meiner Kunst eben so vielen Ruhm erworben habe, als der berühmte Lysander von Sicion, der zuerst den Weg zeigte, die Instrumental-Musik mit der Vocal-Musik zu vereinigen. Ich zuerst habe die Manier des Gesangs auf dem französischen Theater fest gesetzet, und ich glaube nicht, daß man besser, als ich es gethan habe, den Sinn der Poesie ausdrücken, besser deren Schönheiten sinnlich machen kann.

Rameau.

Das ist leicht begreiflich. Der zierlichste Poet ihres Jahrhunderts versahe sie mit erhabenen Gedichten, und pries, in seinen göttlichen Allegorien, den größten König der Welt, der sich ein eigenes Geschäffte daraus machte, die Künste zu beschützen, und eine Ehre, sie zu belohnen. Wie hätten sie es müssen angreifen, um die Empfindungen der Liebe und der Dankbarkeit, von denen sie durchdrungen waren, nicht in ihrer Musik auszudrücken?

Lulli.

Quinault ließ Ludwigen dem vierzehenten Gerechtigkeit wiederfahren. Seine Lobsprüche, wären sie zuweilen gleich über-

trie-

trieben gewesen, wurden deswegen doch von den ernsthaftesten und strengsten Hofmännern nicht für abgeschmackt erkläret. Sie schilderten die wohlthätige Seele dieses jungen Helden, welcher die Augen von ganz Europa auf sich zog.

Rameau.

Das thut nichts zur Sache. Ich werde ihn allemal als den sinnreichsten und feinsten Schmeichler dieses großen Monarchen betrachten.

Lulli.

Ach! Muß man denn eben, wenn man lobt, der Schmeicheley beschuldiget werden? Die Könige wären sehr zu beklagen, wenn sie nur von Schmeichlern gelobt würden. Lucian sagt über diesen Punkt: „ Die „ Schmeichler sind schlimmer, als die sich schmeicheln lassen; die letztern werden stolz und unverschämt bloß durch die Niederträchtigkeit der erstern, u. s. w. (*)

Rameau.

Niemand zweifelt an dieser Wahrheit.— Aber es ist mir, als wenn ich den Schall einer Leyer hörte.

(*) Man hat nicht die ganze Stelle übersetzt, weil sie eigentlich nicht zu der Absicht dieses Gespräches gehöret.

Lulli.

Und ich höre eine sehr melodische Stimme.

Rameau.

Welche Gottheit mag wohl in die elisäischen Felder herab gestiegen seyn. Mercur etwa? oder Apollo?

Lulli.

Ich sehe jemanden durch diese Palmbäume? ——

Rameau.

Und ich höre rufen: Euridice.

Lulli.

Orpheus ists! was mag der hier zu thun haben?

Rameau.

Fragen wir ihn! er nähert sich uns.

Lulli.

Göttlicher Orpheus, welch ein Zufall bringt dich hieher?

Orpheus.

Ich bin nicht der berühmte Orpheus aus Thracien, welcher zugleich Musikus, Poet und Gesetzgeber war; noch weniger bin ich der erhabene Orpheus, welchen dein Bruder mit so vielem Beyfall am Hofe aufgeführet hat; (*) ich habe nur die äußere Ge-

(*) Eine Tragödie von du Bonllai und Louis Lulli.

Gestalt meiner Vorfahren; meine Talente aber, bin ich dem deutschen Schwane schuldig, schuldig es seiner Kunst, daß ich hier seyn darf.

Rameau.

Deutscher Schwan! wer ist denn das?

Orpheus.

Einer der berühmtesten Tonkünstler in Europa.

Rameau.

Wie heißt er?

Orpheus.

Christoph Gluck.

Rameau.

Der Name klingt ziemlich tüdesque.

Orpheus.

Was Name! Name und Verdienst ist zweyerley. Das Genie gehört allen Nationen, und der wahre Weise ist ein Bürger der ganzen Welt.

Lulli

Aber in welchem Lande ist denn dieser geschickte Musikus gebohren?

Orpheus.

In Deutschland. Er wohnt zu Wien. Ein Liebhaber der schönen Künste (*) hat

(*) Mr le Bailli de Roulet.

ihn nach Frankreich gezogen, und zu Paris hat er die ganze Größe seiner Einsichten gezeigt. Die liebenswürdigste Königinn der Welt, die mit ihren persönlichen Reizen die feinsten Gaben des Geistes verbindet, die mit einem einzigen Blicke Aller Herzen gewinnet, und deren großmüthige Seele Verdienste zu würdigen und zu belohnen weiß, hat, um ihn beyzubehalten, ihn mit Gnaden und Wohlthaten überhäufet.

Rameau.

Was ist denn das für eine Oper, die er in Paris aufgeführet hat?

Orpheus.

Die Iphigenie von Racine.

Ramaeu.

Das scheint mir unmöglich. Eine Tragödie von Racine, in Musik gesetzt, muß unerträglich und langweilig seyn.

Orpheus.

Mit nichten! Durch die Nachhilfe der Kunst hat man sie folgendermaßen interessant gemacht. Ein neuerer Dichter (*) hat die überflüßigen Scenen ausgemustert, hat die Handlungen näher zusammen gedrängt;

der

(*) Vorherzenannter Mr. le Bailli de Roulet.

der geistreiche Musikus hat mehr Energie und Wärme hineingebracht und das Interesse vermehrt, ohne die Schönheiten zu schwächen: mit einem Worte, diese Oper hat, außer den Unwissenden, alle Stimmen für sich.

Lulli.

Der Mann muß viele Verdienste haben, wenn nur die Unwissenden — und die Unwissenden alle — wider ihn sind.

Orpheus.

Ich habe die Partitur bey mir, urtheilt darüber, wenn ihr wollt.

Rameau.

Ah! ich bin neugierig, sie durchzublättern.

Lulli.

Auch ich!

Orpheus.

Ich überlasse sie eurer Kritik.

Rameau.

Die Eröffnung (ouverture) ist wirklich malerisch schön, und muß die beste Wirkung hervorbringen.

Lulli.

Aber was sehe ich! der Mann hat ja alle seine Chöre in Handlung gesetzt. Dies

ist wider den Gebrauch und wider die Regeln des Theaters.

Orpheus.

Meinetwegen! das Genie ist über die Regeln. Und außerdem war dieß auch der Brauch der Alten.

Lulli.

Ich behaupte aber, daß er Unrecht hat, und daß diese Neuerung lächerlich ist. —

Orpheus.

Aber noch lächerlicher ists, eine Menge Menschen auf die Scene hinzustellen, wie die Bildsäulen, und dieß zu einer Zeit, wo es die Handlung mit sich bringt, alles in die größte Bewegung zu setzen. Sollen sie denn leblos da stehen, wenn ein Fest gefeyert, oder ein Opfer verrichtet wird? Laßt mich auf den Ursprung der Chöre zurück sehen! Ich werde euch zeigen, wie gut es die Griechen verstunden, dieselben auf ihren Theatern wichtig zu machen.

Rameau.

Gut!

Orpheus

In der Kindheit der Tragödie bestand der Chor (*) aus einem Haufen von Personen, wel-

(*) Ich sage der Chor, wenn von den Personen des-

welche tanzend einen Hymnus absangen, zur Ehre des Bacchus. Diese Cärimonie wurde von den Athenienſern in ihre Schaubühne eingeführet und gehalten mit vieler Zubereitung und Pracht. Der Chor wurde zuweilen von fünfzig Inſtrumenten begleitet; die Tänze waren regelmäßig und figurirt. In der Folge, etwa ums Jahr der Welt 3530. erfand der Poet Theſpis die Epiſoden; das heißt: zwiſchen den Geſängen des Chors führte er einen Schauſpieler auf, welcher eine Rede herſagte in Beziehung auf die Tragödie, um den Sängern, Inſtrumentiſten und Tänzern eine Erhohlungezeit zu verſchaffen. Zuweilen aber ſang das Chor die ganze Tragöde, ohne einen Protagoniſten zu haben; denn ſo wurde die vom Theſpis eingeführte Perſon genennet. Aeſchylus führte einen zweyten Schauſpieler ein und Sophocles einen dritten; jener hieß Devteragoniſt und dieſer Tritagoniſt. Nachdem dieſe Schauſpieler eingeführet waren, ſo wurde der Chor

ſelben die Rede iſt; und das Chor, wenn durch dieſes Wort die Compoſizion angedeutet werden ſoll.

als eine mithandelnde Person betrachtet, der Anführer desselben wurde Coryphäus; genennet, und der Chor selbst hatte immer Theil an der Handlung.

Lulli.

Also, um die Alten nachzuahmen, hat der Verfasser der Iphigenie diesen Gebrauch wieder einführen wollen.

Orpheus.

Das eben nicht: er hat gefunden, daß eure Chöre ohne alle Wahrscheinlichkeit sind.

Rameau.

Ist das sein ganzes Verdienst?

Orpheus.

Ich habe nicht Zeit mich länger mit euch Herren zu unterhalten, weil ich Euridicen (*) aufsuchen muß. Gehet nur vollends diese Partitur durch; so werdet ihr sehen, wie sehr er sich Meister von der Scene zu machen gewußt hat, durch die Uebermacht seines Genies, und durch die Stärke seines Ausdrucks. Lebt wohl!

Lulli.

(*) Anspielung auf die Oper Orphée & Euridice vom Herrn von Gluck, welche am 2ten August 1774. zum erstenmal von der königlichen musikalischen Akademie, mit dem größten Beyfall vorgestellet wurde.

Lulli.

Sage mir doch, ehe du gehst, mein lieber Orpheus, aber aufrichtig, was man seit Erscheinung der Iphigenie in der Welt von uns denkt!

Orpheus.

Aufrichtig, weil ihrs haben wollt! Alle Leute vom Geschmack sagen: in der Harmonie des Herrn Rameau ist zu viel Kunst; und in der Melodie des Herrn Lulli ist deren zu wenig. Hingegen der Verfasser der Iphigenie hat mit euern erhabenen Talenten alles andere vereinigt, frisches Colorit, Abwechselung in den Wendungen und Schattirungen, Wahrheit des Ausdrucks, und mit einem Worte: durch die Vollkommenheit seiner Kunst, welche immer der Natur treu bleibt, hat er das Glück davon getragen, euch zu übertreffen

---

IV.

Auszug

aus dem encyklopädischen Journale. (*)

Man hat in unsern Tagen für die Malerey einen Preis des Ausdrucks gestiftet,

(*) Vom May 1774. S. 507. f. f.

tet, (*) dieß sollte man für alle Künste thun, wo man seit einer Zeit nichts als Colorit und einen ewigen monotonischen Schlendrian bemerkt. Diese Beyhülfe bitten sich besonders unsere Poesie und Musik aus; die letzte hat endlich in der Oper Iphigenie ein Muster bekommen, welches sie leiten kan, die großen unter uns so sehr vernachläßigten Wirkungen hervorzubringen.

Unsere langen musikalischen Kriege, die nach Lullis Ton entstunden, und vor zwanzig Jahren erneuert wurden, samt allen seichten Diatriben und unanständigen Zänkereyen, haben nichts wesentliches für die Kunst gefruchtet. Die Verständigen blieben in der Mittelstraße, indem sie wohl einsahen, wie viel noch an unserm Gesange in der edlen Gattung zu bessern sey. Nur einem großen Tonkünstler, einem Manne von Genie war es vorbehalten, unsere irrende Ideen über diesen Punkt zurecht zu weisen. Nach dem Beyfalle, welchen die Oper Iphigenie gefunden hat, scheint es uns, daß der größte Haufen der Zuschauer

kein

(*) Der Graf Caylus hat eigentlich diesen Preis gestiftet. A. d. H.

kein National-Vorurtheil geäußert hat, nnd daß man nun einstimmig bekennet, wir hatten zwar bisher geschickte sinnreiche und angenehme Musiker gehabt, aber noch keinen so dramatischen, dieses Wort in der strengsten Bedeutung genommen, wie den berühmten Ritter von Gluck. Man kann nichts bessers von seiner Kunst sagen, und den Dienst, welchen er unserer Opernbühne geleistet hat, nicht besser beschreiben, als durch seine eigenen Worte in der Zueignungsschrift vor einer Oper, welch Italien mit Entzückung gesehen hat. (*) Die Bemerkungen, welche daselbst Hr. Gluck über seine Kunst macht, sollen, wie es uns scheint, für alle französische Compositoren, welche die höhere Gattung der Oper bearbeiten wollen, Poetik und Regel seyn.

Um diesen neuen Reichtum unter uns einzuführen, brauchte Herr Gluck, dieser in Italien so gut als in Deutschland berühmte Compositor, ein französisches, einfaches, starkes und pathetisches Gedicht, eine große, rührende und edle Handlung,

ohne

(*) Es ist nicht nöthig, diese Stelle hier anzuführen; die Alceste ist ohnehin bekannt genug.

ohne unwahrscheinliche, unanständige und unzweckmäßige Feste; und ein solches hat ihm der Herr Bailli de Roulet geliefert, welcher schon vorhin, ehe er noch das Vergnügen hatte, den Herrn von Gluck anzutreffen, damit umgieng, unsere Oper bis zur getreuen Nachahmung des erhabenen Theaters der Griechen auszubilden.

Der Herr Balli de Roulet wählte zu dieser Absicht die Iphigenie von Racine, welche voll von den schwersten Gemälden für die Ausführung ist. Aber solche Gemälde eben mußte die erstaunende und nachdrückliche Muse des grossen Tonkünstlers haben. Das durchdringende Geschrey der Clytemnäkra, die sanfte und herzige Empfindlichkeit der Iphigenie, der Zorn und die Heftigkeit des Achilles, die nagende Angst, die Gewissensbiße und der Stolz Agamemnons, der Taumel des Volks, der Fanatismus der Priester: alles dieß hat, ein jedes seine eigenthümlich Farbe, unter dem Pinsel dieses Meisters gefunden, und wir können mit Boileau sagen:

Iamais Iphigenie en aulide immolée
Ne couta tant de pleurs á la Grece assemblée,

Que

Que dans l'heureux ſpectacle à nos yeux étalé.

Wer nur irgend eine empfindſame Seele und einigen Geſchmack für die Künſte hat, der wird den Wirkungen der maleriſchen Harmonie des Herrn von Gluck nicht widerſtehen können, und nichts mehr verlangen über das, was er empfunden hat. Ein Beweis des tiefen Eindrucks, welchen dieſe Harmonie gemacht hat, iſt unter andern die Beobachtung, da ſowohl bey den Proben, als bey der erſten Vorſtellung dieſer Oper die Zuſchauer ihren ſonſt ſo lebhaften Geſchmack an den Balleten verloren zu haben ſcheinen, die ſonſt ſeit dem Tod eines Rameau den Beyfall unſerer meiſten Opern entſchieden. Dieſem Manne hat, im Vorbeigehen geſagt, vielleicht weiter nichts gefehlt, als ein ſtarkrührendes Gedicht, um der Vorläufer des Herrn von Gluck in der Scene des Ausdrucks zu werden.

Wir glauben indeß nicht, daß für unſere leichtſinige Nation, die oft mehr nach ſinnlichen Unterhaltungen, als nach vernünftigen Vergnügungen geizt, dieſe ernſthafte Gattung der Oper hinreichend ſey und ſich mithin Ausſchließungsweiſe unſers ganzen

zen lyrischen Teaters bemächtigen müsse. Es ist noch rühmlicher, wenn sie sich nur von Zeit zu Zeit sehen läßt, damit wir nur durch sie das beleidigende Vorurtheil überwinden, welches unsere Sprache verdammt, gar keine Musik zu haben, (*) so wie gewisse Gelehrte sie von der Inscription ausschließen. Es fehlten uns in der That harmonische und geschickte Künstler, um zu malen und die großen Leidenschaften auszudrücken, ihre Gänge, ihre Accente, ihre Regungen, ihre unterscheidenden Kennzeichen zu bemerken; aber es fehlte uns noch mehr an Dichtern, um unsere Compositoren in diese Schwierigkeiten zu versetzen. Wenn unsere lyrischen Schrifsteller über die Natur und über den glücklichen Zuschnitt der Oper Iphigenie genau nachdencken wollen; so wird vielleicht Hr. Glück durch die Lehren, die er uns gegeben hat, Maler aus seiner Schule bilden.

ENDE.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

XX VII.86

XXXXX (1-5) IX.86 ⟶ 7.88

XX 5.87

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Riedel, Friedrich Just., 1742-1785

Friderich Just Riedel Weiland K. K. Raths, sämmtliche Schriften

Bd.: 4

Wien 1787

P.o.germ. 1168-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117178-8
VD18 80018947